

# Alemannisches Jahrbuch 2015/2016



# Alemannisches Jahrbuch 2015/2016

Jahrgang 63/64

Herausgegeben vom  
Alemannischen Institut Freiburg e. V.



Wir danken den Rechteinhabern für die Erteilung der Abdruckgenehmigungen.

© Alemannisches Institut Freiburg i. Br. e. V. 2017

Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Alemannischen Instituts unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Redaktion und Gestaltung: Dr. R. Johanna Regnath

Satz und Bildredaktion: Angela Wizemann M. A.

Titelbild: Der Bürstenbinder. Landesmuseum Württemberg, Stuttgart / Foto: Peter Ostritsch

Druck und Gesamtherstellung: Moog Druck, Hüfingen

ISSN 0516–5644

Bezugsquelle:

Alemannisches Institut, Bertoldstr. 45, D–79098 Freiburg i. Br.

Tel: 0761/150675–70

Mail: [info@alemannisches-institut.de](mailto:info@alemannisches-institut.de)

# Inhaltsverzeichnis

Vorwort <i>Werner Konold, R. Johanna Regnath</i> .....	7
<b>Ein Papst auf der Flucht Das Konstanzer Konzil und seine Auswirkungen auf den Oberrhein</b>	
Das Konstanzer Konzil und seine Auswirkungen auf den Oberrhein <i>Karl-Heinz Braun unter Mitarbeit von R. Johanna Regnath</i> .....	13
Fluchtweg und Fluchthelfer Zur Flucht Johannes XXIII. aus Konstanz <i>Dieter Speck</i> .....	17
Eine Folge von Papstflucht und Herzogsächtung: Freiburg wird 1415 für zwölf Jahre Reichsstadt <i>Thomas Zotz</i> .....	45
Ein fürstlicher ‚Trittbrettfahrer‘? Markgraf Bernhard I. von Baden, Johannes XXIII. und das Konstanzer Konzil <i>Heinz Krieg</i> .....	55
<b>Militärische Überreste in der Kulturlandschaft</b>	
Les strates d’occupation militaire en Alsace entre les deux conflits mondiaux <i>Jean-Marie Balliet</i> .....	71
Die Ausbaustufen der militärischen Besatzung im Elsass zwischen den zwei Weltkriegen <i>Jean-Marie Balliet</i> .....	87
Von der Wiese zum Bunker zur Wiese Unterschiedliche Wahrnehmungen in Bezug auf die Westbefestigungen 1935–2015 <i>Friedrich Wein</i> .....	101

Gegen den Strich Die besondere Geschichte der Schwarzwälder Bürstenindustrie <i>Brigitte Heck</i> .....	119
Wie trägt Landschaft zur menschlichen Lebensqualität bei? Empirische Erkundungen auf der Schwäbischen Alb <i>Claudia Bieling</i> .....	147
„Unser Elsass“ Der Reisebericht eines Rheinländers aus dem Jahre 1910 <i>Herausgegeben von Norbert Ohler</i> .....	163

# Vorwort

Die Schwerpunkte dieser Ausgabe des Alemannischen Jahrbuchs bilden Beiträge von zwei Kolloquien. Es handelt sich zum einen um Ergebnisse der Veranstaltung „Militärische Überreste in der Kulturlandschaft“, die am 20. Februar 2015 in Kooperation mit der Professur für Landschaftspflege an der Albert-Ludwigs-Universität stattfand. Zum anderen werden Vorträge von einem Studiennachmittag zum Konstanzer Konzil „Ein Papst auf der Flucht. Das Konstanzer Konzil und seine Auswirkungen auf den Oberrhein“ am 19. Juni 2015 wiedergegeben.

Mit dem Nachmittag zu den militärischen Überresten führten wir die Auseinandersetzung mit dem Spannungsfeld von Kulturlandschaftspflege und Denkmalpflege bei „unbequemen Objekten“ aus den vorangegangenen Jahren fort. Auf die große öffentliche Tagung in Eendingen 2011 über die „militärischen Schichten der Kulturlandschaft“ waren zwei nichtöffentliche Expertengespräche gefolgt, die Verantwortlichen aus der Denkmalpflege und Spezialisten den Austausch über aktuelle Problemfelder ermöglichten. Nun führte das wiederum öffentliche Kolloquium die Überlegungen in einen größeren Kreis zurück. Einmal mehr wurde deutlich, in welchem großem Ausmaß gerade die Landschaft zu beiden Seiten des Oberrheins in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts nach militärischen Gesichtspunkten gestaltet wurde.

Vor 600 Jahren tagte das Konzil von Konstanz, genauer vom 5. November 1414 bis zum 22. April 1418. Die Stadt Konstanz und das Land Baden-Württemberg nahmen das Jubiläum zum Anlass für ausgedehnte Gedenkveranstaltungen, insbesondere für eine Große Landesausstellung in Konstanz. Wie sich dieses „Weltereignis des Mittelalters“ auf die weitere Region auswirkte, insbesondere auf das Oberrheingebiet, das durch die Flucht Johannes XXIII. mit der zeitweiligen Anwesenheit eines der drei Päpste konfrontiert war, blieb im Rahmen des Konstanzer Programmreignis eher unterbelichtet. Für uns war das der Anlass, das Thema aus oberrheinischer Perspektive in den Blick zu nehmen und zu ergänzen.

Neben diesen beiden Schwerpunkten finden Sie noch drei weitere Beiträge im Jahrbuch. Der Aufsatz von Brigitte Heck war Teil einer größeren Veranstaltungsreihe, bei der es im Wintersemester 2015–2016 um das neue Biosphärengebiet Schwarzwald ging. Unter dem Titel „Wenn Mensch und Umwelt zusammenwirken. Willkommen Biosphärengebiet Südschwarzwald!“ bot die Vortragsreihe in Zusammenarbeit mit der Naturforschenden Gesellschaft zu Freiburg im Breisgau ein breites Spektrum an Themen zum Südschwarzwald. Die Reihe umfasste kulturgeschichtliche Themen wie das der Bürstenindustrie im Südschwarzwald, die Brigitte Heck im hier abgedruckten Text behandelt, bezog aber auch Archäologie, Wirtschaftsgeschichte, Landwirtschaft und Architektur mit ein sowie die Frage, welche Effekte Biosphärenreservate auf die Regionalwirtschaft haben können. Zwei der Abende fanden im neuen Biosphärengebiet selbst, in Oberried und in Schönau, statt. Zu Beginn des Sommersemesters 2016 rundete eine Exkursion in den Südschwarzwald unter der Leitung von Werner Konold das Themenfeld ab.

Der Aufsatz von Claudia Bieling über ihre Untersuchungen auf der Schwäbischen Alb zur Frage, wie Landschaft zur menschlichen Lebensqualität beiträgt, geht auf ein Institutsgespräch

zurück, das bereits im Winterhalbjahr 2014/15 stattfand. Die Autorin ist Forstwissenschaftlerin und inzwischen Professorin an der Universität Hohenheim.

Den Abschluss bildet ein Fundstück aus dem Familienbesitz von Norbert Ohler, dessen Aufnahme in den Kreis der Mitglieder des Alemannischen Instituts sich dieses Jahr zum vierzigsten Mal jährt. Er macht mit dieser Veröffentlichung einen Reisebericht seines Großvaters, des Volksschullehrers Richard Ohler zugänglich, der 1910 nach Straßburg und ins Elsass gereist war und – vielleicht für spätere Vorträge – einen ausführlichen Bericht verfasst hatte. Mit dem Blick des Rheinländers hält er fest, was ihm in seinen Augen als fremd erscheint, und hinterlässt uns Nachgeborenen damit ein sehr persönliches Zeugnis auf dem Feld der Mentalitätengeschichte.

Die hier vorgelegten Arbeiten sind natürlich nicht die einzigen Aufsätze, die im Rahmen der Tätigkeiten des Alemannischen Instituts entstanden sind. So mündeten Vorträge aus einer weiteren Kooperation mit der Naturforschenden Gesellschaft zu Freiburg, die den Titel „Der Boden unter unseren Füßen“ trug, in Beiträge im Band 105 der „Berichte der Naturforschenden Gesellschaft zu Freiburg im Breisgau“. Die wieder sehr gut besuchte Reihe „Auf Jahr und Tag. Freiburg in der Neuzeit“ widmete sich an insgesamt elf Abenden der Zeitspanne zwischen dem Bauernkrieg und dem Ende des Zweiten Weltkriegs. Bereits ein Dreivierteljahr später lagen die Texte, pünktlich für die geschenkesuchenden Weihnachtseinkäufer, als Buch in der Reihe „Schlaglichter regionaler Geschichte“ vor. Die Ergebnisse der Tagung „817 – Die urkundliche Ersterwähnung von Villingen und Schwenningen. Alemannien und das Reich in der Zeit Kaiser Ludwigs des Frommen“ konnten wir bereits im vergangenen Jahr im Franziskanermuseum Villingen der Öffentlichkeit vorstellen, die Dokumentation zur Tagung „Gezähmte Natur. Gärten und Parkanlagen von der Antike bis zur Gegenwart“ wird demnächst und jene über „Die Zähringer. Rang und Herrschaft um 1200“ zu Beginn des Jahres 2018 erscheinen.

Aber nicht alles hat Platz zwischen zwei Buchdeckeln: Den besonderen Reiz des Vor-Ort-Seins bei unseren Exkursionen kann man mit Buchstaben nicht ersetzen. Seit Jahrzehnten sind diese Exkursionen ein Anziehungspunkt und ein großer Teil davon geht auf die ehrenamtliche Arbeit unserer Mitglieder zurück. Das gilt im Übrigen in gleichem Maß für die Konzeption der großen Tagungen, Ohne sie könnten wir in den Semesterprogrammen nicht so vielfältige und qualitätvolle Angebote machen. Deshalb sei an dieser Stelle insbesondere denjenigen Mitgliedern gedankt, die in den vergangenen beiden Jahren verstorben sind:

*Wolfgang Homburger* (\*17.10.1938, † 07.02.2015) war von 1969 bis 2002 als Regionalplaner für die Regionale Planungsgemeinschaft Mittelbaden und den Regionalverband Südlicher Oberrhein tätig. Ab 1985 war er Mitglied im Alemannischen Institut und ab 1991 im wissenschaftlichen Beirat tätig. Aus seiner Initiative ging die Tagung „Grenzüberschreitungen“ in Singen (2010) hervor.

Der Archäologe *Prof. Dr. Wolfgang Hübener* (\*15.06.1924, † 01.04.2015) war seit 1966 Mitglied des Instituts und wurde 1972 in den Beirat berufen. Von Mitte der sechziger Jahre bis zu seiner Berufung nach Hamburg 1977 war er intensiv in die Arbeit am Alemannischen Institut eingebunden und hat damit die interdisziplinäre Ausrichtung des Instituts entscheidend mitgeprägt.

Der Archäologe und Denkmalpfleger *Dr. Jörg Biel* (\*28. Juli 1943, † 18.07.2015) war dem Alemannischen Institut schon vor seiner Berufung 1999 durch Vorträge in Tübingen verbunden und blieb das auch Zeit seines arbeitsreichen Lebens.

Der Tübinger Apotheker und Pharmaziehistoriker *Prof. Dr. Armin Wankmüller* (\*15.05.1924, † 20.04.2016) gehörte seit mindestens 1973 zum Tübinger Kreis des Instituts und füllte mit sei-

nen zahlreichen Arbeiten zur südwestdeutschen und Schweizer Pharmaziegeschichte und seiner Lehrtätigkeit an der Universität Tübingen eine bislang völlig unbearbeitete Forschungslücke.

Der Archäologe und Denkmalpfleger *Prof. Dr. Gerhard Fingerlin* (\*08.10.1937, † 26.08.2016) war seit 1979 Instituts- und seit 1987 Beiratsmitglied. Mit Vorträgen und als Exkursionsleiter bereicherte er das Veranstaltungsprogramm. Aber fast wichtiger noch waren der stets kluge Rat und wohlwollende Zuspruch, mit denen er all die Jahre die Institutsarbeit mitrug und beförderte.

*Prof. Dr. Franz Fischer* (\*01.01.1925, † 01.10.2016) war von 1975 bis 1991 Professor für Vor- und Frühgeschichte an der Universität Tübingen, seit 1979 Mitglied und vor allem in den 80er Jahren am Vortragsprogramm des Alemannischen Instituts Tübingen beteiligt.

Dem ehemaligen Rouffacher Stadtarchivar *Pierre-Paul Faust* (\*17.06.1923, † 6.1.2017) war seine Mitgliedschaft im Alemannischen Institut (seit 1981) sowohl Akt der Völkerverständigung als auch Herzensangelegenheit. Bis ins hohe Alter und solange es sein Gesundheitszustand zuließ, war ihm der Kontakt zu den anderen Institutsmitgliedern und die Mitarbeit im Beirat ebenso wichtig wie der Wunsch, die Schätze seiner geliebten Heimat bekannt zu machen.

Wir sind ihnen allen zu großem Dank verpflichtet. Ohne sie wäre das Alemannische Institut nicht, was es heute ist.

Am Entstehen dieses Bandes waren neben den Mitarbeiterinnen des Alemannischen Instituts durch die Kolloquiumsvorbereitungen zu „Ein Papst auf der Flucht“ auch Karl-Heinz Braun, Jürgen Dendorfer, Heinz Krieg, Dieter Speck und Thomas Zotz beteiligt. Ihnen sei herzlich gedankt. Isabelle Noël-Tschocke hat in bewährter Weise die Übersetzung des Beitrags von Jean-Marie Balliet besorgt. Für alles Weitere gilt der Dank dem gut eingespielten Team in der Geschäftsstelle: Angela Wizemann für Lektorat, Korrekturen und Satz und den studentischen Mitarbeiterinnen Britta Rumpf, Katja Wagner und Nicole Steinsiepen für Korrekturen.

Freiburg im März 2017

Werner Konold und R. Johanna Regnath



Ein Papst auf der Flucht  
Das Konstanzer Konzil und  
seine Auswirkungen auf den Oberrhein



# Das Konstanzer Konzil und seine Auswirkungen auf den Oberrhein

*Karl-Heinz Braun unter Mitarbeit von R. Johanna Regnath*

Vor 600 Jahren tagte das Konzil von Konstanz, genauer vom 5. November 1414 bis zum 22. April 1418. Die freie Reichsstadt Konstanz hatte sich als Konzilsort gegen Alternativen wie Straßburg oder Basel durchgesetzt<sup>1</sup> und wurde für dreieinhalb Jahre Schauplatz eines „Weltereignisses des Mittelalters“. Anlässlich dieses Jubiläums wurde die Stadt Konstanz 2014 als Ort für die Große Landesausstellung Baden-Württemberg ausgewählt. Doch nicht nur das: Die Stadt stellte ein umfangreiches Programm zusammen und widmete sich seitdem bis einschließlich 2018 mit größtem Aufwand und Einsatz nicht nur dem historischen Gedenken, sondern mehr noch assoziativen Verbindungslinien zu heutigen Fragestellungen und Problemen.

Die Stadt Konstanz war damals jedoch nicht der einzige Ort des Geschehens. Mit der Flucht von Johannes XXIII. am 20. März 1415 rückte das Oberrheingebiet ebenfalls in den Blick des Konzils. Und wenn man die papale Vorstellung zugrunde legt, dass der Mittelpunkt der Christenheit dort sei, wo der Papst ist, dann wäre das Konzil in Konstanz insgesamt nur wenige Monate Zentrum der Kirche gewesen, nämlich bis zur Flucht von Johannes XXIII. am 20. März und erst wieder nach der Wahl von Oddo di Colonna zum neuen Papst Martin V. am 11. November 1417. Stattdessen erklärte das Konzil Anfang April 1415, die Kirche sei dort, wo ein rechtmäßig im Heiligen Geist versammeltes Generalkonzil die Repräsentanz der Christenheit darstelle, wie das in Konstanz eben der Fall sei. Das sollte uns aber nicht davon abhalten, auch der anderen Spur und mit ihr dem fliehenden Papst zu folgen. Doch zunächst stand die Flucht des Papstes als Problemstellung den Teilnehmern des Konzils vor Augen.

Sein Fluchtweg den Hochrhein entlang, dann über einen Teil des südlichen Schwarzwaldes bis nach Freiburg, Neuenburg und Breisach liegt genau im Fokus der zentralen Arbeitsgebiete des Alemannischen Instituts. Diese Leerstelle in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Konstanzer Konzil wollten wir, das sind Jürgen Dendorfer, Heinz Krieg, R. Johanna Regnath, Dieter Speck und Thomas Zotz, mit einem Kolloquium unter dem Titel „Ein Papst auf der Flucht: Das Konstanzer Konzil und seine Auswirkungen auf den Oberrhein“ füllen, das am 19. Juni 2015 im Collegium Borromäum in Freiburg stattfand.

Die Zeitgenossen des 15. Jahrhunderts hat es sicherlich nicht unberührt gelassen, wenn ein Papst bei ihnen vorbeikam. In unterschiedlichen Fragestellungen in den Blick zu nehmen, was das damals religiös, geografisch, kulturell und politisch bedeutete, war Ziel des Kolloquiums.

Zur Einführung sei nun aber ein kurzer Blick auf die drei Aufgaben gerichtet, derer sich das Konstanzer Konzil annehmen wollte: Einheit, Reform und Glauben, wobei der erste Punkt im

---

<sup>1</sup> WALTER BRANDMÜLLER, *Das Konzil von Konstanz 1414–1418*, Bd. 1: Bis zur Abreise Sigismunds nach Narbonne, Paderborn u. a. 21999, S. 55.

Hinblick auf unser Thema eindeutig der wichtigste ist und deshalb an dieser Stelle am ausführlichsten behandelt wird.<sup>2</sup>

Das Konstanzer Konzil stand zunächst vor der Aufgabe, eine unter drei Päpsten in drei Obödienzen oder Anhängerschaften gesplante Kirche in eine Einheit zurückzuführen. Das war eine gigantische Aufgabe, die umso schwerer wog, weil zuvor 1409, im Konzil von Pisa, eine Einigung nicht zustande gekommen war.<sup>3</sup> Es standen sich dort zwei Päpste gegenüber: einerseits Gregor XII., der sich in die römische Tradition des 1378 gewählten Papstes Urban VI. und dessen Nachfolger Bonifaz IX. und Innozenz VII. stellte. Auf der anderen Seite stand Benedikt XIII. (Pedro de Luna). Sein Vorgänger, Clemens VII. (Kardinal Robert von Genf), war am 20. September 1378 von einer Kardinalsopposition gewählt worden, weil diese die unter Tumult zustande gekommene Papstwahl Urbans VI. nicht als legitim ansah.<sup>4</sup> 1394 war Pedro de Luna als Benedikt XIII. in Avignon zu seinem Nachfolger gewählt worden. Schon Clemens VII. hatte sich in Rom nicht durchsetzen können. Nach seiner Vertreibung aus der Engelsburg richtete er seine Residenz in Avignon, auf päpstlichem Terrain, ein. Pedro de Luna hatte sich als päpstlicher Legat erfolgreich dafür eingesetzt, dass sich die Königreiche Aragon, Navarra, Kastilien und Portugal (bis 1385) dem Avignonesischen Papsttum angeschlossen hatten. Damit hat er die Machtbasis seines Vorgängers – und schließlich auch seine eigene – erfolgreich ausgebaut.

Als nun das Konzil von Pisa 1409 beide Päpste absetzte und statt ihrer mit Alexander V. einen neuen einsetzte, akzeptierten das weder Gregor XII. noch Benedikt XIII. Dies führte dazu, dass aus zwei Papstkirchen nach Pisa drei Papstkirchen wurden. Diese exkommunizierten sich gegenseitig, sodass nach kirchenrechtlichem und in gläubigem Verständnis der Zeit die ganze Christenheit vom Heil ausgeschlossen war. Natürlich kann von heute aus nach dem Sinn oder Unsinn solcher Vorgänge gefragt werden, für Zeitgenossen jedoch war das Schreckensszenario keineswegs gering.

Nicht eine hierarchische Priestergestalt hat die Kirche aus dieser multiplen Spaltungssituation herausgeholt, sondern der deutsche König.<sup>5</sup> Der Status eines Königs war nicht der eines bloßen „Laien“, ein König war eine sakrale Gestalt, liturgisch eingesetzt und gesalbt worden. Auf den Konzilien zu Konstanz und Basel trug er wie ein Diakon im Gottesdienst das Evangelium vor,

---

<sup>2</sup> Die folgenden Ausführungen beruhen auf einem Aufsatz, den Karl-Heinz Braun unter dem Titel „Zu den Aufgaben des Konstanzer Konzils: Einheit, Reform und Glauben“ in der Schweizerischen Zeitschrift für Religions- und Kulturgeschichte, Bd. 109 (2015), S. 27–45 veröffentlicht hat und der für den Abdruck hier stark gekürzt und entsprechend überarbeitet wurde. Dort finden sich auch ausführliche Quellen- und Literaturbelege. Der Aufsatz ist online verfügbar unter: <http://www.e-periodica.ch/digbib/view?pid=zfk-002:2015:109#2>. Zum Thema vgl. insbesondere auch: Das Konstanzer Konzil 1414–1418. Weltereignis des Mittelalters, Essay, hg. von KARL-HEINZ BRAUN u. a., Darmstadt 2013.

<sup>3</sup> HÉLÈNE MILLET, *Le concile de Pise. Qui travaillait à l'union de l'Église d'Occident en 1409?* (Ecclesia militans), Turnhout 2010, S. 51–145 (Edition de la liste du manuscrit de Turin).

<sup>4</sup> JOELLE ROLLO-KOSTER, *Raiding Saint Peter. Empty Sees, Violence, and the Initiation of the Great Western Schism (1378)* (Brill's Series in Church History, Bd. 32), Leiden/Boston 2008; *A companion to the Great Western Schism (1378–1417)*, hg. von DERS. und THOMAS M. IZBICKI (Brill's companions to the Christian tradition, Bd. 17), Leiden/Boston 2009.

<sup>5</sup> Zum Ablauf des Konzils vgl. BRANDMÜLLER (wie Anm. 1), THOMAS MARTIN BUCK / HERBERT KRAUME, *Das Konstanzer Konzil. Kirchenpolitik – Weltgeschehen – Alltagsleben*, Ostfildern 2013. Zu einzelnen Fragestellungen siehe auch: *Das Konstanzer Konzil als europäisches Ereignis. Begegnungen, Medien, Rituale*, hg. von BIRGIT STUDDT und GABRIELA SIGNORI (Vorträge und Forschungen, Bd. 79), Ostfildern 2014 und die dortigen Literaturhinweise.

und schließlich war er Protektor ecclesie und hatte damit vor Gott und vor der Christenheit entsprechende Aufgaben zu erfüllen.

König Sigismund war es, der die Konzilsidee erneut ins Spiel gebracht und über den Pisaner Nachfolgepapst Johannes XXIII. ihre Realisierung in den Verhandlungen zu Como und Lodi eingefädelt hatte. Und Sigismund war es, der die Konditionen diktierte und die freie Reichsstadt Konstanz als Konzilsort bestimmte, d. h. eine unmittelbar seiner Zuständigkeit unterstehende Stadt. Die päpstliche Einberufung durch Johannes XXIII. hatte politisch nur sekundäre Bedeutung.

Am Sonntag, den 28. Oktober 1414, zog Johannes XXIII. unter großem Jubel der Bevölkerung in Konstanz ein. Erst allmählich trafen die Teilnehmer ein. Die Mehrheit bildeten zunächst die Italiener. Sie forderten die Bestätigung der Pisaner Papstlinie und damit von Johannes XXIII. Die beiden anderen Päpste Gregor XII. und Benedikt XIII. sollten abgesetzt werden. Dass dieses Vorgehen keinen Erfolg zeitigte, ist bekannt.

Letztlich war es König Sigismund, der erst nach seiner Krönung in Aachen am Weihnachtsabend mit dem Schiff von Überlingen her in Konstanz eintraf und der in den nächsten Wochen immer mehr die Leitung des Konzils übernahm. Er wurde die eigentlich anerkannte Autorität, nicht Johannes XXIII.

Als schließlich Pfalzgraf Ludwig von Bayern dem König am 25. Januar den Vorschlag Gregors XII. überbrachte, wonach alle drei Päpste zurücktreten sollten, führte das nicht zuletzt wegen einer inzwischen markanten Präsenz der Franzosen dazu, dass Johannes XXIII. seine bislang unangefochtene Primatsstellung in Konstanz verlor und wenige Wochen später seine Bereitschaft zum Rücktritt erklärte. Doch als er am 20. März 1415 von Konstanz nach Schaffhausen floh, deutete vieles auf ein Scheitern des Konzils hin.

In dieser Situation gelang es Jean Gerson, dem bekannten Pariser Universitätstheologen, mit seiner Predigt am Samstag vor Palmsonntag des Jahres 1415 die Weichen so zu stellen, dass sich das Konzil auch ohne Papst eigenständig zu definieren verstand. Im Dekret „Haec Sancta synodus“ vom 6. April 1415 erklärte sich die Konstanzer Konzilsversammlung als höchste Repräsentanz der Christenheit, die ihre Kompetenz unmittelbar von Christus selbst habe. Jeder, auch ein Papst, müsse sich dieser heiligen Synode oder auch jedem anderen rechtmäßig versammelten Generalkonzil unterordnen. Damit hatte die Konzilsversammlung ihre Handlungsfähigkeit wiedererlangt.

Als zweite große Aufgabe betrachteten die Konzilsväter die *reformatio* der Kirche an Haupt und Gliedern. Der spätmittelalterliche Ruf nach Reformen ist ein kontinuierlicher, allerdings lässt sich dieser Ruf als Programm historisch kaum präzise fassen. Mit dem Begriff und der Chiffre „Reformatio“ wurde eher eine Stimmung von Unzufriedenheit erfasst als ein gemeinsames Detailprogramm. Wirklich grundlegende Reformen hat das Konstanzer Konzil jedoch nicht in Angriff genommen geschweige denn zu Ende geführt. Auch nach vier Sitzungsjahren war das eigentliche Reformprogramm kaum profiliert.

Das düsterste Kapitel des Konstanzer Konzils bietet gerade jener Bereich, der sich in den Sommermonaten des Jahres 1415 mit dem Glauben, näherhin mit der Reinhaltung des Glaubens beschäftigte. Zunächst verurteilte die Konzilsversammlung die Lehren von John Wyclif, einem zum damaligen Zeitpunkt bereits verstorbenen Oxforder Theologen, der scharfe Kritik an der Kirche und dem Papsttum geübt hatte. Dann wandte man sich jedoch gegen einen Anwesenden,

nämlich gegen den Prager Theologen Jan Hus.<sup>6</sup> Die ganze Angelegenheit war aus Prag in das Konzilsgeschehen implementiert worden. König Sigismund hatte ihn eingeladen und ihm auch freies Geleit zugesichert. Es sollte auf diese Weise geklärt werden, wie Hus zu den Lehren eines Wyclif stand und sich damit in einer konkreten Opposition zur Papstkirche befand. Er war jedoch schon vor der Ankunft des Königs inhaftiert worden und Sigismund entschied sich, nicht für einen der Ketzerei Verdächtigten Partei zu ergreifen, um den Erfolg des Konzils nicht zu gefährden. Am 6. Juli 1415 wurde Jan Hus verurteilt und zum Scheiterhaufen geführt. Damit waren jedoch noch zusätzliche schlimme Brandherde besonders in Böhmen entfacht worden.

Und wie endete die Flucht Johannes XXIII.? Er war inzwischen von Schaffhausen den Hochrhein entlang bis nach Freiburg geflüchtet, wo am 21. April 1415 die beiden Kardinäle Fillastre und Zabarella den Rücktritt des Papstes in Empfang nehmen wollten. Doch dies misslang, da der Papst nach Breisach am Rhein weiter floh und von hier aus nach Neuenburg und erneut wieder zurück nach Breisach ritt. Schließlich wurde er der Bürgerschaft von Freiburg zur Bewachung übergeben, bis er schließlich am 17. Mai nach Radolfzell überführt wurde. Ein nicht ernst zunehmender Prozess auf dem Konzil selbst führte zu dessen Absetzung am 29. Mai. Darauf folgte seine Einkerkierung im Schloss Gottlieben. Von hier wurde er dem Pfalzgrafen Ludwig bei Rhein übergeben, der ihn nach Heidelberg und später nach Mannheim in Gefängnisgewahrsam nahm. Nach dem Konzil wurde Johannes XXIII. von dem in Konstanz gewählten neuen Papst Martin V. wieder aufgenommen. Er wurde Bischof von Tusculum und wieder Kardinal. Ein halbes Jahr später, am 22. Dezember 1419 starb er in Florenz. Sein Grabmal im Baptisterium zu Florenz trägt die Aufschrift: „Ioannes quondam papa“<sup>7</sup>.

---

<sup>6</sup> Dazu siehe insbesondere die Beiträge von PETR ELBEL und PETER HILSCH in: Das Konstanzer Konzil (wie Anm. 2).

<sup>7</sup> HANS W. HUBERT, Papstgrabmäler, in: Das Konstanzer Konzil (wie Anm. 2), S. 215–217.

# Fluchtweg und Fluchthelfer

## Zur Flucht Johannes XXIII. aus Konstanz

Dieter Speck

Eine Flucht ist ein eiliges, manchmal unerlaubtes oder heimliches Verlassen eines Ortes, das Ausbrechen aus einer Gefangenschaft oder ein plötzlicher Rückzug, ein Davonlaufen vor Feinden, Katastrophen oder Ähnlichem. Alle diese Aspekte scheinen sich auch bei der sogenannten Flucht Papst Johannes XXIII. vom Konstanzer Konzil im März 1415 zu vereinigen und führten für seinen Fluchthelfer Friedrich in ein politisches Desaster ungeahnten Ausmaßes.

Bleibt noch vorzuschicken, dass es aus historischer Perspektive zwei Päpste mit dem Namen Johannes und derselben Ordnungszahl gab. Als Angelo Giuseppe Roncalli nach seiner Papstwahl 1958 den Namen Johannes XXIII. wählte, machte dies den offiziellen Standpunkt des Papsttums deutlich, dass es vor ihm keinen anderen legitimen Papst dieses Namens gegeben habe. Dennoch ist die historische Persönlichkeit Johannes XXIII. auf dem Konstanzer Konzil 1415–1418 nicht zu leugnen. Baldassare Cossa wurde auf dem Konzil von Pisa 1409 zum Papst gewählt und amtierte bis zu seiner Absetzung am 31. Mai 1415 in Konstanz als Papst Johannes XXIII. Neben ihm agierten aber noch zwei weitere Männer als Päpste, die sich allesamt gegenseitig den Anspruch auf den Stuhl Petris streitig machten. Genau dieses ungeheure Kirchenschema war die Ausgangslage für das Konstanzer Konzil, das versuchte, eine für die christliche Welt unerträgliche Situation neu zu ordnen.

## König Sigismund und das Konzil in Konstanz

Der mächtige Mann, der dieses Problem der kirchlichen Neuordnung anpackte und ein Konzil in Konstanz zustande brachte, war König Sigismund. Diese Kirchenversammlung war einerseits ein Konzil, das die Kirche neu ordnen sollte, und König Sigismund stellte sich in gewisser Weise in die Tradition Kaiser Konstantins, indem er es faktisch einberief und auch in großen Teilen dirigierte. Andererseits war das Konstanzer Konzil nicht nur eine Kirchenversammlung, sondern auch eine Reichsversammlung und Bühne für König Sigismund mit mannigfaltigen Aspekten, mit Möglichkeiten und Auswirkungen auf die Reichsgeschichte.<sup>1</sup> Sigismund war zwar Reichsoberhaupt und

---

<sup>1</sup> [...] *nit allein der kirchen, sunder ouch des reichs und gemeynees nucztes sachen und notdurft also ernstlich furhand zu nehmen* [...]. Nach JOHANN SLOKAR, Warum Herzog Friedrich von Tirol im Jahre 1415 von König Sigismund geächtet und mit Krieg überzogen wurde, in: *Forschungen und Mitteilungen zur Geschichte Tirols und Vorarlbergs* 8 (1911), S. 197–214 und 293–303, hier S. 297; auch JOHANNES HOLLNSTEINER, König Sigismund auf dem Konstanzer Konzil. Nach den Tagebuchaufzeichnungen des Kardinals Fillastre, in: *Mitteilungen des österreichischen Instituts für Geschichtsforschung* 41 (1926), S. 185–200; ANSGAR FRENKEN, Der König und sein Konzil – Sigismund auf der Konstanzer Kirchenversammlung. Macht und Einfluss des römischen Königs im Spiegel institutioneller Rahmenbedingungen und personeller Konstellationen, in: *Annuarium Historiae Conciliorum* 36 (2004), S. 177–242; WILHELM BAUM, Kaiser Sigismund. Hus, Konstanz und die Türkenkriege, Graz 1993, insbes. S. 114–119; JÖRG K. HOENSCH, Kaiser Sigismund. Herrscher an der Schwelle

König von Ungarn, besaß als Luxemburger aber kaum eine bedeutende Hausmacht im Reichsgebiet und hatte Mühe, sich gegen die mächtigen Territorialfürsten durchzusetzen. Herzog Friedrich war nach den weltlichen Kurfürsten einer der mächtigsten Fürsten im Reich, und besonders in der Region, in der das Konstanzer Konzil stattfand. Bemerkenswert ist schon das Ladeschreiben Sigmunds an Friedrich zum Konzil, das umfangreicher war als an die anderen Reichsfürsten; der Umfang und die Andersartigkeit der Ladung können schon als Indiz für Friedrichs Bedeutung gewertet werden.<sup>2</sup>

Von der Feindschaft zwischen König Sigmund und Herzog Friedrich berichtet der Zeitgenosse Eberhard Windecke und er begründet sie mit einer Skandalgeschichte. Als König Sigmund 1415 nach Innsbruck zu Herzog Friedrich gekommen sei, soll eine Bürgerstochter auf dem Fest vergewaltigt worden sein. Friedrich, den er als Schuldigen ansah, habe aber König Sigmund beschuldigt. Der Täter konnte nicht identifiziert werden, da die vergewaltigte Frau mit Sicherheit lediglich einen Barträger als Täter ohne weitere Details beschreiben konnte. Als Barträger wären aber sowohl Sigmund als auch Friedrich in Frage gekommen, doch schloss die Frau aufgrund der Sprache König Sigmund aus. Seitdem habe Sigmund nur auf eine Gelegenheit für die Rache an Friedrich gewartet, meinte Eberhard Windecke.<sup>3</sup>

Zweifellos war Herzog Friedrich aber einer der größten Kontrahenten Sigmunds als Territorialfürst, der die habsburgischen Territorien vom Oberrhein, über Tirol bis Oberitalien beherrschte. Mit Albrecht, einem anderen Habsburger und Inhaber der österreichischen Herzogtümer, arbeitete Sigmund jedoch schon früh zusammen, schließlich wurde Albrecht auch sein Schwiegersohn und Nachfolger im Reich. In Istrien und südlich Kärntens prallten die Territorialinteressen des Habsburgers Friedrich und des Luxemburgers Sigmund aufeinander. Während Sigmund nach Norden den Konflikt beilegen konnte, scheiterte er in Istrien. In der Auseinandersetzung zwischen Sigmund und der Republik Venedig konnte Friedrich sich als profitierender Dritter einmischen, Sigmund einige Niederlagen beibringen und ihn brüskieren. Diese Hintergründe dürften am wahrscheinlichsten die Ursache dafür gewesen sein, dass Sigmund auf Revanche gegen Friedrich sann und diese auch geschickt einzufädeln wusste.<sup>4</sup>

---

zur Neuzeit (1368–1437), München 1996. Das Jubiläum des Konstanzer Konzils erbrachte eine Vielzahl neuer Publikationen, von denen hier einige genannt werden sollen: Das Konstanzer Konzil 1414–1418. Weltereignis des Mittelalters. Essay, hg. von KARL-HEINZ BRAUN u. a., Darmstadt 2013 und Katalog, hg. vom Badischen Landesmuseum Karlsruhe, Darmstadt 2014; auch THOMAS MARTIN BUCK / HERBERT KRAUME, Das Konstanzer Konzil (1414–1418). Kirchenpolitik, Weltgeschehen, Alltagsleben, Ostfildern 2013; ANSGAR FRENKEN, Das Konstanzer Konzil, Stuttgart 2015; DANIEL GASCHICK / CHRISTIAN WÜRTZ, Das Konstanzer Konzil. Eine kleine Geschichte, Karlsruhe 2014; JAN KEUPP / JÖRG SCHWARZ, Konstanz 1414–1418. Eine Stadt und ihr Konzil, Darmstadt 2013.

<sup>2</sup> SABINE WEISS, Herzog Friedrich auf dem Konstanzer Konzil. Neue Dokumente zum Konflikt des Tiroler Landesfürsten mit König Sigmund, in: Tiroler Heimat 57 (1993), S. 31–56, insbes. S. 31; DIES., Salzburg und das Konstanzer Konzil 1414–1418, in: Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde 132 (1992), S. 143–307; PETER NIEDERHÄUSER, Fürst und Fluchthelfer. Herzog Friedrich IV. von Österreich und das Konzil von Konstanz, in: Das Konstanzer Konzil 1414–1418. Weltereignis des Mittelalters. Essays (wie Anm. 1), S. 145–150, insbes. S. 147.

<sup>3</sup> EBERHARD WINDECKE, Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Zeitalters Kaiser Sigmunds, hg. von WILHELM ALTMANN, Berlin 1893, S. 49.

<sup>4</sup> Zur politischen Gesamtlage zwischen Sigmund und den Habsburgern ausführlich bei HEINRICH KOLLER, Kaiser Sigmunds Kampf gegen Herzog Friedrich IV. von Österreich, in: Studia Luxemburgensia. Festschrift Heinz Stoob zum 70. Geburtstag, hg. von FRIEDRICH BERNWARD FAHLBUSCH und PETER JOHANEK (Studien zu den Luxemburgern und ihrer Zeit, Bd. 3), Warendorf 1989, S. 313–352.

## Papst Johannes und Herzog Friedrich von Österreich

Das gute Verhältnis zwischen Papst Johannes XXIII. und Herzog Friedrich scheint noch älter zu sein als das Zusammentreffen zwischen den beiden vom 15. Oktober 1414 in Meran, als Herzog Friedrich mit Johannes ein Geleitabkommen schloss. Papst Johannes ernannte Friedrich im Gegenzug zum Generalkapitän der päpstlichen Truppen und nahm ihn unter seine Räte und Familiaren auf.<sup>5</sup> Auch wenn dies wohl kein Bündnis bedeutete, so waren die Anerkennung und die Vergünstigungen, die Herzog Friedrich und seine Gattin Anna von Braunschweig erhielten, außerordentlich ehrenvoll und lukrativ, und der Papst vereinnahmte dadurch den mächtigen Herzog geschickt für sich.<sup>6</sup>

Unweigerlich wecken diese Vorgänge Assoziationen an die enge Verbindung zwischen dem Habsburger Rudolf und dem elsässischen Papst Leo IX. in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts. Rudolf, der die Ottmarsheimer Kirche erbaute, war von Leo IX. zu dessen päpstlichem Heerführer in Unteritalien ernannt worden und dort auf dem Schlachtfeld umgekommen, während die Ottmarsheimer Kirche päpstliche Weihen erhielt und nun fast für 1.000 Jahre Wahrzeichen habsburgischer Herrschaft im Elsass wurde. Die schon länger zurückreichenden Beziehungen zwischen Papst Johannes und Herzog Friedrich werden belegt durch die Unterstützung von Johann von Isnina (Isny), einem Günstling Friedrichs, der nach der Vertreibung des Trienter Bischofs durch Herzog Friedrich Generalvikar und schließlich 1426 auch Bischof wurde. Entlang der Reiseroute Johannes XXIII. nach Meran begünstigte der Papst wiederholt Parteigänger und Höflinge des Herzogs, darunter auch Johannes Vogelín, den Sekretär Friedrichs, der von Papst Johannes mit einem Kanonikat in Brixen ausgestattet wurde. In diesem Herbst 1414, vor der Reise nach Konstanz, kam es auch zu einer Absprache zwischen Papst Johannes, Herzog Friedrich von Österreich, Erzbischof Johann von Mainz, Herzog Karl von Lothringen und Markgraf Bernhard von Baden.<sup>7</sup> Eine aktive Unterstützerrolle kann vom Erzbischof von Mainz und von Herzog Friedrich bis April 1415 verfolgt werden und hinter ihnen schien eine mächtige Konstellation gegen König Sigmund vorhanden gewesen zu sein. Markgraf Bernhard von Baden trieb ab Januar 1415 eine ambivalente Politik, ab 1417 stand er wohl vollständig auf Seiten König Sigmunds und auf der Gegenseite zu Herzog Friedrich von Österreich.<sup>8</sup>

<sup>5</sup> Abgedruckt bei CLEMENS WENZESLAUS BRANDIS, *Tirol unter Friedrich*, Wien 1823, S. 388–390 (1414 Okt. 15).

<sup>6</sup> WEISS, *Herzog Friedrich* (wie Anm. 2), S. 31–32; auch HANS KRAMER, *Das Meraner Bündnis Herzog Friedels mit der leeren Tasche mit Papst Johann XXIII.*, in: *Der Schlem* 15 (1934), S. 440–452.

<sup>7</sup> FÜRST ERNST MARIA VON LICHNOWSKY, *Geschichte des Hauses Habsburg*, Wien 1841, Bd. V Nr. 1423 (05.12.1413) und 1493 (15.10.1414); WALTER BRANDMÜLLER, *Das Konzil von Konstanz 1414–1418*, 2 Bände, Paderborn u. a. 1991, insbes. Bd. I, S. 89–91; KONRAD EUBEL, *Das Itinerar der Päpste zur Zeit des großen Schismas*, in: *Historisches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft* 16 (1895), S. 545–564 und 17 (1896), S. 61–64; GEORG SCHMID, *Itinerarium Johans XXIII. zum Concil von Konstanz 1414*, in: *Festschrift zum elfhundertjährigen Jubiläum des Deutschen Campo Santo in Rom*, hg. von STEPHAN EHSES, Freiburg 1897, S. 196–206, insbes. S. 200–204.

<sup>8</sup> HEINZ KRIEG, *König Sigmund, die Markgrafen von Baden und die Kurpfalz*, in: *Kaiser Sigismund (1368–1437). Zur Herrschaftspraxis eines europäischen Monarchen*, hg. von KAREL HRUZA und ALEXANDRA KAAR (Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters, Beihefte zu J. F. Böhmer, *Regesta Imperii*, Bd. 31), Wien/Köln/Weimar 2012, S. 175–196, insbes. S. 188–192.

## Ein böses Omen? – Der Sturz auf dem Arlberg

Die Reiseroute des Papstes führte von Meran über die Via Claudia Augusta, den Reschenpass und über den fast 1.800 m hohen Arlberg, den er Ende Oktober überschritt, nach Bludenz, Feldkirch, in das Kloster Mehrerau bei Bregenz bis nach Kreuzlingen, wo er am 27. Oktober ankam. Die Reisegesellschaft des Papstes war jedoch alles andere als ein kleines Gefolge, wurde er doch von neun Kardinälen, zahlreichen Bischöfen, der Kurie, alles in allem von rund 600 Personen begleitet.<sup>9</sup>

Die Chronik des Ulrich von Richental beschreibt diesen Zwischenfall, er war aber kein Augenzeuge, sodass diese Notiz nur mit Vorsicht zu genießen ist: *Darnach kam all tag bottschafft, wie unser hailiger vatter bapst Johannes der XXIII. uff dem weg wär und herzug, daz och [war] was. Und do er uff dem Arlenberg kam, ky dem Mittel, [nach by dem clösterlin], do viel sin wagen umm und lag [er] in dem schnee under dem wagen. Do koment zu im all herren und cortisan und sprachen zu im: Hailiger vatter, gebrist uwer hailikait üntz? Do antwurt er: Ich lig hie in dem namen des tüfels.*<sup>10</sup> Der Unfall ereignete sich also mitten auf dem etwa 1.800 m hohen Arlberg in der Nähe der Ortschaft Klösterle bzw. bei St. Christoph. Dort soll der Reisewagen infolge der Schneefälle und Witterungsbedingungen umgestürzt und der Papst unter dem Wagen eingeklemmt worden sein. Dieser Vorgang ist gut vorstellbar, wenn man bedenkt, dass die reguläre Passstraße erst 1782 ausgebaut wurde.

Die im Bild wiedergegebene Reiseszene aus der Konstanzer Handschrift, eine von zahlreichen Darstellungen, beinhaltet einen doppelten Informationsgehalt. Zum einen zeigt sie den umgestürzten Reisewagen mit noch angeschirrten Zugpferden. Da die Tiere weniger bedeutend sind, wurden sie kleiner gezeichnet. Die Diener und Fuhrleute, rechts im Bild, schlagen aufgeregt die Hände über dem Kopf zusammen, während die links im Bild befindlichen Geistlichen, die die päpstliche Begleitung und Entourage *sm* bolisieren, wie der unter der Kutsche liegende Papst Haltung bewahren. Der Papst liegt in der bildlichen Darstellung nicht im Schnee, sondern eher auf einer grünen Wiese, im Gegensatz zur Beschreibung ist dies keine Winterszene. Erkennlich ist er an der Papstkrone, der Tiara. Der Papst ist wie seine geistlichen Begleiter in Gebetshaltung abgebildet, aber auf einer anderen Ebene werden ihm derb auf Latein fluchend die Worte in den Mund gelegt: „Ich lieg hier, in dem Namen des Teufels!“. Dieser Ausruf diskreditiert ihn als unwürdigen Papst, den man später zu Recht zum Rücktritt gezwungen hat.<sup>11</sup> Die aus Kenntnis des Fortganges der Konzilsgeschichte geschilderte Episode ist daher als Hinweis und böses Omen für das Folgende anzusehen, unabhängig davon, ob dieses Ereignis am Arlberg tatsächlich stattfand. Es zeigt, dass das Unheil für Johannes XXIII. vorhersehbar war.

<sup>9</sup> SCHMID, Itinerarium (wie Anm. 7), S. 205–206.

<sup>10</sup> Chronik des Konstanzer Konzils 1414–1418 von ULRICH RICHENTAL, eingeleitet und herausgegeben von THOMAS MARTIN BUCK, Ostfildern 2010 (Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen, Bd. XLI), insbes. S. 13.

<sup>11</sup> Die Darstellung folgt THOMAS MARTIN BUCK, Text, Bild, Geschichte. Papst Johannes XXIII. wird auf dem Arlberg umgeworfen, in: *Annuario Historiae Conciliorum* 30 (1998), S. 37–110, insbesondere S. 55–65.



Abb. 1: Der Sturz des Papstes auf dem Arlberg. Chronik des Ulrich Richental aus dem Rosgartenmuseum Konstanz, Hs 1, fol. 9r.

## Fluchtgedanken

Das zentrale Problem des Konstanzer Konzils war das päpstliche Schisma, das gleichzeitige Amtieren dreier Päpste. Das vorausgegangene Konzil von Pisa hatte versucht, die konkurrierenden Päpste Gregor XII. und Benedikt XIII. abzusetzen und an ihrer Stelle mit Johannes XXIII. ein neues Oberhaupt einzusetzen. Dieser Versuch schlug fehl und als Ergebnis gab es stattdessen drei Päpste. Schon frühzeitig wurde daher eine Idee diskutiert, alle drei Päpste zum Rücktritt zu bewegen. Johannes XXIII. glaubte sich dabei in der besten Position, da er hoffte, selbst wenn er mit den beiden anderen Päpsten zurücktreten würde, erneut zum Oberhaupt der Kirche gewählt zu werden. Über die Art des Rücktrittes und über die Konditionen wurde seit Februar in Konstanz intensiv und kontrovers diskutiert und verhandelt. Johannes glaubte dabei eine gute Ausgangssituation zu besitzen. Tatsächlich waren ihm, so die allgemeine Forschungslage, schon längst die Zügel entglitten und er war nicht mehr in der Lage, den Lauf der Dinge maßgeblich zu steuern. Ob die Person Johannes wirklich in so ernsthafter Gefahr war, wie er immer wieder vorgab, ob es seine subjektive Einschätzung war oder nur ein Vorwand, lässt sich kaum entscheiden. Eine mögliche Abreise oder eine Spaltung des Konzils standen dabei immer als Möglichkeiten bei allen Verhandlungen im Raum, Papst Johannes versuchte wohl dadurch neuen Handlungsspielraum zu erlangen und schließlich wurde gerade deshalb die Flucht des Papstes aus Konstanz zur Nagelprobe für das Konzil.

Vorauszuschicken ist, dass Heinrich Finke als einer der profundesten Kenner der Konzilsge-  
schichte und Herausgeber der grundlegendsten Quellenwerke<sup>12</sup> zwar eingehend die Vorgänge auf dem Konzil untersuchte, aber für das Scheitern der Papstflucht allein die Habgier des habsburgischen Herzogs verantwortlich machte, was der politischen Situation sicher nicht gerecht wird.<sup>13</sup> Dennoch wundert es, dass weder Finke noch andere Konzilsforscher die sich rasch ändernden Parameter der Flucht bemerkt oder die reichspolitischen Vorgänge hinter dieser für das Konzil so wichtigen Episode genauer betrachtet haben.

Die vielen Details dieser Flucht mit ihren Zusammenhängen sollen daher zu Beginn zusammengestellt und analysiert werden. Bei einer gut geplanten Flucht ist davon auszugehen, dass die Flüchtenden ein Ziel haben, wohin sie flüchten wollen, und dass die Flucht rasch vollzogen wird. Auf den ersten Blick scheinen dies die vielfach überlieferten Absprachen zwischen Papst und Herzog und die nächtliche Flucht nach Schaffhausen in etwa sechs Stunden zu belegen. Dennoch ist die gute Rekonstruktion der ersten Fluchtetappe nach Schaffhausen von Hermann Georg Peter bisher nur ungenügend rezipiert worden, die Fluchtroute wurde bisher nie hinterfragt.<sup>14</sup> Die Interessen der zunächst gemeinsam agierenden Personen Papst Johannes und Herzog Friedrich veränderten sich aber sehr rasch und spiegeln sich auch im Verlauf der Flucht wider. Ein Fluchtweg aus Konstanz heraus, ganz in habsburgischem Schutz, vollständig durch habsburgisches Gebiet über Schaffhausen, Waldshut, Laufenburg, Todtnau, nach Freiburg scheint auf den ersten Blick logisch, offenbart bei näherem Hinsehen aber noch andere Aspekte.

<sup>12</sup> Acta Concilii constanciensis (ACC), 4 Bände, Münster 1896–1928, Nachdruck 1976.

<sup>13</sup> „Daß die Übersiedlung [nach Burgund – d. Verf.] nicht gelang, lag an dem Österreicher, der in den ihm drohenden Kämpfen sein kostbares Unterpand nicht aus den Händen geben mochte; und so begann denn die Irrfahrt Johannes' XXIII. durch die Gegenden des heutigen Baden.“ HEINRICH FINKE, Bilder vom Konstanzer Konzil (Neujahrsblätter der Badischen Historischen Kommission, Bd. N. F. 6), Heidelberg 1903, insbes. S. 27; GEORG REINKE, Frankreich und Papst Johann XXIII., Münster 1900.

<sup>14</sup> BRANDMÜLLER, Konzil (wie Anm. 7), S. 225, Anm. 5 verweist auf HERMANN GEORG PETER, Die Informationen Papst Johannes XXIII. und dessen Flucht von Konstanz bis Schaffhausen, Freiburg 1926.



Abb. 2: Flucht von Papst Johannes XXIII. und Friedrich IV. mit dem Schiff aus Konstanz. Bern, Burgerbibliothek, Mss.h.h.I.1, f. 336 – Diebold Schilling, Amtliche Berner Chronik, Bd. 1 (<http://www.e-codices.unifr.ch/de/bbb/mss-hh-10001/336>).

Über die Flucht wird zwar in einer Vielzahl von Quellen berichtet, doch die meisten kennen keine oder nur sehr ungenaue Details, da sie keine Augenzeugen waren. In Richental's Konzilschronik finden sich nur wenige Hinweise, da er sich auf die Konstanzer Ereignisse konzentrierte. Die Vorgänge um die Flucht aus Konstanz rekonstruiert unter Abgleich aller greifbaren Quellen in aufwändiger Weise Hermann Georg Peter, jedoch nur für die erste Etappe.<sup>15</sup> Der Flucht vorausgegangen war offensichtlich eine Absprache über das Unternehmen zwischen Papst Johannes und Herzog Friedrich von Österreich spätestens am 19. März. Gerüchteweise habe dies auch Sig-

<sup>15</sup> PETER, Informationen (wie Anm. 14), insbes. S. 242–297. Die Fluchtroute ist beschrieben bei FINKE, Bilder (wie Anm. 13) und BRANDMÜLLER, Konzil (wie Anm. 7), S. 224–233 und S. 269–278.

mund schon frühzeitig gewusst. Das am Nachmittag vor der Flucht abgehaltene Turnier, an dem Herzog Friedrich teilnahm und unterlag bzw. möglicherweise seine Niederlage inszeniert hatte, kann aber nicht als Ablenkungsmanöver angesehen werden, da die Flucht erst tief in der Nacht stattfand.<sup>16</sup> Friedrich hatte sich wegen seiner bevorstehenden Abreise förmlich und offiziell am Abend des 20. März 1415 vom Papst verabschiedet und zog sich in sein Quartier nach Kreuzlingen zurück, *darnach marckt unßer herr der künig, das der papst vil haimlichs gesprachs hett mit hertzog Fridrichen von Österrich.*<sup>17</sup> Angeblich habe auch ein Gespräch zwischen Friedrich und König Sigmund stattgefunden, nach dem der Habsburger zugesichert haben soll, den Papst bei der Flucht nicht zu unterstützen.

Um Mitternacht passierte der Papst zu Fuß und verkleidet das Konstanzer Stadttor nach Kreuzlingen, wo er mit Herzog Friedrich zusammentraf. Dort bestieg die kleine Gruppe mit ihren Begleitern die Pferde und nahm den Landweg nach Schaffhausen über Ermatingen oder Steckborn. Dort setzten sie die Flucht auf dem Wasserweg fort. Vermutlich in Stein verließ Friedrich das Schiff und ritt nach Schaffhausen voraus, wo er am Morgen den ankommenden Papst in seiner Stadt empfing. Nach Peter dürfte dieser Teil der Flucht aus Konstanz nach Schaffhausen ungefähr sechs Stunden gedauert haben, sodass Papst Johannes und Herzog Friedrich am Morgen bequem Schaffhausen erreicht haben dürften. König Sigmund hatte spätestens am Morgen des 21. März von der Flucht Kenntnis gehabt und ergriff in Konstanz rasch Maßnahmen, um eine Panik und das Auseinanderlaufen des Konzils zu unterbinden. Auch dies könnte ein Indiz dafür sein, dass er informiert war oder die Flucht ahnte und vorbereitet war.<sup>18</sup>



Abb. 3: Flucht Herzog Friedrichs. Chronik des Ulrich Richental aus dem Rosgartenmuseum Konstanz, Hs 1, fol. 42r.

<sup>16</sup> RICHENTAL, Chronik (wie Anm. 10), S. 47 und S. 48: *do für papst Johannes haimlichen von der statt ze Costentz, und rait uff ainem klainen rösly und hatt ain grawen mantel umm und ain graw kappen uff, die was umbwunden, daz man inn nit kennen mocht.* So oder ähnlich, in verschiedenen Varianten wird der verkleidete Papst beschrieben.

<sup>17</sup> RICHENTAL, Chronik (wie Anm. 10), S. 46; auch PETER, Informationen (wie Anm. 14), S. 299–303 und BRANDMÜLLER, Konzil (wie Anm. 7), S. 225–226.

<sup>18</sup> FINKE, Bilder (wie Anm. 13), S. 20 f., insbes. S. 28.

## Schaffhausen

Schon kurz nach seiner Ankunft sandte Johannes eine Nachricht an den Erzbischof von Reims. „Durch Gottes Gnade sind wir in Freiheit in Schaffhausen: Wir sind dort hingegangen, nicht um dem auszuweichen, was wir durch unsere Abdankung für den Frieden der heiligen Kirche Gottes zu tun versprochen haben, sondern um es nunmehr in Freiheit und Sicherheit unserer Person auszuführen“, so Brandmüller in seiner Wiedergabe des päpstlichen Schreibens. Ein fast wortgleiches Schreiben erhielt König Sigmund, wobei Johannes in diesem hinzufügte, dass er seine Flucht ohne Wissen Herzog Friedrichs durchgeführt habe. Zwar sollte dies Friedrich gegenüber Sigmund entschuldigen, doch war schon der Versuch mehr als unglaubwürdig.<sup>19</sup> Das Konzil beriet die neue Lage und schon am Tag darauf brach eine Konzilsdelegation nach Schaffhausen auf, um mit Johannes über die Modalitäten seines Rücktrittes zu verhandeln. Schon zuvor hatte Johannes den Kurialen befohlen, auf den 23. März nach Schaffhausen zu kommen, und versucht, sie so vom Konzil abzuziehen. Dies hatte dennoch nur begrenzten Erfolg. Die Ergebnisse der Verhandlungen zwischen Papst und Konzilsdelegierten dürften schließlich in die Bulle *intellectis quae* vom 25. März 1415 eingeflossen sein, womit Johannes nochmals seine Bereitschaft zur Überwindung des Schismas und seine Abdankung zusicherte.

Wo sich der Papst in Schaffhausen aufhielt, ist unklar, doch kommen als Aufenthaltsorte das Allerheiligenkloster oder die habsburgische Burg in Frage; auch ist unbekannt, ob der Papst in Schaffhausen kirchliche Funktionen wahrgenommen hat, was jedoch anzunehmen ist. Am Gründonnerstag, 28. März, habe der Papst auf dem Weg zur Messe von den Absagebriefen zahlreicher Adelliger gegen Herzog Friedrich erfahren, worauf er erneut aus Furcht und in einem Karren versteckt Schaffhausen in Richtung Waldshut verlassen habe. Die Wahl des Zeitpunktes am Karfreitag dürfte sicher nicht zufällig sein und die Situation noch dramatisieren. Noch am Nachmittag sei er in seinen päpstlichen Gewändern, begleitet vom Herzog und ohne Besuch eines Gottesdienstes, weitergezogen. In dieser Situation wurde Johannes von einem großen Teil der päpstlichen Entourage verlassen, doch war dies nur der Auftakt der päpstlichen Vereinsamung.<sup>20</sup> Bis zur Ächtung Friedrichs am 1. April waren nahezu 200 Absagebriefe an Herzog Friedrich unterwegs, worüber Friedrich sicher gut informiert war. Die meisten dieser Absagebriefe waren schon vor der Ächtung abgefasst worden, was ein bezeichnendes Bild auf die Stimmung am Hof Sigmunds gegenüber Herzog Friedrich wirft, aber auch zeigt, dass die Flucht ein Anlass oder Auslöser für ein formalrechtliches (Schein-)Verfahren für eine Gewaltaktion gegen den Herzog war.

## Logik der Reiseroute

Von Schaffhausen aus setzten Johannes XXIII. und Herzog Friedrich ihre Flucht fort, die nach allgemeiner Forschungsmeinung nach Burgund oder Avignon führen sollte. Daher soll an dieser Stelle zunächst der weitere Reiseweg betrachtet werden, der über Schaffhausen nach Laufenburg, dann über Todtnau nach Freiburg führte. Von Freiburg wurde der Rheinübergang zunächst in Breisach, dann in Neuenburg angestrebt, was beides scheiterte. Danach führte der Weg wieder zurück nach Freiburg, wo der Papst längere Zeit verweilte. Von Freiburg aus wurde Johannes

<sup>19</sup> [...] *venimus inscio filio nostro duce Austrie* [...]. BRANDIS, Tirol (wie Anm. 5), S. 391; BRANDMÜLLER, Konzil (wie Anm. 7), S. 228–229.

<sup>20</sup> FINKE, Bilder (wie Anm. 13), S. 34 f.

schließlich als Gefangener nach Radolfzell zurückgebracht, Herzog Friedrich reiste zuvor über Schaffhausen nach Konstanz. Die Reisstrecken des Papstes sind auf allen diesen Etappen erstaunlich kommod, umfassen lediglich Distanzen bis zu 50 km, eine Strecke, die er von Konstanz nach Schaffhausen in sechs Stunden zurücklegte. Von großer Hast und Panik ist so gesehen nur wenig zu bemerken.



Abb. 4: Kürzeste Route von Konstanz über den Hochrhein nach Belfort mit Höhenprofil.

Tabelle: Distanzen und Etappen der Flucht

Konstanz			
	Konstanz–Schaffhausen	50 km	450 Hm
Schaffhausen			
	Schaffhausen–Waldshut	44 km	450 Hm
Waldshut			
	Waldshut–Laufenburg	18 km	100 Hm
Laufenburg			
	Laufenburg–Todtnau	44 km	1400 Hm
Todtnau			
	Todtnau–Freiburg	30 km	700 Hm
Freiburg			
	Freiburg–Breisach	25 km	80 Hm
Breisach			
	Breisach–Neuenburg	28 km	80 Hm
Neuenburg			
	Neuenburg–Freiburg	35 km	280 Hm
Freiburg			
	Freiburg–Radolfzell	110 km	1400 Hm

Die meisten Etappen sind sogar noch kürzer als die Etappe von Konstanz nach Schaffhausen und wären per Pferd in einem halben Tag oder nicht viel länger möglich gewesen. Daraus ist zu schließen, dass Johannes – zumindest ab Schaffhausen – es nicht besonders eilig gehabt zu haben schien, auch wenn sein Reiseziel Burgund bzw. Avignon feststand. Die Gründe für diese Feststellung sind zum einen, dass die Route nicht dem direkten Weg von Schaffhausen den Hochrhein hinunter nach Basel, dann nach Altkirch und Belfort entspricht. Von Schaffhausen nach Belfort wäre die gesamte Strecke sicher problemlos in zwei Tagen zu bewältigen gewesen, Johannes benötigte aber schon bis Laufenburg zwei Tage. Ein sehr starkes Indiz für einen spontan geänderten Verlauf des Reiseweges ist die merkwürdige Route des Papstes ab Laufenburg. Zwar führte die Strecke von Laufenburg über Todtnau nach Freiburg ausschließlich über habsburgisches Territorium, doch bedeutete dies für die Reisenden erheblich mehr Strapazen, zusätzliche Zeit und große Umwege. Dies ist eigentlich nur mit unvorhergesehenen Ereignissen plausibel erklärbar.

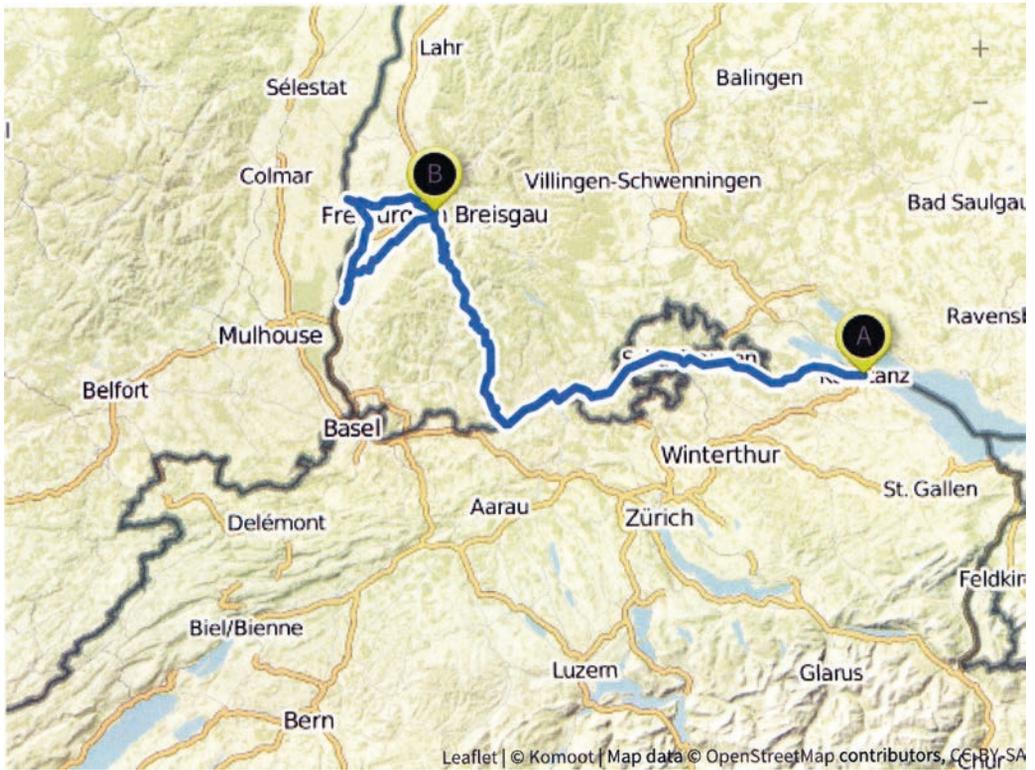


Abb. 5: Route und Höhenprofil der Route Johannes XXIII. von Konstanz über Schaffhausen nach Freiburg.

## Waldshut und die Ächtung des Herzogs

Am Karfreitag, den 29. März, kam der Papst nach Waldshut und am Ostersonntag war Johannes schon wieder auf dem Weg nach Laufenburg. Die Quellen widersprechen sich bei Informationen zu diesem Aufenthalt mehrfach und die ersten Absagebriefe an Friedrich datierten auf den 25. März. Bis zur Ankunft in Waldshut lagen bereits fast 200 Absagebriefe gegen Herzog Friedrich vor. Diese Absagebriefe dürften Herzog Friedrich noch von Waldshut aus zu dem bekannten

Entschuldigungsschreiben an König Sigmund veranlasst haben, in dem er sich auf den Johannes zugesicherten Geleitbrief berief. Er habe dem Papst abgeraten, fortzuziehen, und sei ihm daher nach Schaffhausen nachgeritten, wohl wissend, dass er dadurch beim König in Ungnade falle. Gleichzeitig signalisierte er aber König Sigmund, dass er trotz seiner Abreise nicht die Absicht habe, sich dem Rechtsverfahren zu entziehen, wegen dem er versprochen hatte, in Konstanz zu bleiben.<sup>21</sup> In der am 30. März verhängten Acht von König Sigmund, die aber nicht als solche bezeichnet wurde, wurde als Begründung nicht die Flucht des Papstes als Verbrechen thematisiert, sondern die Flucht Friedrichs aus Konstanz, wodurch er [...] *wider uns, dz riche und recht, den [...] klagnern und clegerinen alles recht abgeslagen* [...] habe.<sup>22</sup> Das Schreiben ist dadurch von großer Bedeutung und sehr treffend, wie es auch Richental beschreibt: *do schlug aber unßer herr der künig brief an, besigelt mit siner mayenstat insigel, an die kirchentüren ze Costenz, wie da vor benempt ist, uber hertzog Friedrichen von Österrich, umb all daz das er zu dem rechten keme und denn gericht wurd vor im tzu dem rechten umb all ansprachen [...] die zu ihm klagen hettend, denen er daz ir genommen hett mit gewalt on recht*. Bemerkenswerterweise schildert Richental die Acht über Friedrich, ohne die Papstflucht und seine Rolle als Fluchthelfer im Entferntesten zu erwähnen.<sup>23</sup>

In der Ächtungsurkunde erwähnt Sigmund, dass Friedrich einige Reichsfürsten, Grafen, Edle, Städte und Geistliche mit Gewalt und Unrecht beschwert habe, damit gegen das Recht verstoßen und sich deshalb in Konstanz zu verantworten habe. Friedrichs Vergehen waren die Gefangennahme und Entmachtung des Bischofs von Trient, die Belegung des Bischofs von Brixen mit einer Schatzung, die Inhaftierung des Bischofs von Chur, Vertreibung des Hauptmannes von Kaltern und Entziehung der Schlösser und Güter, die der Witwe Leopolds IV., Katharina von Burgund, zu ihrer Versorgung zustanden. Darüber hinaus habe er viele Untertanen des Reiches „entrechtet“. Daher müsse er als König gegen Herzog Friedrich vorgehen, *dann das wir den vorgeante Fridrichen darumb und, ouch umb ander gross und swer sachhen so kurzlich begangen, der ein teil die gantz christenheit antreffen und die nu landskundig und offenbar worden sind, zu straffen underseen sollen* [...].<sup>24</sup> Nun versammelte König Sigmund die Verlierer und Gegner, die im internen Machtkampf dem Territorialfürsten Friedrich unterlegen waren, um sich und strengte in deren Namen ein Rechtsverfahren oder Schiedsgericht gegen Herzog Friedrich an. Dieser hatte sich gegenüber Sigmund verpflichtet, sich einem solchen Verfahren zu stellen und bis zur Entscheidung in Konstanz zu verbleiben. Sigmund nutzte nun die Gelegenheit, um nach gerade einmal acht Tagen die Acht über Friedrich zu verhängen, obwohl im 15. Jahrhundert meist Fristen von rund 45 Tagen vor Prozessbeginn üblich waren. So hatte der beschuldigte Friedrich natürlich kaum Gelegenheit zu einer fristgerechten Verteidigung oder Rechtfertigung.<sup>25</sup>

Die Absicht Sigmunds, seinem Gegner Friedrich eine Falle zu stellen, wird noch deutlicher, wenn man berücksichtigt, dass Sigmund Mitte Februar den Bischof von Brixen in den Schutz des Reiches nahm und auch Oskar von Wolkenstein, einen Tiroler Gegner Friedrichs, als Rat und

<sup>21</sup> KARL RIEDER, Wichtige und interessante Urkunden, in: Freiburger Diözesan-Archiv 36 N. F. 9 (1908), S. 304–306.

<sup>22</sup> Vollständiger Abdruck in: Beiträge zur politischen, kirchlichen und Cultur-Geschichte der sechs letzten Jahrhunderte, Bd. 2: Materialien zur Geschichte des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, hg. von JOHANN JOSEPH IGNAZ VON DÖLLING, Regensburg 1863, S. 314–317; auszugsweise bei SLOKAR, Herzog Friedrich (wie Anm. 1), insbes. S. 300–301.

<sup>23</sup> RICHENTAL, Chronik (wie Anm. 10), S. 51.

<sup>24</sup> SLOKAR, Herzog Friedrich (wie Anm. 1), S. 300–301.

<sup>25</sup> KOLLER, Kaiser Sigmunds Kampf (wie Anm. 4), S. 337.

Diener angenommen hatte. Darüber hinaus hatte Sigmund den von Friedrich entmachteten Bischof von Trient zum königlichen Rat angenommen, den Bischof von Chur unter seinen Schirm gestellt und auch die Tiroler Adelsopposition gegen Friedrich unterstützt.<sup>26</sup> Bemerkenswert an den Antwortschreiben Friedrichs aus Waldshut wie auch zwei Tage später aus Ensisheim ist daher trotz allem, dass Friedrich sich nach eigenen Angaben dem Verfahren nicht entziehen wollte, sondern ankündigte, dass er sich dem Gericht unterwerfen werde.

## Laufenburg

In Laufenburg (Ankunft 31. März) logierte der Papst nicht in der Burg, sondern im Gasthof „zum Pfauen“, und er blieb dort bis zu seinem Aufbruch nach Todtnau am 8. April. Die Situation scheint sich in Laufenburg aber verändert und weiter zugespitzt zu haben. Dafür sprechen der mit acht Tagen ungewöhnlich lange Aufenthalt von Johannes, die offensichtlich geänderte Reiseroute über den Schwarzwald und das ab Laufenburg unterschiedliche Itinerar von Papst und Herzog Friedrich. Wäre Freiburg als Etappenziel vor dem Aufbruch in Konstanz oder Schaffhausen schon festgestanden, wäre die Reiseroute sinnvollerweise von Schaffhausen aus nach Norden, über Neustadt und von dort über das Joostal nach Freiburg geführt worden. Stattdessen setzte man nach den gescheiterten Verhandlungen in Schaffhausen den Weg am Hochrhein entlang fort, wahrscheinlich um über Basel-Belfort nach Burgund zu gelangen.

Geht man davon aus, dass das Ziel Johannes Burgund oder Avignon war, so rechnet man mit einer zielstrebigem Reiseroute dorthin, mit einem direkten Weg nach geografischen Gesichtspunkten. Eine solche Route hätte natürlicherweise weitere 40 km am Hochrhein entlang nach Basel, dann nach 30 km über Altkirch und weiteren 30 km nach Belfort geführt. Diese Strecke wäre in einer Notsituation sicher an einem, allenfalls an zwei Tagen zu bewältigen gewesen. Nach neun Tagen Aufenthalt in Schaffhausen folgte in Laufenburg aber erneut ein Aufenthalt von neun Tagen, der so nicht erklärbar ist. Bekannt ist aus der Zeit des Laufenburger Aufenthalts die auf den 4. April 1415 datierte Bulle *universitati vestrae*. Diese Bulle wurde vor dem Aufbruch nach Todtnau ausgestellt, in ihr rechtfertigte Johannes noch einmal seine Flucht und begründete diese mit seiner Angst um das eigene Leben.<sup>27</sup> Glaubt man Johannes seine große Furcht vor der mühsamen Tour nach Todtnau, so mag dies durchaus plausibel sein, doch erklärt es nicht seinen tagelangen Aufenthalt in Laufenburg.

Betrachtet man unter diesen Aspekten einige weitere Quellenberichte, so gewinnt man den Eindruck, dass diese doch mehr Substanz bergen als zunächst angenommen. So berichtet Heinrich Finke, dass sich auf dem Weg nach Laufenburg weitere Prälaten vom Papst abgesetzt hätten, verhaftet worden seien und sich mit hohem Lösegeld freigekauft hätten. Auch sei es in Laufenburg zu einem Streit zwischen Herzog Friedrich und dem Papst gekommen.<sup>28</sup> Dieser Konflikt dürfte die inzwischen deutlich unterschiedliche Interessenlage von Johannes XXIII. und Herzog Friedrich als Gegenstand gehabt haben. Herzog Friedrich hatte schon in Waldshut nach den Abgabebriefen, der Acht und seinem Entschuldigungsschreiben die von König Sigmund ausgehende

<sup>26</sup> NIEDERHÄUSER, Fürst und Fluchthelfer (wie Anm. 2), S. 147.

<sup>27</sup> RICHENTAL, Chronik (wie Anm. 10), z. B. S. 49; ACC (wie Anm. 12), insbes. Bd. II, S. 234 u. v. a.; siehe auch [www.regesta-imperii.de/id/1415-04-09\\_1\\_0\\_11\\_2\\_0\\_6612\\_12267](http://www.regesta-imperii.de/id/1415-04-09_1_0_11_2_0_6612_12267) (Stand: 29.06.2015).

<sup>28</sup> Als Grund vermutet Finke die entstehenden Kosten, womit zusätzliche Reisekosten, Unterhalt für Soldaten und Lösegelder gemeint sein könnten. FINKE, Bilder (wie Anm. 13), S. 37.

Gefahr erkannt, wenn auch vielleicht noch nicht in ihrem vollständigen Ausmaß. Aber es war Friedrich klar, dass seine politische Existenz bedroht war, und die Flucht des Papstes verlor demgegenüber für ihn schlagartig an Bedeutung. Johannes hingegen hoffte immer noch, durch seinen Wegzug nach Burgund Druck auf die Konstanzer Entscheidungen ausüben zu können. Doch das Wegbrechen seines Gefolges und die Richtungsänderung seiner Reiseroute weisen darauf hin, dass auch Johannes zu realisieren begann, wie rapide sich seine Situation verschlechterte.

Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang eine fast beiläufige Notiz, die vom Prokurator des Deutschen Ordens stammte und bisher wenig Beachtung fand. Basel habe den Papst nicht aufnehmen wollen und so sei er auf dem Weg nach Basel umgekehrt und wieder nach Laufenburg zurückgekehrt. Vielleicht hatte der Prokurator des Deutschen Ordens dazu Informationen direkt aus der Deutschordenskommende Beuggen vor den Toren Basels oder es waren einfach nur Gerüchte.<sup>29</sup> Wenn auch nicht beweisbar, scheint diese Nachricht aber doch durchaus den Nerv der Situation zu treffen.<sup>30</sup> Demnach hatte Johannes keinesfalls vor, die Route über den Schwarzwald zu nehmen, sondern wollte nach Basel ziehen, aber er musste offensichtlich umdisponieren. Man kann sogar spekulieren, ob der Papst nicht sogar selbst bis Rheinfelden oder Beuggen gekommen war und von dort wieder rheinaufwärts nach Laufenburg zurückkehrte. Die Strecke in beiden Richtungen zusammengenommen entspräche einer Tagesetappe des Papstes, was diese Spekulationen zusätzlich nährt und die Aufenthaltsdauer in Laufenburg noch besser erklären würde.

In der Zwischenzeit war Herzog Friedrich nicht mehr bei Johannes und der Papst hatte kaum noch Begleiter bei sich. Auch ist nicht bekannt, wann Johannes auf dem Weg nach Basel gewesen und umgekehrt sein könnte. Rein hypothetisch kämen der 2., 3. oder 4. April in Betracht: ein Tag unterwegs in Richtung Basel, ein Tag umdisponieren, dann die Ausstellung der Rechtfertigungsbulle. Die Bulle könnte möglicherweise als Reaktion auf die Abweisung durch Basel zu verstehen sein; offenbar herrschten bei Johannes Ratlosigkeit und Angst, die den 45-jährigen Papst veranlassten, schließlich auch diesen wenig attraktiven, dafür aber strapaziösen Weg über Todtnau nach Freiburg in Angriff zu nehmen. So brach er wohl in Nachtetappen auf, ein weiteres Indiz dafür, dass die Episode vom Weg nach Basel durchaus der Realität entsprechen könnte und die Panik bei Papst Johannes nicht gering war, als er den mühsamen Weg von 45 km und 1.400 Höhenmetern nach Todtnau, dann noch einmal 30 km und 700 Höhenmeter bis Freiburg auf sich nahm. Cerretanus berichtet, dass der Papst morgens, zwei Stunden vor Sonnenaufgang, aufgebrochen sei, Slecht schreibt, dass die Flucht in zwei Nächten vonstattenging, wiederum verkleidet, Bogen und Köcher an der Seite und mit nur sechs Begleitern.<sup>31</sup>

Die Wege Herzog Friedrichs und Papst Johannes hatten sich durch die Weiterreise Friedrichs wohl schon am 1. April 1415 in Laufenburg getrennt. Herzog Friedrich dürfte in einem Gewalttritt von ungefähr 100 km und fast 2.000 Höhenmetern nach Ensisheim, dem Sitz seines Landvogtes im Elsass, aufgebrochen sein, da er dort schon am 1. April sein nächstes Schreiben an König

<sup>29</sup> FINKE, Bilder (wie Anm. 13), S. 36.

<sup>30</sup> Basel zog später übrigens gegen Rheinfelden und wollte auch Säcking einnehmen, scheiterte aber am Widerstand der Hauensteiner und zog sich wieder zurück. Säcking und Hauenstein waren auf der Seite Herzog Friedrichs und waren, wie auch Villingen, habsburgisch treu. Auch WILHELM BAUM, Die Stadt Villingen in der Auseinandersetzung zwischen Kaiser Sigmund von Luxemburg und Herzog Friedrich IV. „mit der leeren Tasche“ von Österreich, in: Jahreshft des Geschichts- und Heimatvereins Villingen 13 (1988/89), S. 29–43, insbes. S. 33.

<sup>31</sup> ACC (wie Anm. 12), Bd. III, S. 234; RICHARD FESTER, Die Fortsetzung der Flores Temporum von Reinhold Slecht, Cantor von Jung Sankt Peter in Strassburg 1366–1444, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 48 N. F. 9 (1894), S. 79–145, insbes. S. 135.

Sigmund ausfertigte. Seine Route dürfte über Todtmoos, Schönau, Badenweiler, Neuenburg nach Ensisheim geführt haben, über habsburgisches Territorium. Diese Streckenführung wäre aufgrund der landschaftlichen Gegebenheiten logisch und die kürzeste Verbindung von Laufenburg nach Ensisheim. In seiner Burg Ensisheim scheint Friedrich die Gesamtsituation weiter sondiert und sich den Belegen entsprechend zwischen dem 1. und 8. April aufgehalten zu haben.<sup>32</sup> Aber wie schon von Waldshut aus schickte Herzog Friedrich bereits am Tag seiner Ankunft in Ensisheim, also am 1. April, ein weiteres Rechtfertigungsschreiben als eine Art „offenen Brief“ an alle Fürsten und Reichsstände ab.<sup>33</sup>

Zur gleichen Zeit, nach Richental am 7. April, sei nochmals Ladung gegen Herzog Friedrich nach Konstanz vor den König erfolgt, da offenbar ein zweiter Prozess gegen Friedrich angestrengt worden war, bei dem die Kläger österreichische Untertanen gewesen seien. Doch sind diese Rechtswege mangels Überlieferung nicht konkret nachzuvollziehen und es darf bezweifelt werden, ob die Instanzen wirklich wie gewohnt verliefen, denn inzwischen waren schon längst alle Zeichen auf eine kriegerische Auseinandersetzung ausgerichtet. Ab diesem Zeitpunkt dürfte sich die Position Herzog Friedrichs erneut verändert und er Papst Johannes fast nur noch als Faustpfand zu seinen Gunsten betrachtet haben.<sup>34</sup>

## Freiburg

Nach mehr als einer Woche Aufenthalt war Johannes also ohne herzogliche Begleitung über Todtnau gezogen, übernachtete dort und reiste tags darauf wahrscheinlich über Muggenbrunn, Hofgrund, Gießhübel und Horben nach Freiburg weiter, wo er im Dominikanerkloster Unterkunft fand. Auf dem Areal dieses Klosters stand ein sogenannter Kaiserbau, der den durchreisenden Kaiser in Freiburg aufnehmen und wohl den Ansprüchen des Papstes für eine zeitweilige Residenz mehr als genügen konnte.<sup>35</sup> Obwohl Johannes sich ungefähr drei Wochen in Freiburg aufgehalten hat, ist darüber doch sehr wenig bekannt, sieht man davon ab, dass er die Dominikaner für die gastfreundliche Aufnahme mit einem Privileg bedachte, das sich mit dem Archiv des Klosters heute im Universitätsarchiv befindet. Weiteren Niederschlag dieses päpstlichen Besuchs sucht man in den klösterlichen Akten leider vergeblich. Offenbar fanden aber schon unmittelbar nach Ankunft des Papstes in Freiburg, vermutlich etwa seit dem 11. April, Verhandlungen mit Basel, Straßburg und dem Markgrafen Rudolf von Hochberg statt, um eine Lösung des Konfliktes zu erreichen. Die Ergebnisse trug der Markgraf zwar am 19. April in Basel vor, doch fanden diese kein Gehör mehr. Die Realität hatte die Verhandlungen offenbar längst überholt.<sup>36</sup>

<sup>32</sup> CHRISTIAN SIEBER, „On the move“. Das Itinerar der Herzöge Leopold IV. und Friedrich IV. von Österreich von der Schlacht bei Sempach (1386) bis zur Aussöhnung mit König Sigmund (1418), in: Die Habsburger zwischen Aare und Bodensee, hg. von PETER NIEDERHÄUSER (Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, Bd. 77), Zürich 2010, S. 77–93 und [www.antiquarische.ch](http://www.antiquarische.ch) (vom 11.06.2011).

<sup>33</sup> Frankfurts Reichs-correspondenz nebst andern verwandten Aktenstücken von 1376–1519, Bd. 1: Aus der Zeit König Wenzels bis zum Tode König Albrechts II. 1376–1439, hg. von JOHANNES JANSSEN, Frankfurt 1863, S. 287–288; RIEDER, Urkunden (wie Anm. 21), S. 304–306.

<sup>34</sup> KOLLER, Kaiser Sigmunds Kampf (wie Anm. 4), S. 338–339.

<sup>35</sup> HANS SCHADEK, Der Kaiser in seiner Stadt. Maximilian I. und der Reichstag zu Freiburg 1498. Sonderausgabe Schau-ins-Land 117 (1998), insbes. S. 216–273.

<sup>36</sup> *Und do kam min herre marggrave Rudolff von Hochberg der elter und der statt von Basel und der statt von Strasburg botten gen Friburg zu dem Babest und zu hertzog Friderichen und hettent gern ettwas gutz dazwischen getedinget und gesucht. Und nachdem inen geantwortt wart, do reyrt der vorgebant min herre und*



Abb. 6: Predigerkloster in Freiburg, in dem sich Johannes XXIII. längere Zeit aufhielt; Darstellung um 1890. Universitätsarchiv Freiburg D 49/6011.

Ansonsten scheint der Papst in Freiburg eine rege Tätigkeit entfaltet zu haben, die in den Registerbüchern Niederschlag fand. Finke spekuliert, dass der Papst von hier aus wieder mit dem Erzbischof von Mainz und dem Herzog von Burgund in Kontakt getreten sei. In Freiburg stieß Herzog Friedrich etwa am 11. oder 12. April 1415 wieder zu Papst Johannes. *In disen dingen lag nun der bapst und der hertzog still ze Fryburg und hatten wenig volk by inen denn allein ir hoffgesind, und trost sich der hertzog von Österrich, daß er vil stett, lütt und land hatt, fründen, herren und diener, daß im der künig in disen landen nütt geschaden möchte. Also trost er sich sicher macht und getruwet ouch den sinen wol, Zehand kamen im mer, wie die Aidgenossen über in zugind und im sin stett in nament mit denen er in besudern guten friden wand sin. Im kamend all tag und all stund mer, wie sich die sinen ab im brachend an im by ersten, und wolt nieman an ym halten, weder stett noch herren.*<sup>37</sup>

Von Freiburg aus musste Friedrich also mitverfolgen, wie der Aargau sukzessive von Bern und den Eidgenossen besetzt wurde und den Habsburgern verloren ging. Die Chronik beschreibt sehr einfühlsam und nachdrücklich, wie der Herzog mit Entsetzen und Unglauben das Gesche-

*der von Strasburg und von Basel botten mit einander gen Costentz zu dem concilio und dem kunge.* Rötteler Chronik, hg. von KLAUS SCHUBRING, Lörrach 1995, insbes. S. 120–122; RMB I,II, h 983, 984, 985.

<sup>37</sup> Die sog. Klingenberg Chronik des Eberhard Wüst, Stadtschreiber von Rapperswil, bearb. von BERNHARD STETTLER (Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte, Bd. 53), St. Gallen 2007, S. 180.



Abb. 7: Privileg Papst Johannes XXIII. für das Freiburger Dominikanerkloster, unten Bulle mit dem Namenszug Johannes XXIII. Universitätsarchiv Freiburg A 106/171 (1415).

hen mitverfolgte, wie er hilflos mitanzusehen musste, wie Städte, Land und Leute von ihm abfielen, obwohl er sich doch so sicher gewesen zu sein scheint, dass gerade diese Lande und Leute ihm treu ergeben waren und der König gerade ihm hier nicht schaden könnte. So ist es mehr als verständlich – fast kann man die unfassbare Frustration und die Verzweiflung herauslesen –, dass Herzog Friedrich am 15. April erneut ein Entschuldigungsschreiben an König Sigmund richtete und um Gnade bat. Friedrich verwies auf seine beiden vorhergegangenen Briefe und betonte, dass er wohl wisse, dass des Königs Zorn ihm gelte. Er bot an, nach Konstanz zu kommen und gegenüber allen Personen, die etwas gegen ihn vorzubringen hätten, Rechenschaft ab-



zulegen. Den Papst erwähnte Friedrich nicht, er spielte für ihn offenbar keine entscheidende Rolle mehr. Drei Tage später, im Schreiben an den König vom 18. April, zeigte sich der gleiche Sachverhalt. Vier Tage später schrieb Friedrich noch einmal und sicherte seine Unterwerfung unter den Richterspruch des Königs zu. Das Einzige, was Friedrich erbat, war die Zusicherung freien Geleits für sich und seine Begleiter. Die Gesandten von Basel und Straßburg waren derweil schon zu Unterhandlungen nach Konstanz unterwegs, offenbar mit der umfassenden Zusicherung Friedrichs, dass der Papst bis zum Ende des Konzils bei ihm bleibe, wie es Friedrich an den Markgraf von Rötteln am 19. April schrieb.<sup>38</sup> Diese Korrespondenzen erwecken den Anschein, dass schon zu diesem Zeitpunkt der Papst quasi ein Gefangener des Herzogs und Unterpand in Friedrichs Verhandlungen mit dem König war, wahrscheinlich ohne dass dem Papst dies so schon bewusst war. Als am 21. April die Gesandtschaft des Konzils in Freiburg eintraf, waren Johannes und Friedrich bereits nach Breisach aufgebrochen.

## Breisach

Am 22. April nahmen die Boten der Konzilsgesandten schließlich in Breisach mit dem Papst Kontakt auf, kehrten aber wieder nach Freiburg zurück. Am 23. April reiste dann die gesamte Gesandtschaft dem Papst nach Breisach nach. Am Abend wurde den Gesandten mitgeteilt, dass der Papst am Vorabend erkrankt sei und sich nach wie vor im Gasthaus befände. Am 24. April trafen Gesandtschaft und Papst schließlich zusammen. Johannes verteidigte sich und schilderte wiederum seine Furcht, aufgrund derer er von Ort zu Ort eilen müsse. Die Gesandtschaft, allen voran die Kardinäle Filliastre und Zabarello, versuchten hingegen erneut, Johannes zu einer vollständigen Rücktrittserklärung zu bewegen, blieben aber damit erfolglos.

Am 25. April versuchte Johannes, seine Flucht aus Breisach über den Rhein fortzusetzen. Der Bericht darüber klingt sehr abenteuerlich: Der Papst sei an einem Strick die Mauer hinuntergelassen worden, danach durch das Tor auf die Rheinbrücke gegangen, da auf der gegenüberliegenden Rheinseite eine burgundische Söldnertruppe darauf gewartet habe, den Papst nach Burgund zu eskortieren. Aber der Papst sei an der Überquerung der Brücke gehindert worden. Cerretanus berichtet, dass er durch drei verschiedene Tore aus Breisach zu entkommen versucht habe, aber jedes Mal daran gehindert wurde. Erst als der Magister Heinrich, Kanzler Herzog Friedrichs, dazugekommen sei, habe man den Papst durch das Tor gelassen und er konnte wiederum in Verkleidung auf Pferden nach Neuenburg ziehen. Diese Episode scheint sehr merkwürdig, ist doch Breisach eine habsburgische Stadt, in der ohne Wissen oder Zutun Friedrichs kaum solche Vorgänge denkbar waren. Vorstellbar ist allerdings, dass Friedrich die Stadttore verschließen ließ und der Papst ohne sein Wissen entkommen wollte. Merkwürdig erscheint hier auch, dass der Papst in einer öffentlichen Herberge untergekommen war, obwohl Herzog Friedrich doch Herr einer stattlichen Burg in Breisach war. War die Unterkunft des Papstes in der Herberge die Folge gegenseitigen Misstrauens oder Absicht, um die Distanz zwischen beiden zu dokumentieren?

Die Ereignisse am Brückentor und das Eingreifen des herzoglichen Kanzlers lassen weitere Spekulationen aufkommen, da der Brückenwächter den Papst nicht durchließ und erst dann dazu bereit war, als der Kanzler des Herzogs eingriff. Diese Episode untermauert das Schreiben Herzog Friedrichs, dass der Papst ab sofort bis auf Weiteres bei ihm bleiben sollte. Die Torwächter handelten offenbar auf Befehl Friedrichs und ließen daher den Papst nicht durch. Herzog Fried-

<sup>38</sup> SLOKAR, Herzog Friedrich (wie Anm. 1), S. 301–303.

rich behandelte den Papst zwar nicht oder noch nicht offiziell als Gefangenen, sondern ließ ihn eher „an der langen Leine“. Als seine Flucht jedoch fast zu gelingen schien, lenkte der Kanzler des Herzogs – sicher im Auftrag seines Herrn – die päpstliche Fluchtroute nach Neuenburg um und verhinderte damit den Übergang über den Rhein zur burgundischen Söldner-Eskorte. Dies lässt nur den Schluss zu, dass Papst Johannes zu diesem Zeitpunkt schon das Faustpfand des Herzogs für seine Verhandlungen mit Sigmund war.

## Neuenburg

Johannes ritt danach nach Neuenburg am Rhein. Dort seien Gesandtschaften aus Straßburg, Basel und einigen anderen Städten gewesen, die weder auf den Papst noch auf den Herzog gut zu sprechen waren und allem Anschein nach wiederum vermitteln wollten. Offenbar gab es auch in Neuenburg einen Tumult wegen des Aufenthalts des Papstes. Johannes hatte gehofft, in Neuenburg mit der Fähre übersetzen zu können, was sich aber als unrealistisch herausstellte. Diese Zwischenfälle fanden am 25. April statt, als die Truppen Berns bereits vor Baden im Aargau angekommen waren und Friedrichs Verwaltungsmittelpunkt belagerten. Dieses Ereignis dürfte Friedrich klar gemacht haben, dass ihm das Wasser bis zum Hals stand und er den Papst unter keinen Umständen aus seiner Gewalt entkommen lassen durfte. Ob Johannes diese desaströse politisch-militärische Lage des Habsburgers überblickte, ist unklar. Sicher ist nur, dass die Flucht des Papstes längst zu Ende war, die Städte Breisach und Neuenburg waren Endstationen seiner versuchten Ausreise nach Burgund und Friedrich war derjenige, der die Flucht verhinderte. Noch in der Nacht ritt der verängstigte Johannes wieder nach Breisach zurück, oder besser gesagt, er wurde von Friedrich nach Breisach zurückerkortiert. Am Stadttor habe der Papst zudem noch eineinhalb Stunden warten müssen, bis man ihn wieder einließ, ohne dass die Gründe dafür bekannt wären.<sup>39</sup>

## Breisach, zweiter Aufenthalt

Am 26. April war Herzog Ludwig von Bayern in Breisach eingetroffen. Ludwig war ein Schwager des Königs von Frankreich, ein Vetter Herzog Friedrichs von Österreich, aber auch der weltliche Arm König Sigmunds. Herzog Ludwig war als Unterhändler mit Herzog Friedrich zusammengetroffen, um über das weitere Schicksal von Johannes und Herzog Friedrich zu verhandeln. In Freiburg war währenddessen die Konzilsdelegation vom Stadtmagistrat dazu gebracht worden, ebenfalls noch einmal nach Breisach zurückzukehren, um mit Pfalzgraf Ludwig zusammenzutreffen und Verhandlungen zu führen.

In Breisach muss Pfalzgraf Ludwig Herzog Friedrich heftig angegriffen und ihm Vorwürfe gemacht haben, weil er den Papst aus Konstanz weggeführt und so das Konzil beleidigt habe. Er drohte Friedrich mit Isolierung und Untergang, wenn er nicht rasch mit dem König zu einem Ausgleich komme. Friedrich soll daraufhin *zahn wie ein Lamm gewesen* sein, wie Cerratanus schreibt. In dieser Auseinandersetzung dürfte Herzog Ludwig sicher einige Details der Maßnahmen König Sigmunds preisgegeben haben und Herzog Friedrich wird die katastrophale Situation endgültig klar geworden sein. Die Klingenberg Chronik beschreibt auch dieses Ereignis

---

<sup>39</sup> FINKE, Bilder (wie Anm. 13), S. 45.

scheinbar sehr realitätsnah, freilich aus einem ganz anderen Blickwinkel. Der Pfalzgraf habe sehr eindringlich mit dem Herzog gesprochen und verhandelt, doch soll Pfalzgraf Ludwig nach der Chronik dem Herzog durchaus auch Verständnis entgegengebracht haben. In der Argumentation des Pfalzgrafen soll der schändliche Abfall von Land und Leuten des Habsburgers eine Rolle gespielt haben, wobei er dem Habsburger in Aussicht gestellt habe, ihn deswegen beim König dabei unterstützen zu wollen. Unklar ist hierbei aber, welche Informationen dem Chronisten vorlagen, wie die Position des Pfalzgrafen war und was im Bericht Interpretationen des Verfassers sind.<sup>40</sup>

Konkret wird die Situation während der Verhandlungen zwischen dem Pfalzgrafen und Herzog Friedrich, wenn man die pfalzgräfliche Korrespondenz des folgenden Tages betrachtet. Darin wurde im Namen Ludwigs und Stephans von Bayern gegenüber Smassmann von Rappoltstein angekündigt, dass das bayrische Heer vor Erstein in zwei Tagen auf Colmar ziehe, um das habsburgische Elsass und den Sundgau zu besetzen.<sup>41</sup> Gleichzeitig sollte Basel von Süden vorstoßen und den Sundgau einnehmen.<sup>42</sup> *Also fur hertzog Ludewig von Peygern, der von Heidelberg, in dem Eilsas und in dem Sundgaouwe und nam die stette und das lant ouch in. Da zugent die von Basel gen Seckingen mit macht und lagent davor einen tag und ein nacht und furent wider heim, das sy nut schuffent; und zugent ouch gen Ensensheim zu hertzog Ludewigen, da schuffent su ouch nut*, weiß die Rötteler Chronik zu berichten. Den Thurgau hatte inzwischen Burggraf Friedrich von Nürnberg im Namen des Königs in Besitz genommen.<sup>43</sup> Zudem hatten die Eidgenossen zu diesem Zeitpunkt bereits große Teile des Aargaus besetzt und Bern begann gerade mit der Belagerung Badens. Damit stand Friedrich die vollständige militärische Niederlage vor Augen, er konnte nur noch kapitulieren.<sup>44</sup>

## Freiburg, zweiter Aufenthalt

Am 27. April wurde der Papst von den beiden Herzögen als Gefangener nach Freiburg gebracht, genau genommen galt dies beinahe auch schon für Herzog Friedrich. Der Aufbruch von Breisach aus scheint hektisch vonstattengegangen zu sein, musste doch der Papst einen Teil seines Reisegepäcks zurücklassen.<sup>45</sup> Auf dem Weg nach Freiburg verhandelten die Kardinäle noch einmal mit Papst Johannes. Ihm blieb im Grunde keine Wahl mehr zwischen ehrenvollem Rücktritt oder

<sup>40</sup> *Item der vorgevant hertzog Ludwig von Payern rett och mitt sinem vetter von Österrich, er säch doch wol, daß sich die sinen so schantlich an all not ab ym brächind und denen er ye wol getrüwett hett, daß ym die übel tätind und nieman an ym hielt noch halten welt, das doch ym und mangeln fürsten und herren laid werund mangeln frommen rittern und knechten [we tät und laid weri, die im das gern wettint helfen rechen] und ir lib und gutt mitt ym wletind darlegen. Wölt ym ouch laid sin, das die sinen und ander an ym geton hettin.* Klingenberger Chronik (wie Anm. 37), S. 181.

<sup>41</sup> Rappoltsteinisches Urkundenbuch (RUB) 759–1500, hg. von KARL ALBRECHT, Colmar 1891–1898, insbes. Bd. III, S. 89 (1415 April 27).

<sup>42</sup> Urkundenbuch der Stadt Basel, hg. von der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel, 10 Bände, Basel 1890–1908, insbes. Bd. 6, S. 92–96.

<sup>43</sup> Rötteler Chronik (wie Anm. 36), S. 122.

<sup>44</sup> JEAN JACQUES SIEGRIST, Zur Eroberung der gemeinen Herrschaft „Freie Ämter“ im Aargau durch die Eidgenossen 1415, in: Festschrift Karl Schib zum siebzigsten Geburtstag am 7. September 1968, hg. vom Historischen Verein des Kantons Schaffhausen (Schaffhauser Beiträge zur vaterländischen Geschichte, Bd. 45), Thayngen 1968, S. 246–267 und HANS FREY, Die Eroberung des Aargaus 1415, in: Beiträge zur vaterländischen Geschichte 9 (1870), S. 219–289.

<sup>45</sup> FINKE, Bilder (wie Anm. 13), S. 46.

schimpflicher Absetzung, und doch scheint er unter Verkennung der Sachlage immer noch an einen Ausweg geglaubt zu haben. In Freiburg ließen die Herzöge Ludwig von Bayern und Friedrich von Österreich den Papst unter guter Bewachung zurück. Doch trotz seiner Inhaftierung arbeitete die Kanzlei des Papstes weiter und stellte Bischofsnennungen und Gnadenerweise aus. Noch am 8. Mai stellte Johannes einen Ablassbrief zugunsten des Stephansmünsters in Breisach aus und zeigte dadurch den Bürgern Breisachs seine Dankbarkeit.<sup>46</sup>

## Das Ende der Flucht aus der Perspektive von Herzog Friedrich

Von Freiburg aus ritten die Herzöge Ludwig und Friedrich ohne Unterbrechung nach Schaffhausen, die gesamte Strecke an einem Tag. Dies entspricht einem Galopp, waren es doch rund 100 km und 1.700 Höhenmeter, sodass die beiden wohl mehr als zwölf Stunden ununterbrochen im Sattel saßen. Dieser Ritt zeigt noch einmal aus einer anderen Perspektive die Brisanz der sich zuspitzenden Ereignisse.<sup>47</sup> Ohne allzu viel hineinzuzinterpretieren, kann man davon ausgehen, dass Friedrich IV. nun alles versuchte, um die drohende Eroberung von Baden durch Bern zu verhindern. Ihm dürfte klar gewesen sein, dass sein ihm treu ergebener Landvogt Burkhard von Mannsberg im aargauischen Baden der Berner Übermacht nur kurze Zeit widerstehen konnte und ihm daher die Zeit davonlief. Friedrich strebte einen schnellen Ausgleich mit König Sigmund an, um noch etwas zu retten. Daher blieb der Herzog von Österreich in Schaffhausen zurück. Ludwig von Bayern dagegen ritt noch in der Nacht nach Konstanz, um das weitere Procedere auszuhandeln, wo er am Sonntag, 28. April, noch vor dem Frühstück mit dem König zusammentraf.<sup>48</sup>

Am 30. April kam Herzog Friedrich unter königlichem Geleit in Kreuzlingen an, das „Geleit“ zeigt schon seine faktische Gefangennahme. Am Vortag hatte Brugg im Aargau vor Bern kapituliert<sup>49</sup> und noch am Abend seiner Ankunft in Konstanz traf Herzog Friedrich mit König Sigmund zusammen. Tags darauf, am 1. Mai, nahm Friedrich seinen Gefangenensitz in der bischöflichen Pfalz in Konstanz. Zwei Tage später, am 3. Mai, kapitulierte Baden vor den Berner Truppen. „Am 5. Mai vollzog sich jener Ergebungsakt, der in der Geschichte seinesgleichen nicht hat“, schreibt Johann Slokar.<sup>50</sup> Richental schildert die Unterwerfungsszene Friedrichs vor dem König: *Also furtend sy hertzog Fridrichen in die stuben zu den barfußen für unßern Herren den künig, hertzog Ludwig von Payern und burggraf Hans [richtig: Friedrich] von Nürenberg. Als sy in die stuben koemnt, do knüwotend sy all dry nider, und schwur hertzog Fridrich den obgeschribnen brief ze halten.*<sup>51</sup> Am selben Tag huldigte die Stadt Freiburg König Sigmund und wurde so Reichsstadt.

Herzog Friedrich kapitulierte nach seiner öffentlichen Unterwerfung auch urkundlich vollständig: *Und wir sullen und wollen auch also zu Costencz zu gysel bliben bis der vorgenante bobzt Johannes geyn Costencz komment ist, und bisz alle und ycliche unsere Amptlude, burger*

<sup>46</sup> FINKE, Bilder (wie Anm. 13), S. 47.

<sup>47</sup> *Deß gelich vil me rett hertzog Ludwig von Payern und vil ander herren mitt hertzog Fridrichen von Österreich und verprachend ym, welt er mitt ynen gen Costencz zu dem künig ritten und sich an in ergeben mitt lütt und land, dem künig ze eren und daß die gantz cristenhait sechi, daß er sich welt demütigen und dem Römischen künig und dem hailgen rich und dem concilium und der gantzen cristenhat gehorsam sin welt.* Klingenberg Chronik (wie Anm. 37), S. 181.

<sup>48</sup> ACC (wie Anm. 12), Bd. II, S. 237–238.

<sup>49</sup> Zu den Details siehe die beiden Titel in Anm. 44.

<sup>50</sup> SLOKAR, Herzog Friedrich (wie Anm. 1), S. 213.

<sup>51</sup> RICHENTAL, Chronik (wie Anm. 10), S. 54–55.



Abb. 8: Unterwerfung Herzog Friedrichs vor König Sigmund. Bern, Burgerbibliothek, Mss.h.h.I.1, f. 352 – Diebold Schilling, Amtliche Berner Chronik, Bd. 1 (<http://www.e-codices.unifr.ch/de/bbb/mss-hh-10001/352>).

*und inwoner und sloz, stete und land und tellerin in Swaben, in Elsassz, am Ryn, yn Bristgauwe, in der graffschafft zu Tyrol, an der Etsche und ym Yntal dem vorgenannten unserm hern dem konig gehuldet, gelobt und zu den heylgen gesworen haben geynwortig und gehorsam zu sin [...].<sup>52</sup>*

<sup>52</sup> Frankfurts Reichsrespondenz (wie Anm. 33), S. 290–291; OTTO STOLZ, Der territoriale Besitzstand des Herzogs Friedrich IV. d. Ae. von Österreich-Tirol im Oberheingebiete (1404–1439), in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 94 N. F. 55 (1942), S. 30–50, insbes. S. 49–50 zur Unterwerfung; siehe auch

## Das Ende der Flucht aus der Perspektive von Papst Johannes

Obwohl Papst Johannes noch bis Mitte Mai als Papst amtierte und Urkunden ausstellte, waren seine Aktivitäten nur noch eine Art Abgesang. Anfang Mai waren die Gesandten des Konzils nach Konstanz zurückgekehrt, doch ihre Berichte stießen kaum mehr auf Interesse. „Die Zeit der Gnade war für Johannes seit den Fluchttagen von Breisach und Neuenburg unwiederbringlich vorüber“, beschreibt es Heinrich Finke.<sup>53</sup> An Himmelfahrt, dem 9. Mai, war Burggraf Friedrich von Nürnberg zusammen mit den Erzbischöfen von Besançon und Riga mit einer Schar Bewaffneter nach Freiburg aufgebrochen, um am 17. Mai 1415 den Papst nach Radolfzell zu bringen. Herzog Friedrich hatte sich bei seiner Unterwerfung verpflichten müssen, den Papst nach Konstanz zurückzuführen, womit vor allem die Kostenübernahme gemeint sein dürfte, da Friedrich zu diesem Zeitpunkt längst schon in der Konstanzer Bischofspfalz inhaftiert war.<sup>54</sup> Bei der Rückführung nach Radolfzell wurde der Papst noch von vier Bischöfen begleitet. Bemerkenswerterweise blieben die päpstlichen Register in Freiburg zurück, heute sind sie verschollen. Abgesandte des Konzils überbrachten die Suspension, schließlich wurde Papst Johannes in einen Turm gebracht und von 300 Ungarn, Truppen König Sigmunds, bewacht. Letztmals in Radolfzell scheint er Ende Mai gewesen zu sein, am 3. Juni wurde Baldassare Cossa, ehemals Johannes XXIII., in Haft auf Schloss Gottlieben verbracht. Später war er in Heidelberg und Mannheim inhaftiert, unterwarf sich Papst Martin V. und starb in Würde und Freiheit 1419 in Florenz, wo sich heute noch sein imposantes Grabmal befindet.<sup>55</sup>

## Die Flucht im Machtpoker von Papst Johannes, Herzog Friedrich und König Sigmund

Nach Analyse und Interpretation der zahlreichen geschilderten Details ergibt sich aus den Ereignissen als Schlussfolgerungen eine Kette von Fehlschlägen und Fehleinschätzungen, die aus den Perspektiven der drei Hauptakteure Papst, Herzog und König kurz zusammengefasst werden sollen.

Papst Johannes glaubte bei seiner Flucht aus Konstanz, trotz schon lange währender Verhandlungen über seinen Rücktritt noch Herr des Verfahrens zu sein. Er versuchte, den Zeitpunkt seines Rücktrittes hinauszuzögern und für sich Vorteile herauszuhandeln. Dies unternahm er von Schaffhausen aus, indem er das Konzil zu paralysieren oder sogar ins Wanken zu bringen versuchte. Doch folgten ihm trotz Aufforderung nur wenige Konzilsteilnehmer. Als er dies bemerkte, trat er die eigentliche Flucht an, steckte aber schon in Laufenburg fest, da er nicht den direkten Weg nach Burgund einschlagen konnte. Sein prominenter Fluchthelfer Friedrich hatte zu diesem Zeitpunkt schon bemerkt, wie gefährlich die Lage nach annähernd 200 Absagebriefen war. So ist die Auseinandersetzung zwischen Papst und Herzog wohl zu deuten. Während Herzog Friedrich in Ensisheim die Lage für sich sondierte, flüchtete der Papst nach Freiburg, wo Markgraf Rudolf

---

CLAUDIETTER SCHOTT, Kaiser – Reich – Kirche – Eidgenossen. Kaiser Sigmund in der Berner Tschachtlan-Chronik, in: *Signa Iuris* 10 (2012), S. 37–60.

<sup>53</sup> FINKE, Bilder (wie Anm. 13), S. 48.

<sup>54</sup> *Auch sollen und wollen wir schicken und schaffen babst Johans hie zwissen und den dornstag vor pfingsten [Mai 16], die schierest komp, geyn Costenz zu brengen [...].* Frankfurts Reichs correspondenz (wie Anm. 33), S. 290 (1415 Mai 7).

<sup>55</sup> FINKE, Bilder (wie Anm. 13), S. 48–59.

einen vergeblichen Vermittlungsversuch startete. Vermutlich schon am 19. April war Johannes aber nicht mehr „Herr über seine Flucht“. Johannes hätte spätestens nach den zwei gescheiterten Rheinüberquerungen in Breisach und Neuenburg erkennen müssen, dass er nun nur noch Faustpfand Herzog Friedrichs war. Nach den Verhandlungen zwischen Herzog Ludwig und Herzog Friedrich war er bis zur Rückführung nach Radolfzell und dann Gottlieben ein Gefangener, der auf seine Absetzung wartete.

Herzog Friedrich sah in der Wahrnehmung seiner Rolle als Schutzherr des päpstlichen Geleites wohl anfänglich den Ausbau einer Machtposition gegenüber König Sigmund, der durch die Flucht des Papstes um seine Rolle als Herr des Konzils fürchten musste. Herzog Friedrich fühlte sich sicher, hatte er doch 1412 das Abkommen des 50-jährigen Friedens mit den Eidgenossen abgeschlossen. Friedrich dürfte Schaffhausen, wie schon im Appenzellerkrieg, als sichere Bastion betrachtet haben und traf keine militärischen Maßnahmen. Doch schon mit der Abreise des Papstes nach Waldshut hatte sich für ihn die Lage entscheidend verändert. Nach nicht einmal zehn Tagen und fast 200 Absagebriefen dürfte seine Lage nahezu stündlich schwieriger geworden sein. So schrieb er schon am 30. März von Waldshut aus ein erstes Mal, dass er doch nur seinen Geleitpflichten nachgekommen sei und ihm dies so auch vom König geraten worden sei, er es aber offenbar missverstanden habe.

Auch Friedrichs Behauptung, aus Konstanz nur abgezogen zu sein, da er Nachricht erhalten habe, [...] *das der hertzog von Burgundy uns für ein gesloss gezogen werre, da hin wir riten müsten* [...] <sup>56</sup>, was die ältere Forschung rundweg als unsinnigen Vorwand Friedrichs abtat, dürfte mehr Wahrheit beinhalten, da aus der Korrespondenz von Mitte Februar bis 1. März 1415 zwischen Friedrich und Herzog Johann von Burgund genau darüber verhandelt wurde.<sup>57</sup> Zudem dürfte sich die von Friedrich schwer bedrängte Witwe seines Vorgängers, Katharina von Burgund, die schon längst mit Sigmund in Kontakt stand, aus Burgund Beistand erbeten haben und auch der Papst erwartete zwei Wochen später burgundische Söldner am Rhein als seine Eskorte. Damit korrespondiert auch der Eilritt von Friedrich von Laufenburg nach Ensisheim im Elsass.

Doch damit nicht genug: Im weiteren Verlauf der Ereignisse folgten nach Waldshut und Ensisheim weitere Entschuldigungs- und Rechtfertigungsschreiben Friedrichs zur Schadensbegrenzung. So wandte er sich am 8. April an alle Fürsten und Reichsstände, eine Woche später, am 15. April, erneut an Sigmund und nochmals drei Tage später, am 18. April, ein weiteres Mal<sup>58</sup> und er bestätigte immer wieder, sich dem Richterspruch des königlichen Gerichts zu unterwerfen, dem er sich nicht entziehen wolle, wie ihm Sigmund vorwerfe. Im letzten Schreiben sicherte Friedrich ausdrücklich zu, dass er auch den Papst in seiner Gewalt habe und dieser bei ihm bliebe, womit er den Papst als Faustpfand und Verhandlungsmasse indirekt anbot. Aber Friedrich war bereits auf dem Weg in die militärische Niederlage, beim Zusammentreffen mit Herzog Ludwig von Bayern in Breisach war bereits fast alles entschieden. Von Süden bedrohten Bern und Zürich den Aargau, im Thurgau stand Friedrich Burggraf von Nürnberg, im Sundgau von Süden Basel, von Norden das pfalzgräfliche Heer und von Westen drohte mit Katharina von Burgund eine burgundische Kontrahentin.

Kein Wunder also, dass Herzog Friedrich mit Herzog Ludwig in einem Tag nach Schaffhausen ritt und sich zwei Tage später, am 5. Mai, dem König unterwarf. Seine bedingungslose Kapitulation zwei Tage später, auch mit dem Versprechen der Herausgabe des längst inhaftierten

<sup>56</sup> RIEDER, Urkunden (wie Anm. 21), S. 305.

<sup>57</sup> RUB (wie Anm. 41), Bd. III, S. 86–87.

<sup>58</sup> SLOKAR, Herzog Friedrich (wie Anm. 1), S. 301–303.

Papstes, war ein letzter Versuch, zu retten, was nicht mehr zu retten war. Die zwei Bedingungen seiner Kapitulationsurkunde werden hier deutlich: 1. [...] *und wir sullen und wollen auch also zu Costencz zu gysel blieben bis der vorgeante bobzt Johannes geyn Costanecz komment ist [...]* und 2. [...] *bisz alle und yliche unsere Amptlude, burger und inwoner [...]. Dem vorgeanten unserm hern dem konig gehuldet, gelobt und zu den heyligen gesworen haben [...]*. Das sollte so bleiben, bis es der König änderte.<sup>59</sup> Damit war Friedrich auf unbestimmte Zeit dem König ausgeliefert, ebenso wenn nicht alle Bedingungen ausnahmslos erfüllt sein würden. Dies barg ein erhebliches Risiko, wenn beispielsweise nicht alle habsburgischen Herrschaften sich Sigmund unterwarfen und Habsburg treu bleiben wollten, wie beispielsweise Laufenburg, Waldshut und Villingen<sup>60</sup> oder auch Tirol. Damit schien Friedrich definitiv in Sigmunds Hand und auf dessen Gnade angewiesen zu sein.

Bleibt zuletzt die Rolle König Sigmunds, der im Machtpoker des Frühjahrs 1415 die Oberhand behielt und der bessere Intrigant war. Sigmund bekämpfte seinen Widersacher Herzog Friedrich auf zweierlei Wegen, die er miteinander vermengte. Zum einen versuchte der König den Anschein des ordentlichen Rechtswegs zu wahren, zum anderen setzte er schlicht seine Macht ein und ging mit Hilfe zahlreicher Verbündeter gegen Friedrich vor.<sup>61</sup> Sigmund ließ Herzog Friedrich in eine Falle tappen bzw. stellte ihm gezielt eine Falle, bei der ihm durchaus falsches Spiel unterstellt werden kann. Herzog Friedrich hatte zum einen Papst Johannes Geleit zugesagt, zum anderen hatte er König Sigmund seine Anwesenheit in Konstanz versprochen, um die Klagen einiger Reichsstände rechtlich auszutragen. Dieser Konflikt musste in dem Moment zum Problemfall werden, als der Papst, der angeblich Freizügigkeit von Konstanz besaß, aus der Stadt wollte und dazu Friedrichs Geleitschutz in Anspruch nahm. Andererseits hatte Friedrich seine Anwesenheit versprochen, um die Rechtshändel zu klären. Als der Papst seine Flucht plante, war dem Habsburger das Dilemma „Geleit für den Papst und Weggang aus Konstanz contra Residenzpflicht in Konstanz“<sup>62</sup> durchaus bewusst, wie er es auch schon in seinem ersten Entschuldigungsschreiben benannte. Friedrich gab an, König Sigmund noch um Rat gefragt zu haben, wie er es denn mit dem Geleit halten solle. *Da antwurt unser herr der künig, er riet uns, daz wir dem genuog tätten, des wir uns verschriben hetten und dem babst halten, was wir im verschriben hetten*. Daraufhin habe er den Pfalzgraf bei Rhein wegen der bedrohlichen Situation noch um Vermittlung gebeten und so sei er erst abgereist, als er von den Bedrohungen durch den Herzog von Burgund gehört habe.<sup>62</sup>

Im Bewusstsein des Dilemmas von Friedrich, seiner Geleitpflicht gegenüber dem Papst und Anwesenheitspflicht wegen der Rechtshändel nachzukommen, hatte König Sigmund dem Habsburger also zugeraten, dass er seinen Pflichten nachkommen müsse. Sobald also Friedrich dieses tat, konnte der König gegen ihn wegen dessen Verstoß gegen die Residenzpflicht vorgehen. Daneben klagte König Sigmund Herzog Friedrich schon am 22. März vor der Versammlung der Reichsfürsten wegen des Verrats gegen die Kirche und das Reich an. Friedrich wurde aufgefordert, vor der Reichsversammlung und dem Konzil Rechenschaft abzulegen. *Und lud mit den briefen hertzog Fridrichen von Österrich für sin küniglich hoffgericht um daz übel, so er dann an im getan hett, und an dem hailgen concilium und an de hailigen cristanhait, und och, das er sich*

<sup>59</sup> Frankfurts Reichscorrespondenz (wie Anm. 33), S. 290–291.

<sup>60</sup> RICHENTAL, Chronik (wie Anm. 10), S. 55. BAUM, Villingen (wie Anm. 30), S. 29–43.

<sup>61</sup> KOLLER, Kaiser Sigmunds Kampf (wie Anm. 4), insbes. S. 334 f.

<sup>62</sup> RIEDER, Urkunden (wie Anm. 21), S. 305.

*verantworten sölt gen menglichen*, schreibt Richental, die eigentliche Anklageschrift ist nicht erhalten.<sup>63</sup>

Sigmund entfachte unter rechtlichem Vorwand den Reichskrieg, der ohne vorher bereits aktivierte Bündnispartner in dieser Geschwindigkeit kaum durchführbar gewesen wäre: Innerhalb von drei Wochen hatten die ersten Militärverbände schon Friedrichs Territorien erobert. Sigmunds Koalition war offensichtlich bereits vor der Flucht des Papstes abgesprochen und bestand aus den Eidgenossen mit Bern an erster Stelle, dem Pfalzgrafen bei Rhein im Elsass, im Sundgau Basel und Katharina von Burgund, im Thurgau Burggraf Friedrich von Nürnberg sowie zahlreichen, mindermächtigen Verbündeten. König Sigmund hatte schon seit dem 22. Januar mit Bern und anderen Eidgenossen verhandelt und Zusagen gemacht, um diesen territorialen Kontrahenten Friedrichs zu mobilisieren.<sup>64</sup> Auch hatte Sigmund Bern und den Eidgenossen zugesichert, dass sie wegen des 1412 mit Friedrich abgeschlossenen 50-jährigen Friedensvertrags im Kriegsfall des Reiches gegen Friedrich nicht als eidbrüchig gelten würden. Bereits Ende März, also wenige Tage nach der Flucht des Papstes war Bern prinzipiell kriegsbereit, bis Mitte April waren Solothurn, Luzern, Zug, Zürich u. v. a. ebenfalls mobilisiert. Dies zeigt zur Genüge, wie Sigmund seinen Kontrahenten Herzog Friedrich „ins offene Messer laufen ließ“. Das Dilemma Friedrichs zwischen Geleitspflicht für den Papst und seiner Residenzpflicht wegen seines Rechtsverfahrens mit Reichsständen war eine Falle Sigmunds, der Friedrich nicht entgehen konnte. Alle Aktionen zwischen dem 21. März und der Unterwerfung am 7. Mai sind unter diesem Gesichtspunkt zu sehen. Die Verhandlungen in Freiburg zwischen Markgraf Rudolf, Papst und Herzog Friedrich ab dem 11. April waren für Sigmund überflüssig bzw. nur eine Finte. Das Verhandlungsergebnis konnte in Konstanz natürlich kein Gehör mehr finden, da zu diesem Zeitpunkt die Kriegskoalition bereits aktiv war. Herzog Friedrich war in die Falle getappt, seine Herrschaft brach zusammen, die bedingungslose Kapitulation war unumgänglich.

Mit der Unterwerfung und schriftlichen Kapitulation am 7. Mai 1415 war Sigmund auf dem Höhepunkt seiner Macht über Herzog Friedrich. Richental legt dabei Sigmund die Worte in den Mund: *Nun sehend, daz ich ain mächtiger fürst bin über all ander herren und stett*.<sup>65</sup> Der Papst hatte zu diesem Zeitpunkt bereits seine Bedeutung verloren, seine Tage als Kirchenoberhaupt waren längst gezählt. Sigmund schien beabsichtigt zu haben, Friedrich zur Kapitulation zu bewegen, um seine Ländermasse an das Reich zu nehmen. „Österreichische Rechte zu Händen von König und Reich einzubringen heißt doch nichts anderes, als sie der Verfügungsgewalt des Reichsoberhauptes zuzuführen, sie reichsunmittelbar zu machen. Eine Mehrung der reichsunmittelbaren Rechte bedeutet für den römischen König eine Vergrößerung seines Verfügungspotentials, denn er wird sie selber direkt kaum nutzen und ausüben können, sondern er wird sie durch Verleihung, Veräußerung oder Verpfändung als Gegenleistung für Reichsdienste irgendwelcher Art mittelbar politisch nutzbar machen.“<sup>66</sup> Auch Friedrich selbst wäre dann wieder ein Kandidat gewesen, die eingezogenen Besitztümer gegen hohe Zahlungen zurückzuerlangen. Der König war grundsätzlich sogar verpflichtet, nach einem Ausgleich Friedrich mit seinem gesamten Besitz wieder zu belehnen.<sup>67</sup> Überspringt man die Ereignisse der folgenden drei Jahre, so wurde nach

<sup>63</sup> RICHENTAL, Chronik (wie Anm. 10), S. 49–50; KOLLER, Kaiser Sigmunds Kampf (wie Anm. 4), S. 337.

<sup>64</sup> HEIDI SCHULER-ALDER, Reichsprivilegien und Reichsdienste der eidgenössischen Orte unter König Sigmund 1410–1437, Bern/Frankfurt am Main/New York 1985, insbes. S. 47–50.

<sup>65</sup> RICHENTAL, Chronik (wie Anm. 10), S. 53–54.

<sup>66</sup> SCHULER-ALDER, Reichsprivilegien (wie Anm. 64), S. 21.

<sup>67</sup> KOLLER, Kaiser Sigmunds Kampf (wie Anm. 4), S. 341.

erneutem Konflikt und erneuter Versöhnung beider Kontrahenten Herzog Friedrich am 8. Mai 1418 tatsächlich wieder mit allen seinen Besitzungen belehnt. Das bedeutete jedoch nur, dass Friedrich den Anspruch auf seinen alten Besitz erlangt hatte, auch wenn er diesen Anspruch nicht mehr vollständig durchsetzen konnte.<sup>68</sup>

Dennoch hat sich auch Sigmund in mehreren Punkten verrechnet. Zum einen unterstellten sich nicht alle habsburgischen Gebiete dem Reich, wie die Beispiele der Städte Waldshut, Laufenburg und Villingen zeigen. Auch die elsässischen und sundgauischen Gebiete spielten als Wittwengut Katharinas von Burgund eine Sonderrolle.

Zum anderen waren die Eidgenossen, allen voran Bern, nach dem Ausgleich zwischen Sigmund und Friedrich nicht bereit, die besetzten Gebiete wieder herauszugeben. Auch wenn sie diese im Auftrag des Reichs beschlagnahmten, setzten sie ihre Eroberung des Aargaus noch nach der Unterwerfung Friedrichs und dessen Kapitulation gegen den Willen Sigmunds fort. So wurde Baden erst nach der Unterwerfung Friedrichs eingenommen und die Festung geschleift, entgegen der Aufforderung Sigmunds.<sup>69</sup> Die eidgenössischen Geister, die Sigmund als hilfreiche Hände gegen seinen Rivalen Friedrich rief, wurde er fortan nicht mehr los. So musste Sigmund die besetzten Aargauer Gebiete für geringe Summen an seine Kriegverbündeten verpfänden oder verlehnen, was sicher nicht in seinem Sinne gewesen sein kann.<sup>70</sup>

Zum Dritten war der Reichskrieg gegen Herzog Friedrich auch ein Krieg gegen das Gesamthaus Österreich, da die Habsburger ihren Besitz „zur gesamten Hand“ innehatten. So erschien mit Herzog Ernst schon rasch ein weiterer Habsburger auf der Bühne und trat dem Einzug des habsburgischen Familienbesitzes durch den König entgegen. Schließlich folgte auch Anna von Braunschweig, die Gemahlin Friedrichs, die ebenfalls in einer Stellvertreterrolle für Friedrich vor Ort eingriff.

Zieht man ein Fazit der Flucht, so war sie für Papst Johannes sein Ende als Papst, er musste schlicht einem Neuanfang des Papsttums weichen. Für Herzog Friedrich war die Flucht der Auftakt einer großen territorialpolitischen Niederlage, da er die Lage falsch eingeschätzt und sich zu sicher gefühlt hatte. Johannes und Friedrich wurden so Opfer der Intrigen Sigmunds im Machtpoker, obwohl sich Friedrich im Gegensatz zu Sigmund rechtskonform verhielt. Friedrich hatte zudem schlicht das militärische Potenzial der aufstrebenden Eidgenossen, allen voran Bern, unterschätzt. Heinrich Koller revidierte jedoch das Urteil über Friedrich als unfähigen und unüberlegten Fürsten, als der er in der älteren Forschung dargestellt wurde.<sup>71</sup> Aber auch Sigmund musste sich der Macht der Eidgenossen als neuer Territorialmacht im Alpenvorland beugen und konnte in dieser Hinsicht nur zeitweise brillieren. Die Eidgenossen waren hingegen als Dritte die unbezweifelbaren Gewinner des politischen Duells zwischen König und Herzog Friedrich.

---

<sup>68</sup> Regesta Imperii XI,1 Nr. 3151af nach [www.regesta-imperii.de/id/1418-05-07\\_5\\_0\\_11\\_1\\_0\\_3581\\_3151a](http://www.regesta-imperii.de/id/1418-05-07_5_0_11_1_0_3581_3151a) (Stand: 29.06.2015).

<sup>69</sup> Regesta Imperii XI,1 N. 1689 (1415 Mai 16) nach [www.regesta-imperii.de/id/1415-05-16\\_3\\_0\\_11\\_1\\_0\\_1881-1689](http://www.regesta-imperii.de/id/1415-05-16_3_0_11_1_0_1881-1689) (Stand: 29.06.2015).

<sup>70</sup> Z. B. SCHULER-ALDER, Reichsprivilegien (wie Anm. 64), S. 211 ff.

<sup>71</sup> KOLLER, Kaiser Sigmunds Kampf (wie Anm. 4), insbes. S. 350–352.

# Eine Folge von Papstflucht und Herzogsächtung: Freiburg wird 1415 für zwölf Jahre Reichsstadt

Thomas Zotz

Am 1. September 1413 bestätigte der in Chur weilende König Sigismund der Stadt Freiburg im Breisgau auf deren Bitten alle ihre Freiheiten, Rechte, guten Gewohnheiten, Briefe und Privilegien, die sie von römischen Kaisern und Königen empfangen hatte.<sup>1</sup> Am selben Tag tat er dies auch für die seit 1330 an Habsburg verpfändeten Reichsstädte Breisach, Neuenburg, Schaffhausen und Rheinfelden.<sup>2</sup> Die Annäherung zwischen König Sigismund und der habsburgischen Territorialstadt Freiburg erfolgte rund anderthalb Jahre vor der spektakulären Flucht Papst Johannes' XXIII. und Herzog Friedrichs IV. von Österreich aus Konstanz im März 1415, mit deren Auswirkungen auf den Oberrhein sich das im Juni 2015 vom Alemannischen Institut veranstaltete Kolloquium beschäftigte. Der angesprochene Kontakt verdient Beachtung im Vorfeld von Freiburgs zwölfjähriger Zeit als Reichsstadt infolge der Ächtung des Habsburgers:<sup>3</sup> Wenn Sigismund damals Freiburg und den an Habsburg verpfändeten Reichsstädten seine Gunst erwies, motiviert durch die territorialpolitisch und familiär bedingten heftigen Spannungen zwischen ihm und dem mächtigen Landesfürsten Herzog Friedrich IV. im Süden des Reiches,<sup>4</sup> so baute er damit sein politisches Kapital auf, das ihm wenig später Nutzen brachte.

Im Folgenden soll Freiburgs reichsstädtische Phase von 1415 bis 1427 in drei Schritten näher untersucht werden, der Übergang der Stadt zu König und Reich, Freiburgs Gesckicke als Reichsstadt und seine Rückkehr zu Habsburg, bevor dann eine Bilanz dieser reichsstädtischen Episode

---

<sup>1</sup> Regesta Imperii XI [künftig RI XI]: Die Urkunden Kaiser Sigismunds (1410–1437), bearb. von WILHELM ALTMANN, Innsbruck 1900, Nr. 678; Urkundenbuch der Stadt Freiburg im Breisgau [künftig UBF], Bd. 2, hg. von HEINRICH SCHREIBER, Freiburg im Breisgau 1828, Nr. 462, S. 248–250. Zu Sigismund umfassend JÖRG K. HOENSCH, Kaiser Sigismund. Herrscher an der Schwelle zur Neuzeit 1368–1437, München 1997, zu diesem Zeitraum S. 162–190.

<sup>2</sup> RI XI (wie Anm. 1), Nr. 674/7. Zur Verpfändung vgl. FRANZ QUARTHAL, Vorderösterreich, in: Handbuch der baden-württembergischen Geschichte, Bd. 2, hg. von MEINRAD SCHAAB und HANSMARTIN SCHWARZMAIER, Stuttgart 2000, S. 587–780, hier S. 608.

<sup>3</sup> Hierzu vgl. THEA VON ROSSUM, Studien zur Politik Freiburgs als Reichsstadt, Diss. phil. Freiburg i. Br. 1950 (masch.); WILHELM BAUM, Freiburgs Rückkehr zu Österreich (1426/27). Ein Beitrag zur Geschichte der Politik Herzog Friedrichs IV. von Österreich im Krieg zwischen König Sigmund von Luxemburg und Filippo Maria Visconti von Mailand mit der Republik Venedig, in: Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins „Schau-ins-Land“ 107 (1988), S. 7–21. Knappe Darstellung bei DIETER MERTENS / FRANK REXROTH / TOM SCOTT, Vom Beginn der habsburgischen Herrschaft bis zum „Neuen Stadtrecht“ von 1520, in: Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau, Bd. 1: Von den Anfängen bis zum „Neuen Stadtrecht“ von 1520, hg. von HEIKO HAUMANN und HANS SCHADEK, Stuttgart 2001, S. 215–218, hier S. 220–222.

<sup>4</sup> HEINRICH KOLLER, Kaiser Siegmunds Kampf gegen Herzog Friedrich IV. von Österreich, in: Studia Luxemburgensia. Festschrift Heinz Stoob zum 70. Geburtstag, hg. von FRIEDRICH BERNWARD FAHLBUSCH und PETER JOHANEK (Studien zu den Luxemburgern und ihrer Zeit, Bd. 3), Warendorf 1989, S. 313–352; PETER NIEDERHÄUSER, Fürst und Fluchthelfer. Herzog Friedrich IV. von Österreich und das Konzil von Konstanz, in: Das Konstanzer Konzil 1414–1418. Weltereignis des Mittelalters. Essays, hg. von KARL-HEINZ BRAUN u. a., Darmstadt 2013, S. 145–150, hier S. 147.

der Habsburgerstadt zu ziehen ist. Zunächst sei aber ein kurzer Blick auf die frühere königlich-kaiserliche Privilegierung Freiburgs geworfen, die Sigismund 1413 der Stadt bestätigte. Denn die hier sichtbar werdenden Punkte spielten auch in der Phase der Zugehörigkeit Freiburgs zum Reich eine Rolle.

Das erste bekannte königliche Privileg erhielt die Stadt 1219 von Friedrich II., der den Handel der Bürger reichsweit unter Schutz stellte.<sup>5</sup> Rudolf von Habsburg verlieh Freiburg 1282 alle Freiheiten und Rechte, derer sich Colmar und andere Städte des Reiches erfreuten, und bestätigte seine bisherigen Rechte und guten Gewohnheiten.<sup>6</sup> Im Vorübergehen sind die Freiheitsbriefe König Adolfs vom 21. Dezember 1297<sup>7</sup> und König Albrechts vom 15. Januar und erneut vom 19. September 1300<sup>8</sup> zu erwähnen, die um den Gerichtsstand der Bürger kreisenden Privilegien der Konkurrenten Ludwig des Bayern und Friedrich des Schönen von 1315,<sup>9</sup> und noch einmal Kaiser Ludwigs 1339.<sup>10</sup> Karl IV. urkundete 1347 für Freiburg<sup>11</sup> und dann ein weiteres Mal 1370, also kurz nach der Selbstübergabe der Stadt an die Habsburger Herzog Albrecht III. und Herzog Leopold III. von Österreich.<sup>12</sup> Diese hatten in ihrer „neuen Verfassungsurkunde“ von 1368 gegen die bis dahin übliche Praxis der Stadt bestimmt, dass sich *unser purger* weder mit Herren noch mit Städten verbünden sollten.<sup>13</sup> Konnte hier Freiburg seine bisherige Gewohnheit also nicht beibehalten, so ließ es sich nun von Kaiser Karl das Verbot der Verpfändung verbiefen,<sup>14</sup> nachdem auch die Herzöge Albrecht III. und Leopold III. der Stadt zugesichert hatten, sie nicht zu entfremden, zu verkaufen oder zu verpfänden.<sup>15</sup> Hiermit besaß Freiburg hinsichtlich der damals vornehmlich Reichsstädten drohenden Verpfändungsgefahr auch noch die kaiserliche Bekräftigung.<sup>16</sup> 1403 gewährte König Ruprecht Freiburg die Einrichtung zweier Jahrmärkte und bestätigte dabei die Freiheiten und guten Gewohnheiten der Stadt.<sup>17</sup> 1413 folgte dann die eingangs erwähnte Bestätigung der königlichen und kaiserlichen Gunsterweise durch Sigismund.

<sup>5</sup> Monumenta Germaniae Historica. Die Urkunden Friedrichs II., 3. Teil, bearb. von WALTER KOCH, Hannover 2010, Nr. 553, S. 256 f. (mit falscher Zuweisung an Freiburg im Üchtland; Korrektur im Namenregister, S. 468 f.). Vgl. HARTMUT HEINEMANN, Wie eine Königsurkunde für die Bürger von Freiburg im Breisgau nach Freiburg im Üchtland kam, in: Die Zähringer. Anstoß und Wirkung, hg. von HANS SCHADEK und KARL SCHMID, Sigmaringen 1986, S. 431–434.

<sup>6</sup> RI VI, 1: Die Regesten des Kaiserreichs unter Rudolf, bearb. von OSWALD REDLICH, Nr. 1724; UBF, Bd. 1, hg. von HEINRICH SCHREIBER, Freiburg im Breisgau 1828, Nr. 33, S. 97 f.

<sup>7</sup> UBF, Bd. 1 (wie Anm. 6), Nr. 54, S. 146 f.; RI VI, 2: Die Regesten des Kaiserreiches unter Adolf, bearb. von VINCENZ SAMANEK, Innsbruck 1948, Nr. 935.

<sup>8</sup> UBF, Bd. 1 (wie Anm. 6), Nr. 57, S. 150 f.; Nr. 60, 160 f.

<sup>9</sup> Ebd., Nr. 94–96, S. 201–203. Regesta Habsburgica, bearb. von OSWALD REDLICH, 3. Abt., bearb. von LOTHAR GROSS, Innsbruck 1924, Nr. 153.

<sup>10</sup> UBF, Bd. 1, 2, hg. von HEINRICH SCHREIBER, Freiburg im Breisgau, Nr. 174 f., S. 342–345.

<sup>11</sup> Ebd., Nr. 191, S. 376 f.; RI VIII: Die Regesten des Kaiserreichs unter Kaiser Karl IV. 1346–1378, bearb. von ALFONS HUBER, Innsbruck 1877, Nr. 510.

<sup>12</sup> JAN GERCHOW / HANS SCHADEK, Stadtherr und Kommune. Die Stadt unter den Grafen von Freiburg, in: Geschichte der Stadt Freiburg, Bd. 1 (wie Anm. 3), S. 133–205, hier S. 168–172; DIETER SPECK, 23. Juni 1368. Freiburg wird habsburgisch, in: Auf Jahr und Tag. Freiburgs Geschichte im Mittelalter, hg. von JÜRGEN DEN-DORFFER u. a. (Schlaglichter regionaler Geschichte, Bd. 1), Freiburg i. Br. 2013, S. 83–99.

<sup>13</sup> UBF, Bd. 1, 2 (wie Anm. 10), Nr. 280, S. 539–546, hier S. 545.

<sup>14</sup> UBF, Bd. 2 (wie Anm. 1), Nr. 287, S. 1–4, hier S. 2. RI VIII (wie Anm. 11), Nr. 4864.

<sup>15</sup> UBF, Bd. 1 (wie Anm. 6), Nr. 280, S. 542.

<sup>16</sup> Vgl. EBERHARD ISENMANN, Die deutsche Stadt im Mittelalter 1150–1550. Stadtgestalt, Recht, Verfassung, Stadtr Regiment, Kirche, Gesellschaft, Wirtschaft, Wien/Köln/Weimar 2012, S. 299 f., 321 f.

<sup>17</sup> UBF, Bd. 2 (wie Anm. 1), Nr. 377, S. 178–182. Regesten der Pfalzgrafen am Rhein 1213–1508, 2. Bd.: Regesten König Ruprechts, bearb. von LAMBERT VON OBERNDORFF und MANFRED KREBS, Innsbruck 1939, Nr. 3098.

## 1. Die Phase des Übergangs vom Haus Habsburg zu König und Reich

Mit diesem Bestand an zahlreichen Herrscherprivilegien im kommunalen Archiv ging die habsburgische Territorialstadt Freiburg im Frühjahr 1415 zu König und Reich über. Wie vollzog sich dieser Herrschaftswechsel? Am 30. März verkündete Sigismund zu Konstanz,<sup>18</sup> dass er Herzog Friedrich wegen seiner im Einzelnen genannten Freveltaten, seines heimlichen Weggangs aus Konstanz, wodurch er sich dem gerichtlichen Verfahren entzogen hat, und *umb ander gross und swaer sachhen* [...], *der ein teil die gantz cristenheit antreffen*,<sup>19</sup> – offensichtlich eine Anspielung auf Friedrichs Fluchthilfe für Johannes XXIII. – bestraft, alle Getreuen des Reichs um Beistand gebeten und ihnen verboten habe, den Herzog bei sich beherbergen oder durch ihr Gebiet ziehen zu lassen. Bereits wenige Tage nach dieser de facto-Ächtung Friedrichs<sup>20</sup> und dem Aufruf zum Krieg gegen ihn bevollmächtigte Sigismund am 4. April von Konstanz aus die Stadt Basel, mit den Städten und Amtleuten Friedrichs zu verhandeln, diese *zu unsern und des heiligen Römischen richs henden zutziehen*.<sup>21</sup> Ihnen sei zu geloben und zu versprechen, dass sie weder von Sigismund noch von seinen Nachfolgern im Reich verkauft, entfremdet, versetzt und vergeben werden sollen, sondern *ewiglich by uns und dem riche beliben*. Es bedurfte offenbar einer klaren Zusicherung beim heiklen Punkt der Veräußerungsgefahr, sollte dem Vorhaben, die Städte „herüberzuziehen“, Erfolg beschieden sein; die königliche Praxis, Reichsstädte zu verpfänden, war nur zu bekannt.<sup>22</sup>

Zu dieser Zeit, im April 1415, hielt sich der von Herzog Friedrich geschützte Papst Johannes XXIII. am Oberrhein auf, am 11. April in Freiburg<sup>23</sup>, am 21. April in Breisach, zum Monatswechsel wieder in Freiburg, wo er verhaftet wurde, da Herzog Friedrich nur auf diesem Weg die Gnade des Königs überhaupt wiedererlangen würde.<sup>24</sup> Da auch Friedrich IV. vom 12. bis 19. Ap-

<sup>18</sup> RI XI (wie Anm. 1), Nr. 1542. Vgl. HOENSCH, Kaiser Sigismund (wie Anm. 1), S. 214–221; NIEDERHÄUSER, Fürst und Fluchthelfer (wie Anm. 4), S. 148; DERS., Ein Herzog mit leeren Taschen? Friedrich IV. von Österreich, der Aargau und das Konzil von Konstanz, in: *Argovia* 127 (2015), S. 8–23, hier S. 13 f. Ausführlich zur Urkunde Sigismunds künftig DERS., „Als starck als der künig“? Herzog Friedrich IV. von Österreich und die habsburgische Landesherrschaft im Schicksalsjahr 1415, in: *Eroberung und Inbesitznahme. Die Eroberung des Aargaus 1415 im europäischen Vergleich*, hg. von CHRISTIAN HESSE und REGULA SCHMID, Ostfildern 2017. Peter Niederhäuser, Winterthur, bin ich sehr zu Dank verpflichtet, dass er mir Einsicht in diesen Beitrag gewährte.

<sup>19</sup> Zitiert nach JOHANN EUSTACH KOPP, Der römische König Sigmund und die Eidgenossen seit der Aechtung des Herzogs Friderich von Oesterreich. März und April 1415, in: *Geschichtsblätter aus der Schweiz* 2 (1856), S. 75–108, hier S. 107.

<sup>20</sup> In Anlehnung an NIEDERHÄUSER, „Als starck der künig“ (wie Anm. 18), der darauf hinweist, dass die Urkunde den Terminus Acht vermeidet, dass aber Friedrich „zweifellos [...] ausgegrenzt und praktisch geächtet“ wurde (Zitat im Text nach Anm. 4).

<sup>21</sup> RI XI (wie Anm. 1), Nr. 1553; *Urkundenbuch der Stadt Basel*, Bd. 6, bearb. von AUGUST HUBER, Basel 1902, Nr. 94, S. 93 f.

<sup>22</sup> GÖTZ LANDWEHR, Die Verpfändung der deutschen Reichsstädte im Mittelalter (Forschungen zur deutschen Rechtsgeschichte, Bd. 5), Köln/Graz 1967. Zu Sigismunds Städtepolitik vgl. FRIEDRICH BERNWARD FAHLBUSCH, Städte und Königtum im frühen 15. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Geschichte Sigmunds von Luxemburg (Städteforschung, Reihe A, Bd. 17), Köln/Wien 1983.

<sup>23</sup> *Acta concilii Constanciensis*, Bd. 3, hg. von HEINRICH FINKE, Münster i. W. 1926, S. 253 f.

<sup>24</sup> Vgl. WALTER BRANDMÜLLER, *Das Konzil von Konstanz 1414–1418*, Bd. 1: Bis zur Abreise Sigismunds nach Narbonne, Paderborn u. a. <sup>2</sup>1999, S. 274–276, und den Beitrag von DIETER SPECK in diesem Band.

ril in Freiburg nachweisbar ist,<sup>25</sup> sah die Stadt also damals die Protagonisten der Affäre in ihren Mauern, die Anlass zu dem bevorstehenden Übergang Freiburgs in die Reichsfreiheit waren.

Nachdem sich der Habsburger am 5./7. Mai dem König im Konstanzer Barfüßerkloster, geleitet von Pfalzgraf Ludwig III. und Kurfürst Friedrich von Brandenburg, Sigismund zu Füßen geworfen hatte und wieder in dessen Gnade gelangt war, übergab Friedrich dem König alle seine Länder, mit denen dieser nach Belieben verfahren könne. Mit der hohen Summe von 50.000 Gulden erkaufte er sich das Recht der Wiedereinlösung verlorener Gebiete; bis zur Huldigung aller Untertanen sollte er in Geiselnhaft bleiben.<sup>26</sup>

Auf dieser vorgegebenen Linie kam Freiburg ins Spiel: Herzog Friedrich gebot bereits einen Tag später *unsern lieben getrewn*, Bürgermeister, Rat und den Bürgern zu Freiburg *by unsern hulden und wellen*, sie sollten angesichts seiner Verschreibung gegenüber dem König nun dessen Vertreter Burggraf Friedrich huldigen, geloben und schwören. Die am 30. März, also genau zum Zeitpunkt von Friedrichs Ächtung erworbene Brandenburger Markgrafenwürde Friedrichs ließ der Habsburger dabei unberücksichtigt!<sup>27</sup> Kraft dieses Briefes seien die Freiburger aller Huldigung, Gelübde und Eide, mit denen sie ihm verbunden waren, ledig.<sup>28</sup> Dazu kam es alsbald, denn am 15. Mai verkündete Friedrich, mit voller Titulatur Burggraf zu Nürnberg und oberster Verweser der Mark Brandenburg, von Freiburg aus die Huldigung der Stadt zu seinen Händen. Allseits erging die Aufforderung, die Freiburger und *alle die iren* nicht zu schädigen, sondern freundlich zu behandeln *als andern des obgenanten unsers herren und des heiligen reichs gehorsamen*.<sup>29</sup>

So konnte Sigismund am 23. Mai von Konstanz aus kundtun, dass Freiburg ihm mit Erlaubnis und auf Geheiß Herzog Friedrichs gehuldigt und geschworen habe und dass er auf Bitten der Stadt ihr alle Briefe, Freiheiten etc. von Seiten des Reiches, der Grafen von Freiburg und der Herrschaft Österreich bestätigt habe angesichts der bisher erlebten *trefflichen willikeit* und, was er nicht versäumte anzusprechen, angesichts künftiger Dienste. Der König garantierte Schutz und Schirm und forderte Fürsten, Grafen, Herren, Ritter, Knechte, Vögte, Amtleute auf, die Freiburger nicht zu behindern, sondern in Ruhe zu lassen – bei Strafe von 22 Mark lötigen Goldes (d. h. mit vollem Edelmetallgehalt), die halb an seine Kammer, halb an Freiburg zu zahlen seien. In einer weiteren Urkunde vom selben Tag bestimmte Sigismund, dass Bürger und Stadt weder von ihm noch von seinen Nachfolgern dem Reich entfremdet werden sollten, *es sū dann, daz man sy den von Osterrich widergebe*.<sup>30</sup> So war also im Mai 1415 der Übergang Freiburgs von Habsburg

<sup>25</sup> CHRISTIAN SIEBER, „On the Move“. Das Itinerar der Herzöge Leopold IV. und Friedrich IV. von Österreich von der Schlacht bei Sempach (1386) bis zur Aussöhnung mit König Sigmund (1418), in: Die Habsburger zwischen Aare und Bodensee, hg. von PETER NIEDERHÄUSER (Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, Bd. 77), Zürich 2010, S. 77–93. Itinerar-Anhang ([www.antiquarische.ch/MAGZ\\_2010\\_Sieber\\_Itinerar\\_Leopold4\\_Friedrich4\\_1386\\_1418.pdf](http://www.antiquarische.ch/MAGZ_2010_Sieber_Itinerar_Leopold4_Friedrich4_1386_1418.pdf)), S. 42.

<sup>26</sup> RI XI (wie Anm. 1), Nr. 1656a; Chronik des Konstanzer Konzils 1414–1418 von Ulrich Richental, hg. von THOMAS MARTIN BUCK (Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen, Bd. 41), Ostfildern <sup>4</sup>2014, S. 52–55; EDUARD MARIA LICHNOWSKY, Geschichte des Hauses Habsburg, Bd. 5: Vom Regierungsantritt Herzog des Vierten bis zum Tode König Albrecht des Zweiten, Wien 1841, ND Osnabrück 1973, Verzeichnis der Urkunden, Nr. 1550; SABINE WEISS, Herzog Friedrich IV. auf dem Konstanzer Konzil. Neue Dokumente zum Konflikt des Tiroler Landesfürsten mit König Sigismund, in: Tiroler Heimat 57 (1993), S. 31–56, hier S. 35; NIEDERHÄUSER, Fürst und Fluchthelfer (wie Anm. 4), S. 149.

<sup>27</sup> RI XI (wie Anm. 1), Nr. 1541.

<sup>28</sup> UBF, Bd. 2 (wie Anm. 1), Nr. 479, S. 259 f. Vgl. VON ROSSUM, Studien (wie Anm. 3), S. 32 f.

<sup>29</sup> UBF, Bd. 2 (wie Anm. 1), Nr. 480, S. 260 f.

<sup>30</sup> RI XI (wie Anm. 1), Nr. 1700 f.; UBF, Bd. 2 (wie Anm. 1), Nr. 481 f., S. 261–263, Zitat S. 263.

ans Reich mit allseitiger Absicherung vollzogen, allerdings mit der Klausel, dass die Stadt auch einmal wieder zu Habsburg zurückkehren könnte.

## 2. 1415–1425: Freiburg in Händen von König und Reich

In einem zweiten Schritt gilt es nun, auf Freiburgs Position und Geschehnisse in den folgenden Jahren seiner „Reichsfreiheit“ und dabei insbesondere auf den Umgang Sigismunds mit seiner und des Reiches Stadt zu achten. Zunächst schweigt allerdings die Überlieferung, sowohl auf Reichsebene wie auf der Ebene der Stadt. Dafür hört man einiges von den Vorgängen in Tirol, wo Friedrichs Bruder Ernst die Leute des Landes, die Friedrich pflichtgemäß von ihren Eiden entbunden hatte, die aber dem Haus Österreich treu bleiben wollten, ihm selbst huldigen ließ und die Regierung in seinem und seines Bruders Namen übernahm.<sup>31</sup> Als sich Friedrich nach seiner Flucht aus Konstanz am 30. März 1416 nach Tirol begab, kam es zu Missheiligkeiten, da Städte und Bauern Herzog Friedrich anhängen, während Ernst den Adel des Landes hinter sich hatte. Der drohende Bürgerkrieg wurde aber im Januar 1417 durch die Einigung der beiden Brüder auf eine ungeteilte Herrschaft in Tirol verhindert.<sup>32</sup>

Zu dieser Zeit muss es auch Kontakte von Freiburg ebenso wie Breisach, Neuenburg und Endingen mit Sigismund gegeben haben, denn dieser wies am 17. April 1417 deren Bitte um Aufschub der Huldigung ab und forderte die Städte auf, Graf Hans von Lupfen als Landvogt im Breisgau, Oberelsass und Sundgau an seiner statt zu huldigen.<sup>33</sup> Offenkundig sollte also das huldigungsgestützte Band zwischen den neu bzw. wieder dem Reich zugehörigen Städten und dem König verstärkt werden. Wenig später, am 27. Mai, forderte dann Sigismund die genannten Städte sowie Kenzingen – seit 1369 habsburgisch<sup>34</sup> – und alle Bewohner des Breisgaus auf, dem neuen Landvogt Markgraf Bernhard I. von Baden an seiner statt zu huldigen.<sup>35</sup> Dementsprechend schrieb Bernhard am 17. Juni an Freiburg, dass der König diese und andere Städte im Breisgau ihm *in lantvogts wise* empfohlen habe. Er habe die Absicht, seine Räte nach Freiburg zu schicken, die sich dort mit den Räten dieser Stadt und Gesandten der anderen Städte beraten wollten.<sup>36</sup>

Mehrere Befehle Sigismunds an Freiburg aus dem Herbst 1417 lassen erkennen, dass die Kommunikation zwischen dem Königshof und der Reichsstadt damals durchaus funktionierte. So erhielten die Freiburger den Auftrag, Graf Hans von Freiburg in seinem Schloss und der Herrschaft Badenweiler zu schützen; Badenweiler war seit Ende des 14. Jahrhunderts habsburgischer Besitz und somit 1415 ans Reich gefallen.<sup>37</sup> Ende September 1417 forderte Sigismund von Frei-

<sup>31</sup> HEINRICH SCHREIBER, *Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau*, Bd. 3, Freiburg 1857, S. 70 f.; LICHNOWSKY, *Geschichte* (wie Anm. 26), Urkunden Nr. 1564.

<sup>32</sup> Ebd., Urkunden Nr. 1655. Vgl. in größerem Rahmen JOSEF RIEDMANN, *Mittelalter*, in: *Geschichte des Landes Tirol*, Bd. 1: *Von den Anfängen bis 1490*, hg. von JOSEF FONTANA u. a., Bozen/Innsbruck/Wien 1985, S. 267–604, hier S. 444–459.

<sup>33</sup> RI XI (wie Anm. 1), Nr. 2117; UBF, Bd. 2 (wie Anm. 1), Nr. 497, S. 273 f.

<sup>34</sup> JÜRGEN TREFFEISEN, *Kenzingen als mittelalterliche Stadt*, in: *Die Geschichte der Stadt Kenzingen*, Bd. 1: *Von den Anfängen bis zur Gegenwart*, hg. von JÜRGEN TREFFEISEN, REINHOLD HÄMMERLE und GERHARD A. AUER, Kenzingen 1998, S. 45–78, hier S. 53–55.

<sup>35</sup> RI XI (wie Anm. 1), Nr. 2341; *Regesten der Markgrafen von Baden und Hachberg 1050–1515*, bearb. von RICHARD FESTER, Innsbruck 1900, Nr. 2973.

<sup>36</sup> UBF, Bd. 2 (wie Anm. 1), Nr. 499, S. 275.

<sup>37</sup> RI XI (wie Anm. 1), Nr. 2554; UBF, Bd. 2 (wie Anm. 1), Nr. 506, S. 281. Vgl. Artikel *Badenweiler*, in: *Die Burgen im mittelalterlichen Breisgau. II. Südlicher Teil, Halbband A–K*, hg. von ALFONS ZETTLER und THOMAS

burg, Breisach, Neuenburg, Kenzingen und Endingen, für den Kriegszug gegen Herzog Friedrich 600 Schützen und Fußgewaffnete nach Feldkirch zu schicken.<sup>38</sup> Wie mag dieser Befehl auf die habsburgisch geprägten Städte wohl gewirkt haben? Im Oktober hatte Sigismund ein weiteres Mal Anlass, sich an Freiburg zu wenden mit dem Befehl, einem Schaffhauser Bürger den Transport von Korn für den königlichen Hof in Konstanz zu gestatten.<sup>39</sup> Der Kauf lag schon eine Weile zurück, und zwischenzeitlich hatte Freiburg, wie Sigismunds Urkunde erwähnt, ein generelles Ausfuhrverbot erlassen.

Im Übrigen gab es damals einigen brieflichen Austausch zwischen Neuenburg, Breisach, Zürich, Rheinfelden und Freiburg wegen der gegen Herzog Friedrich und seine ehemaligen Städte laufenden Aktivitäten: So teilte Neuenburg Freiburg mit, dass Rheinfelden einen Knecht gefangen genommen habe, der ausgesagt hat, ihm und anderen sei Geld gegeben worden, um eine Niederbrennung der *stette so der herrschaft von Oesterrich gewesen sien* zu organisieren.<sup>40</sup> Am 31. Januar 1418 tagte in Konstanz ein Fürstengericht über den Herzog, erneut wurde der Reichsbann verhängt, doch erschien sein Bruder Herzog Ernst mit großem Aufgebot drohend vor Konstanz, um Klage zu führen, wie das Haus Habsburg geschädigt und geschmälert würde und wie die Bauern (gemeint sind die Eidgenossen) gegen die Fürsten begünstigt würden.<sup>41</sup> Anfang Mai kam es dann zur zweiten und endgültigen Aussöhnung zwischen dem König und Herzog Friedrich,<sup>42</sup> und einen Monat später befahl Sigismund von Basel aus den Städten Freiburg, Breisach, Neuenburg und Kenzingen, dem wieder zu Gnaden aufgenommenen Herzog Friedrich zu huldigen, sobald er seine Verschreibung gegenüber ihm erfüllt habe.<sup>43</sup> In demselben Sinn äußerte er sich gegenüber den früheren Habsburgerstädten im Elsass.<sup>44</sup> Nun nahm der Herzog Kontakt zu seinen Städten am Oberrhein auf und kündigte von Basel aus sein oder seiner Räte Kommen nach Freiburg für den 13. Juni an.<sup>45</sup> Doch weilte er hier erst am 6. Juli und bestätigte bei dieser Gelegenheit die Rechte und Freiheiten der mittlerweile zu ihm zurückgekehrten Stadt Villingen.<sup>46</sup>

Damit begann drei Jahre nach der Huldigung an König und Reich ein neues Kapitel für Freiburg und die anderen Städte im Breisgau, das allerdings angesichts des von Sigismund gemachten Vorbehalts mit Unsicherheiten belastet war. Wenn sich die tatsächliche Rückkehr Freiburgs zur Herrschaft Habsburg letztlich bis 1427 hinzog, so ist nach den Gründen dieser Verzögerung zu fragen, nach wichtigen Ereignissen dieser Jahre. Zunächst verdienen zwei Briefe der habsburgischen Brüder Ernst und Friedrich an Freiburg Aufmerksamkeit: Am 21. September 1418 teilte Ernst von Wienerneustadt aus den Freiburgern mit, die Übereinkunft seines Bruders mit dem König wegen der Verschreibung der Lande vor dem Arlberg sei ohne sein, des ältesten Fürsten des Hauses Österreich Wissen und Willen geschehen. Dann beschwört er den Gehorsam und die Treue *ewr vordern [...] gen unsern vordern loblicher gedechtnuss* und bittet, *daz ir noch also*

---

ZOTZ (Archäologie und Geschichte. Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland, Bd. 16), Ostfildern 2009, S. 47–71; darin EVA-MARIA BUTZ, Geschichte, S. 62–71, hier S. 69.

<sup>38</sup> RI XI (wie Anm. 1), Nr. 2583; UBF, Bd. 2 (wie Anm. 1), Nr. 500, S. 276 f.

<sup>39</sup> RI XI, Nr. 2600; UBF, Bd. 2 (wie Anm. 1), Nr. 507, S. 282.

<sup>40</sup> UBF, Bd. 2 (wie Anm. 1), Nr. 504, S. 279 f.

<sup>41</sup> SCHREIBER, Geschichte (wie Anm. 31), S. 73.

<sup>42</sup> Ebd.; WEISS, Herzog Friedrich (wie Anm. 26), S. 37; NIEDERHÄUSER, Fürst und Fluchthelfer (wie Anm. 4), S. 149.

<sup>43</sup> RI XI (wie Anm. 1), Nr. 3254; LICHNOWSKY, Geschichte (wie Anm. 26), Urkunden Nr. 1826.

<sup>44</sup> RI XI (wie Anm. 1), Nr. 3253.

<sup>45</sup> LICHNOWSKY, Geschichte (wie Anm. 26), Urkunden Nr. 1831. UBF, Bd. 2 (wie Anm. 1), Nr. 513, S. 286.

<sup>46</sup> LICHNOWSKY, Geschichte (wie Anm. 26), Nr. 1848; SCHREIBER, Geschichte (wie Anm. 31), S. 74.

*bey uns und unsern erben und dem haws von Oesterreich als bey ewren rechten und naturlichen erbherren und fürsten* treu und gehorsam bleiben möget. Wenn Ernst weiter ausführt, sie, die Freiburger, sollten *söhl ayd, lieb und gelübd halten*, so erscheint von Interesse, wie hier die rechtlichen Bindungsformen Eid und Gelübde<sup>47</sup> durch den Begriff ‚Liebe‘ ergänzt und angereichert werden, mithin durch ein affektives Moment, aufgerufen vor dem Hintergrund der weit in die Vergangenheit zurückreichenden Verbundenheit der Habsburger und der Freiburger *vorderen*.<sup>48</sup> Für ihr Wohlverhalten sollen die Freiburger von Ernst und seinen Erben *unzweifelich [...] mit billicher dankbarkeit und sundern gnaden ergetzet* werden.

In ähnlicher Weise sprach Herzog Friedrich die Freiburger am 25. Juli 1419 an: Er unterrichtet sie über seine Situation beim König, dem er 36.000 Gulden bezahlt habe, und ermahnt sie *aller trewn*, dass sie bei ihm und dem Haus Österreich bleiben und sich durch niemand erschrecken lassen. *Und seit darin kekh und manlich*. Dann wolle er sie *gnediklich* erfreuen *und ew solher trew in gutem nymer vergessen*.<sup>49</sup> Im Vergleich zum Schreiben seines Bruders Ernst fällt der Ton hier allerdings spürbar herrschaftlicher aus. Der (frühere) Stadtherr Friedrich spricht aus einer anderen Position heraus!

Blickt man weiter in das Jahr 1420, so ist auch der harsche Ton des Befehls Sigismunds vom 18. März an die Freiburger (*unsere und des richs lieben getrüen*) beachtenswert, schleunigst Markgraf Bernhard als seinem Vertreter *huldung und gehorsamkeit mit gelübden und eyden* zu tun, nachdem auch der letzte gewährte Aufschub seit einiger Zeit verstrichen sei.<sup>50</sup> Die Stadt hatte also die von ihr erwartete erneute rechtliche Bindung an König und Reich verzögert, andererseits sich aber auch Habsburg gegenüber nicht festgelegt. Diesen Schwebezustand illustrieren zwei Briefe der Stadt vom 29. Mai 1420 an Herzog Albrecht V., den Vetter Friedrichs (und späteren König Albrecht II.), und an Herzog Ernst. In beiden Stücken schildert Freiburg die Situation von 1415, betont, dass damals die Räte Friedrichs der Stadt gesagt hätten, ihre Huldigung gegenüber König und Reich sei der Herrschaft Österreich von Nutzen, weil dann der Krieg gegen Friedrich aufhöre. So hätten sie *mit betrübten hertze* gehuldigt. Es täte ihnen sehr leid, wenn sich die Angelegenheit gegen den Wunsch Österreichs entwickle.<sup>51</sup> Im zweiten Schreiben nennt Freiburg auch den Grund für sein Zögern, sich Habsburg wieder zu unterstellen: Wenn die Stadt bei dieser Gelegenheit die schweren Bedingungen des Vertrags zwischen König und Herzog beschworen hätte, hätte die Gefahr bestanden, dass der König bei Nichterfüllung des Vertrags seitens Friedrichs die Stadt seinen Schuldnern gegeben hätte, Freiburg also auf ewige Zeit der Herrschaft Österreich entfremdet würde. Wenn sich die Angelegenheit Österreichs zum Guten wende und die Stadt bedingungslos zurückgegeben würde, wollte sie gern gehorsam sein.

So war damals die Situation der „Reichsstadt“ Freiburg also recht schwierig. Sie wurde für sie wie auch die anderen Breisgaustädte noch brisanter durch das herrschaftspolitische Vorgehen Markgraf Bernhards von Baden, nachdem dieser 1415 die Markgrafschaft Hachberg um 80.000 Gulden vom letzten Vertreter der badischen Linie Hachberg, dem hochverschuldeten Otto II., erworben hatte. Denn die von Bernhard 1418 in Eichstetten und Emmendingen gegrün-

<sup>47</sup> Vgl. am Beispiel der elsässischen Städte LAURENCE BUCHHOLZER-REMY / OLIVIER RICHARD, Die städtischen Eidbücher im spätmittelalterlichen Elsass. Erste Erschließung der Quellen, in: Neue Forschungen zur elsässischen Geschichte im Mittelalter, hg. von LAURENCE BUCHHOLZER-REMY u. a. (Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte, Bd. 56), Freiburg/München 2012, S. 177–196.

<sup>48</sup> UBF, Bd. 2 (wie Anm. 1), Nr. 521, S. 290 f.

<sup>49</sup> Ebd., Nr. 524, S. 293 f.

<sup>50</sup> UBF, Bd. 2 (wie Anm. 1), Nr. 530, S. 301 f.

<sup>51</sup> BAUM, Freiburgs Rückkehr (wie Anm. 3), S. 11; VON ROSSUM, Studien (wie Anm. 3), S. 40, Text S. 69 f.

deten Wochenmärkte wurden zur Konkurrenz der bestehenden Märkte, und die Errichtung neuer Zollstätten am Rhein stiftete Ärger und Unruhe.<sup>52</sup> Daher verbündeten sich Freiburg, Breisach und Endingen im Jahr 1422 zu wechselseitiger Hilfe, auch elsässische Städte, darunter Straßburg, traten dem Bund gegen den Markgrafen bei, dann auch einige Herren, voran Kurfürst Ludwig III. von der Pfalz. 1424 spitzte sich die Lage am Oberrhein zu; Basel, Freiburg und Breisach brannten den Marktort Emmendingen nieder. Erst die auf Druck Sigismunds zustande gekommene Mühlberger Richtung vom Juli 1424 brachte einen friedlichen Ausgleich, wobei Bernhard die neuen Zollstationen aufgab, während sich die Städte verpflichteten, keine Ausbürger mehr auf markgräflichem Territorium zu haben.

Das Jahr 1424 hatte indes auch vorteilhafte Seiten für Freiburg, erhielt es doch zwei königliche Urkunden, die von langfristiger Bedeutung waren: Am 22. Februar erteilte ihr Sigismund die Erlaubnis, die Juden aus der Stadt zu vertreiben und künftig keine aufnehmen zu müssen.<sup>53</sup> Ohne dass hier näher auf die Geschichte der Juden in Freiburg und am Oberrhein zu jener Zeit einzugehen ist, sei doch hervorgehoben, dass die „ewige“ Vertreibung dann tatsächlich über Jahrhunderte die Juden von Freiburg fernhielt. Vom selben Tag datiert Sigismunds Urkunde, in der er der Stadt das dortige Schultheißenamt gegen eine Zahlung von 900 Gulden und mit dem Vorbehalt der Wiedereinlösung übergab.<sup>54</sup> Damit hatte Freiburg das wichtige städtische Amt, das dem Stadtherrn zugeordnet war, in Händen. Es wird sich zeigen, wie Freiburg mit diesen beiden Pfunden wenig später wucherte.

### 3. 1425–1427 (1429): der lange Weg der Rückkehr Freiburgs zur Herrschaft Österreich

Auf Reichsebene kam es im Februar 1425 mit dem Hornsteiner Vertrag zur Wiederaufnahme Herzog Friedrichs in die königliche Gnade und zur Rückgabe der früher eingezogenen Herrschaften Freiburg, Neuenburg, Breisach, Kenzingen und Endingen.<sup>55</sup> Damit begann die dritte und letzte Phase von Freiburgs Zeit als Reichsstadt. Am 22. März befahl Sigismund Markgraf Bernhard, die Vogtei im Breisgau über die Städte Breisach, Freiburg, Neuenburg, Endingen und Kenzingen an Herzog Friedrich zurückzugeben, und drei Tage später ersuchte er Diessenhofen, Rheinfelden, Schaffhausen, Radolfzell, Breisach und Freiburg, sich dem Habsburger zu unterwerfen.<sup>56</sup> Es dauerte allerdings noch eine Weile, bis Friedrich am 29. November 1425 durch seine Räte Graf Wilhelm von Montfort und Graf Eberhard von Kirchberg den Freiburgern mitteilte, dass der König ihm *unser veterlich erb, das ain zeit zu seinen handen ist gestanden*, zurückgegeben habe. Er vertraue ihnen gänzlich und wolle sich ihnen mit *gnaden und fürdrungen gnediglich* erkennen.<sup>57</sup>

Hierauf gab die Stadt am 21. Januar 1426 eine Antwort, die besondere Aufmerksamkeit verdient: Die Stadt verlangte als Bedingungen für die Huldigung und Eidesleistung an die Herrschaft

<sup>52</sup> SCHREIBER, Geschichte (wie Anm. 31), S. 76 ff., MERTENS / REXROTH / SCOTT, Vom Beginn der habsburgischen Herrschaft (wie Anm. 3), S. 221.

<sup>53</sup> RI XI (wie Anm. 1), Nr. 5814; UBF, Bd. 2, 2, hg. von HEINRICH SCHREIBER, Freiburg im Breisgau 1829, Nr. 566, S. 358 f., PETER SCHICKL, Von Schutz und Autonomie zu Verbrennung und Vertreibung: Juden in Freiburg, in: Geschichte der Stadt Freiburg, Bd. 1 (wie Anm. 3), S. 524–551, hier S. 545.

<sup>54</sup> RI XI (wie Anm. 1), Nr. 5815.

<sup>55</sup> Ebd., Nr. 6158; BAUM, Freiburgs Rückkehr (wie Anm. 3), S. 14.

<sup>56</sup> RI XI (wie Anm. 1), Nr. 6202, 6236–6241.

<sup>57</sup> LICHTNOWSKY, Geschichte (wie Anm. 26), Urkunden Nr. 2363; UBF, Bd. 2, 2 (wie Anm. 53), Nr. 580, S. 369 f.

Österreich die Bestätigung ihrer königlichen und kaiserlichen Privilegien und Freiheiten, außerdem keine Verpfändung durch die Herrschaft von Österreich, wie die Stadt vormals vom Heiligen Römischen Reich und Österreich gefreit und begnadet wurde.<sup>58</sup> Dann forderte die Stadt, dass sie im Besitz ihrer Pfandschaften (Schultheißenamt, herrschaftliche Zölle) bleiben solle. Überdies solle sie die Pfandschaft des Dorfes Adelhausen, ferner die Freiheit von Juden sowie das Recht zu Bündnissen mit Herren und Städten, ausgenommen gegen Reich und Österreich, behalten. Man sieht: Die Stadt nutzte ihren damaligen Handlungsspielraum, um einige in der Reichsstadtzeit gewonnene neue Freiheiten in die künftige Habsburgzeit zu überführen.

Die endgültige Rückkehr Freiburgs zu Habsburg zog sich allerdings weiter hin, und auf dem Nürnberger Reichstag im Juni 1426 ließ Sigismund durch seine Bevollmächtigten eine Bekanntmachung für Fürsten und Städte zu einem Kriegszug gegen die Hussiten verbreiten. Dabei richtete er sich neben Straßburg, Lübeck und den schwäbischen Reichsstädten auch an Freiburg, Neuenburg, Breisach, Kenzingen und Endingen.<sup>59</sup> Diese waren also noch in der Pflicht gegenüber König und Reich. Im März 1427 machte Sigismund Mitteilung an Freiburg wegen der Rückgabe von Friedrichs Ländern und gebot der Stadt, künftig den Herzögen und der Herrschaft zu huldigen und gehorsam zu sein, *gleicherweis als vor, ee wir euch zu unsern und des richs handen namen*.<sup>60</sup> Er erklärte die Stadt aller Pflichten dem Reich gegenüber *quit, ledig und lose*. Es dauerte allerdings immer noch bis zum 10. November, dass Freiburg Herzog Friedrich huldigte, allerdings unter Bürgschaft. Freiburg verlangte die herzogliche Handfeste bis zum nächsten Ostertag; andernfalls kämen die habsburgischen Abgeordneten in Geiselhaft, bis die Urkunde übergeben wäre. Wieder wurden die Konditionen wie im Schreiben vom Januar aufgezählt; es fehlte jetzt allerdings die Bündnisfreiheit. Hier waren die Dinge offensichtlich ausgehandelt worden.<sup>61</sup> Das Städtebündnis von 1422 war zwar 1427 abgelaufen, doch gibt ein Straßburger Brief an Freiburg vom Juli 1428 davon Zeugnis, dass Freiburg Straßburg weiterhin militärisch unterstützte.<sup>62</sup> In der Interaktion mit der (neuen) Herrschaft wurde die Angelegenheit jedenfalls nicht mehr hochgehängt. Der Herzog bat im Januar 1428 um Fristverlängerung; erst am 19. Januar 1429 bestätigte er von Innsbruck aus in zwei Urkunden die Freiheiten und Rechte Freiburgs, *damit si zu dem loblichen hause Oesterreich genaigt sind*.<sup>63</sup> Auch den Besitz der von ihnen gelösten Pfandschaften (Schultheißenamt für 900 Gulden, Herrschaftszölle für 2.400 Gulden, Adelhausen für 300 Gulden) bestätigte Friedrich, allerdings mit dem Vorbehalt der Wiedereinlösung durch die Herrschaft Österreich.

\*

Mit dieser Handfeste kehrte Freiburg nach nunmehr fast 14 Jahren an das „löbliche Haus Österreich“ zurück. Was hat sich in den Jahren seiner Zugehörigkeit zu König und Reich, als Folge der Ächtung Herzog Friedrichs IV., für diese Episode der habsburgischen Stadt und darüber hinaus ergeben? War der „Traum der reichsstädtischen Freiheit [...] zu Ende“, wie Wilhelm Baum in

<sup>58</sup> UBF, Bd. 2, 2 (wie Anm. 53), Nr. 582, S. 372 f.

<sup>59</sup> RI XI (wie Anm. 1), Nr. 6663; Deutsche Reichstagsakten, Bd. 8: Deutsche Reichstagsakten unter Kaiser Sigismund, Abt. 2: 1421–1426, bearb. von DIETRICH KERLER, Gotha 1883, Nr. 392, S. 470–473.

<sup>60</sup> RI XI (wie Anm. 1), Nr. 6848; UBF, Bd. 2, 2 (wie Anm. 53), Nr. 583, S. 374.

<sup>61</sup> Ebd., Nr. 587, S. 378 ff.; SCHREIBER, Geschichte (wie Anm. 31), S. 93.

<sup>62</sup> VON ROSSUM, Studien (wie Anm. 3), S. 67; Stadtarchiv Freiburg i. Br., Urkk. IVa, Nr. 444.

<sup>63</sup> LICHNOWSKY, Geschichte (wie Anm. 26), Urkunden Nr. 2712 f.; UBF, Bd. 2, 2 (wie Anm. 53), Nr. 592, S. 383 ff.; Nr. 593, S. 385 f.; Zitat S. 384.

seinem Beitrag von 1988 über Freiburgs Rückkehr zu Österreich formulierte?<sup>64</sup> Nach dem, was die Überlieferung erkennen lässt, war diese Zeit der Reichsfreiheit für Freiburg alles andere als traumhaft. Es ließen sich mehrere Phasen unterscheiden: von März 1415 bis Mai 1418, als sich Sigismund mit Friedrich endgültig aussöhnte. Von diesem Punkt an war die Rückkehr Freiburgs an Habsburg nur eine Frage der Zeit. Bis dahin – und, wie sich zeigen sollte, auch noch danach – befand sich Herzog Friedrich in einer nicht nur finanziellen Zwangslage gegenüber dem König, was den Herzog dazu veranlasste, seine Freiburger dem König huldigen und schwören zu lassen. Zwei Briefe des Freiburger Rats aus dem Jahr 1420, also aus der zweiten, von Mai 1418 bis Februar 1425 (Hornsteiner Vertrag) reichenden Phase, geben näheren Aufschluss über Freiburgs Zurückhaltung gegenüber Österreich. Hier klingen mit den Aussagen „mit betrübtem Herzen“, womit Freiburg dem König und Reich gehuldigt habe, und „es täte uns leid“ vielleicht mehr als nur für das Ohr des Empfängers gefällige Floskeln an, wie andererseits auch der Brief Herzog Ernsts von September 1418 an Freiburg eindrucksvoll die lange Verbundenheit seiner und der Stadt Vorderen thematisiert und dabei von der Liebe als Bindemittel zwischen beiden Seiten spricht.

Von daher stellt sich die Frage, wie sehr Freiburg eigentlich an König und Reich interessiert war. Ein Schreiben Schaffhausens an den König von März 1426, also aus der dritten Phase nach dem Hornsteiner Vertrag, zeigt eine ganz andere Einstellung, wenn Schaffhausen die Hoffnung zum Ausdruck bringt, dass der König noch wissen möge, dass die Stadt immer zum Reich gehört habe und vor Jahren als Pfand an Habsburg gekommen sei. Dem König sei doch bekannt, *daz wir niendert lieber denn an uwern gnaden und dem hailigen rich beliben wellen*.<sup>65</sup> Das sind andere Töne der Reichsverbundenheit als aus Freiburg. Wenn Sigismund gleichwohl, wie oben angesprochen, Schaffhausen im März 1427 in einem Atemzug mit Freiburg zur Huldigung gegenüber dem Habsburger Herzog Friedrich aufforderte, so gelang es Schaffhausen letztlich doch, in Anlehnung an die Eidgenossenschaft, beim Reich zu bleiben.<sup>66</sup>

Der kleine Seitenblick auf Schaffhausen kann den Blick für die Haltung Freiburgs gegenüber den Habsburgern schärfen, denen es sich 1368 unterstellt hatte. Gleichwohl vermochte sich Freiburg als Reichsstadt wichtige königliche Privilegien wie die „ewige“ Vertreibung der Juden 1424 geben oder das Schultheißenamt und die Herrschaftszölle von Sigismund verpfänden zu lassen. Als die immer wieder hinausgezögerte und mit allerlei Konditionen behaftete Rückkehr Freiburgs zu Habsburg anstand, wusste die Stadt, aus ihrer Verhandlungsposition durchaus Gewinn zu ziehen. Freiburg für zwölf Jahre Reichsstadt: ein spannendes Laboratorium für Fragen und Probleme des Herrschaftswechsels in turbulenter Zeit!

---

<sup>64</sup> BAUM, Freiburgs Rückkehr (wie Anm. 3), S. 17.

<sup>65</sup> Tiroler Landesarchiv Frid. 26/3, 4. März 1426. Für diesen Hinweis danke ich Peter Niederhäuser, Winterthur.

<sup>66</sup> Zur politischen Situation Schaffhausens im Spätmittelalter vgl. KARL SCHIB, Geschichte der Stadt und Landschaft Schaffhausen, Schaffhausen 1972, S. 195–242.

# Ein fürstlicher ‚Trittbrettfahrer‘?

## Markgraf Bernhard I. von Baden, Johannes XXIII. und das Konstanzer Konzil

*Heinz Krieg*

### 1. Zu Person und Herrschaft Markgraf Bernhards von Baden

Markgraf Bernhard I. von Baden (\* um 1364, † 5. Mai 1431) gilt im Rahmen der Geschichte Badens als besonders erfolgreicher Territorialpolitiker und man hat ihn als „den eigentlichen Begründer des badischen Territorialstaats“<sup>1</sup> bezeichnet. In jedem Fall betrieb er zweifellos nach innen und außen tatkräftig den Ausbau und die Konsolidierung der markgräfllich-badischen Herrschaft. Nach einer Phase wiederholter Erbteilungen, die vor allem die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts prägten und die mit einem zeitweiligen Verlust ihres Fürstenrangs einhergingen, erlangten die Markgrafen von Baden erst unter Bernhard I. wieder fürstliches Niveau.<sup>2</sup> Eine wichtige Voraussetzung dafür war sicher die Vereinigung aller markgräfllich-badischen Besitzungen und Herrschaftsrechte in der Hand Markgraf Bernhards, die er nach dem Tod seines jüngeren Bruders Rudolf VII. im Jahr 1391 erreichte. Die wichtigste territoriale Erwerbung Bernhards I. war in diesem Zusammenhang der Kauf der Herrschaft des Markgrafen Otto II. von Hachberg im Jahr 1415, die eine bedeutende und dauerhafte Erweiterung des oberrheinischen Kerngebiets der

---

<sup>1</sup> HANSMARTIN SCHWARZMAIER, Bernhard I., Mkgf. v. Baden, in: *Lexikon des Mittelalters*, Bd. 1, München/Zürich 1980, Sp. 1984. Vgl. zu Markgraf Bernhard I. von Baden auch HEINZ KRIEG, Strategien der Herrschaftslegitimation am unteren Rand des Fürstenstandes: Das Beispiel der Markgrafen von Baden, in: *Legitimation von Fürstendynastien in Polen und dem Reich. Identitätsbildung im Spiegel schriftlicher Quellen (12.–15. Jahrhundert)* (Deutsches Historisches Institut Warschau, Quellen und Studien, Bd. 31), Wiesbaden 2016, S. 225–245, hier S. 229–232; DERS., König Sigismund, die Markgrafen von Baden und die Kurpfalz, in: *Kaiser Sigismund (1368–1437). Zur Herrschaftspraxis eines europäischen Monarchen*, hg. von KAREL HRUZA und ALEXANDRA KAAAR (Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters, Beihefte zu J. F. Böhmer, *Regesta Imperii*, Bd. 31), Wien/Köln/Weimar 2012, S. 175–196, hier S. 180–196; DERS., Zur Herrschaftsbildung der Markgrafen von Baden im späten Mittelalter, in: *Das Land am mittleren Neckar zwischen Baden und Württemberg*, hg. von HANSMARTIN SCHWARZMAIER und PETER RÜCKERT (Oberrheinische Studien, Bd. 24), Ostfildern 2005, S. 163–187, hier S. 181–184; HANSMARTIN SCHWARZMAIER, Baden. *Dynastie – Land – Staat*, Stuttgart u. a. 2005, S. 101–105; DERS., Baden, in: *Handbuch der Baden-Württembergischen Geschichte*, Bd. 2: *Die Territorien im Alten Reich*, hg. von MEINRAD SCHAAB und HANSMARTIN SCHWARZMAIER in Verbindung mit DIETER MERTENS und VOLKER PRESS, Stuttgart 1995, S. 164–246, hier S. 187–196; RICHARD FESTER, Markgraf Bernhard I. und die Anfänge des badischen Territorialstaates (Badische Neujahrsblätter, Bd. 6), Karlsruhe 1896.

<sup>2</sup> Vgl. oben Anm. 1 und besonders KRIEG, König Sigismund (wie Anm. 1), S. 182 f., 185, 188, 192, 196; DERS., Die Markgrafen von Baden: Eine Familie am unteren Rand des Fürstenstandes, in: *Princely Rank in Late Medieval Europe. Trodden Paths and Promising Avenues*, hg. von THORSTEN HUTHWELKER u. a., Ostfildern 2011, S. 309–332, hier S. 323 f.; KONRAD KRIMM, Von der Herrschaft zum Staat. Die Markgrafschaften von der Mitte des 13. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts, in: HANSMARTIN SCHWARZMAIER u. a., *Geschichte Badens in Bildern: 1100–1918*, Stuttgart u. a. 1993, S. 51–75, hier S. 66.

### Stammtafelausschnitt zu den Markgrafen von Baden

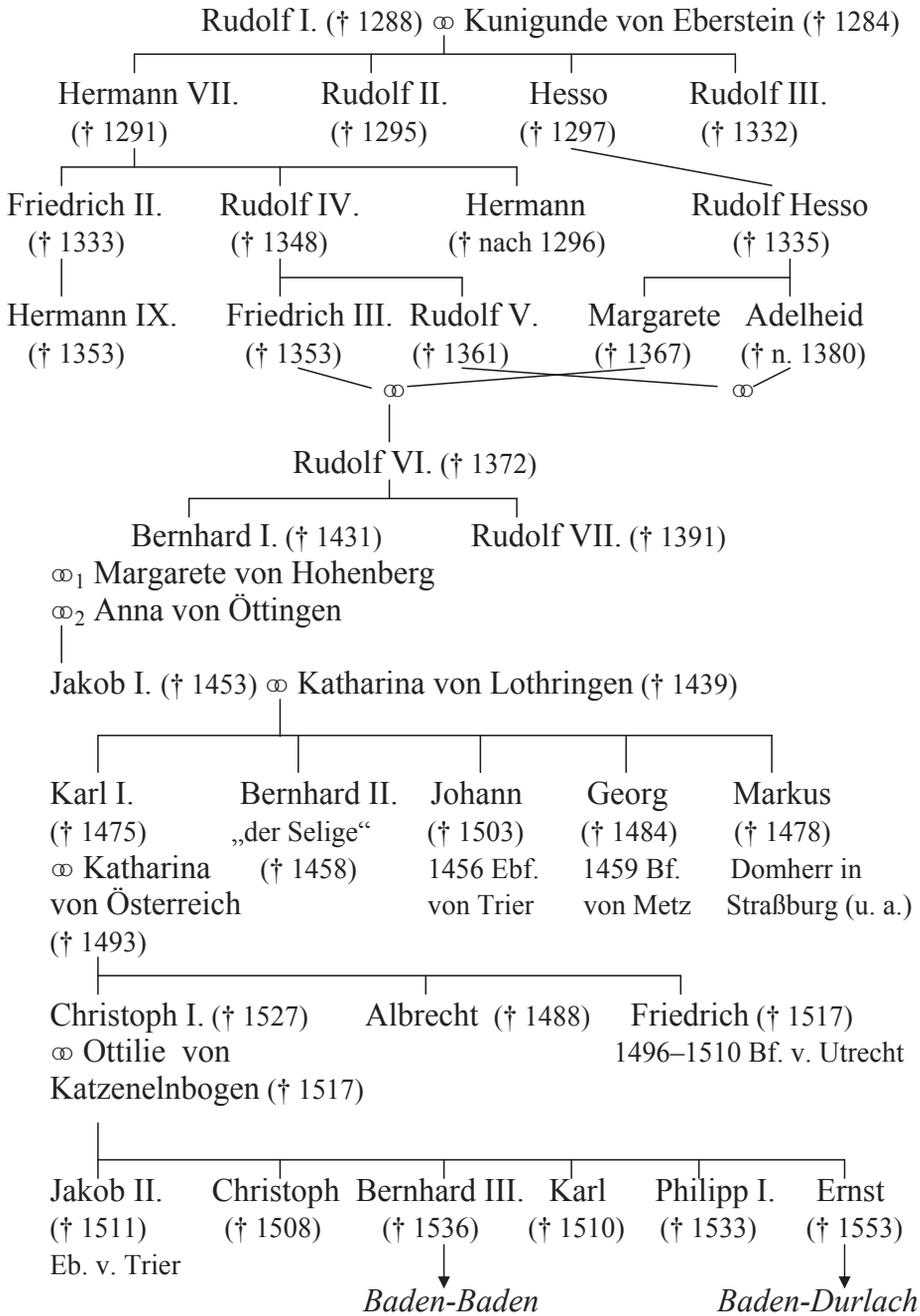


Abb. 1: Stammtafelausschnitt zu den Markgrafen von Baden. Entwurf: Heinz Krieg.

Markgrafschaft mit sich brachte.<sup>3</sup> Daneben sind auch noch zeitweilige Zuerwerbungen wie etwa die Herrschaft Herrenberg und die Herrschaft Altensteig im Schwarzwald zu nennen.<sup>4</sup> Mit einem Erbvertrag schuf Bernhard außerdem die Voraussetzung für den erst nach seinem Tod, nämlich im Jahr 1437, erfolgten Anfall der Vorderen und der Hinteren Grafschaft Sponheim als Kondominat mit Pfalz-Veldenz.<sup>5</sup>

Die ganze Regierungszeit Bernhards I. erhielt „ihr besonderes Kennzeichen durch die zahlreichen Fehden, die er mit seinen Nachbarn ausfocht“,<sup>6</sup> denn „Bernhard führte nahezu immer Krieg“.<sup>7</sup> So zeigen ihn beispielsweise die Fehden mit der Stadt Straßburg (1393, 1428/29), die Teilnahme am Kampf gegen den Schleglerbund (1395/96) sowie nicht zuletzt der Kampf gegen den Pfälzer Kurfürsten und König Ruprecht (1403) „als kriegerischen Fürsten, der seine territorialen Erwerbungen in allen Auseinandersetzungen behaupten konnte.“<sup>8</sup> Doch musste Markgraf Bernhard nicht zuletzt in der Auseinandersetzung mit den benachbarten Pfälzer Kurfürsten auch Niederlagen erleiden, wobei ihn Kurfürst Ludwig III. von der Pfalz 1424 dazu zwang, badischen Eigenbesitz, nämlich die Burg und das Dorf Graben sowie die Feste Stein von der Kurpfalz zu Lehen zu nehmen.<sup>9</sup> Seither unterstanden die Markgrafen von Baden der Lehnshoheit ihres kurpfälzischen Nachbarn, wodurch sie sich in für sie fraglos schmerzhafter Weise als nur minder-mächtige Fürsten auf eine nachgeordnete Position verwiesen sahen. Dennoch kämpfte Markgraf Bernhard I. von Baden in jedem Fall beharrlich und mit beachtlichem und für sein Haus zukunftsweisendem Erfolg um Rechte und Privilegien, indem er in wechselnden Koalitionen agierte und nicht zuletzt die Rivalitäten unter den Mächtigen seiner Zeit geschickt für seine Interessen auszunutzen wusste.<sup>10</sup> Ebendies lässt sich insbesondere auch an seinem Verhalten während des Großen Abendländischen Schismas ablesen. Wolfgang Hug weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass sich Bernhard eher an Papst Benedikt VIII. in Avignon gehalten habe, während Kurfürst Ruprecht von der Pfalz auf der Seite des römischen Papstes Gregor XII. stand.<sup>11</sup> Richard Fester etwa hat Bernhards „Kirchenpolitik“ dabei als „vom Beginne des Schismas an überlegen und hinterlistig“ bezeichnet: „Er läßt beide Päpste herankommen, versteht es, sich beide zu verpflichten und treibt doch schließlich nur sein Spiel mit ihnen.“<sup>12</sup>

<sup>3</sup> KRIEG, Herrschaftsbildung (wie Anm. 1), S. 182 (mit weiterer Literatur).

<sup>4</sup> Ebd., Anm. 103; SCHWARZMAIER, Baden, in: Handbuch (wie Anm. 1), S. 193.

<sup>5</sup> SCHWARZMAIER, Baden, in: Handbuch (wie Anm. 1), S. 193.

<sup>6</sup> FRIEDRICH VON WEECH, Badische Geschichte, Karlsruhe 1890, S. 45.

<sup>7</sup> Wie oben Anm. 5.

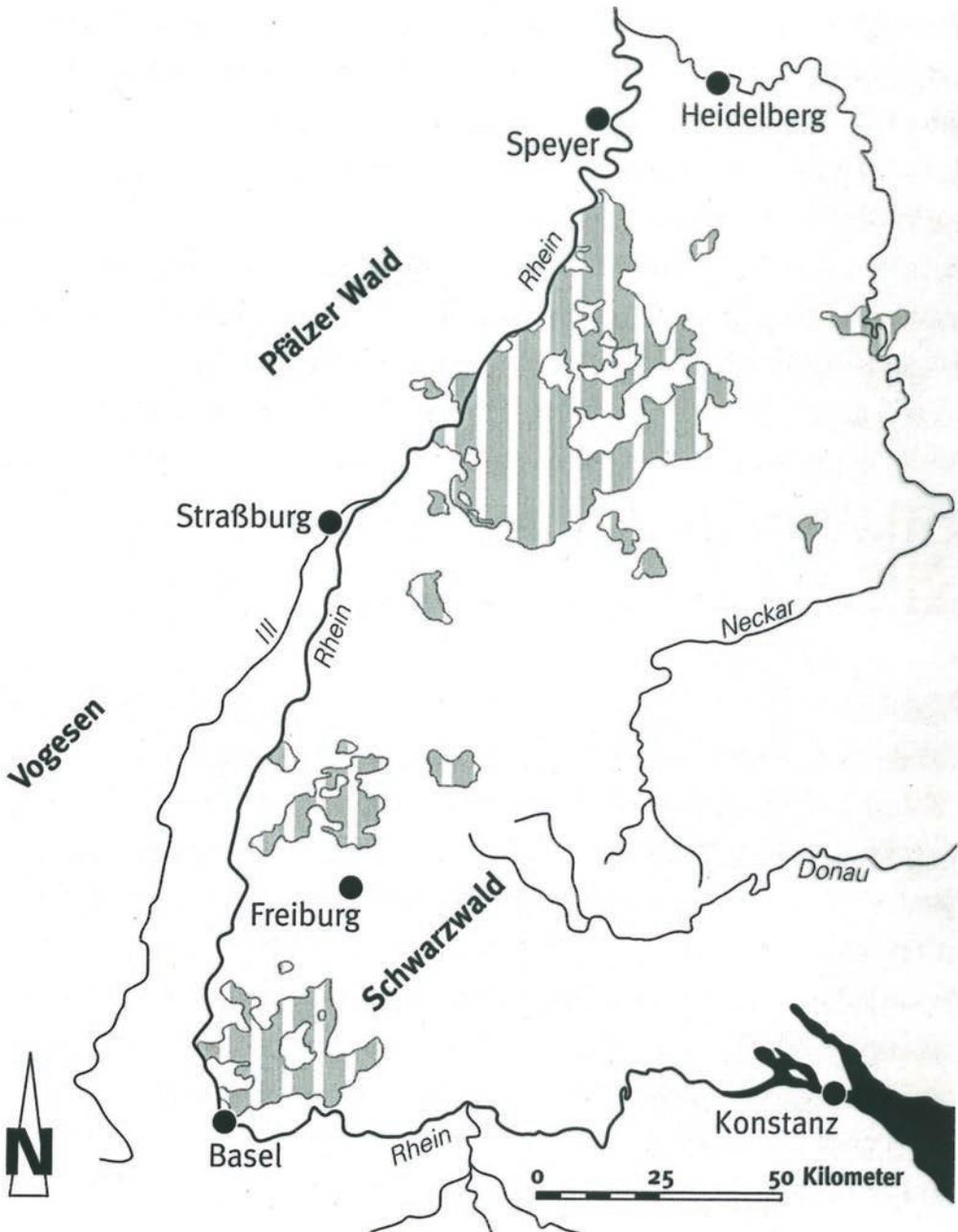
<sup>8</sup> SCHWARZMAIER, Bernhard I. (wie Anm. 1).

<sup>9</sup> Dies wurde „nur scheinbar dadurch gemildert“, dass Bernhard erlaubt wurde, diese Lehen nach 10 Jahren gegen Zahlung von 15.000 Rheinischen Gulden aufzusagen. FESTER, Markgraf Bernhard (wie Anm. 1), S. 113; Regesten der Markgrafen von Baden und Hachberg 1050–1515, Bd. 1: Markgrafen von Baden 1050–1431, Markgrafen von Hachberg 1218–1428, bearbeitet von RICHARD FESTER, Innsbruck 1900, Nr. 3706 (3. Juli 1424) (künftig zitiert: RMB 1). Zur spannungsvollen Beziehung zur Kurpfalz siehe KRIEG, König Sigismund (wie Anm. 1), S. 178–180, 182–186, 188, 190 f., 195; DERS., Markgrafen (wie Anm. 2), S. 329–332.

<sup>10</sup> Vgl. dazu etwa WOLFGANG HUG, Geschichte Badens, Stuttgart 1992, S. 99, der darauf hinweist, dass sich Bernhard Rechte und Privilegien „in einer Schaukelpolitik vom Reich erschlick, indem er die Rivalität zwischen König Ruprecht I. und dessen Gegenkönig Wenzel ausnutzte.“

<sup>11</sup> HUG, Geschichte (wie Anm. 10), S. 100.

<sup>12</sup> FESTER, Markgraf Bernhard (wie Anm. 1), S. 44. So führte Bernhard 1384 den urbanistischen Bischof Nikolaus von Speyer in sein Bistum ein, empfing aber schon ein Jahr später „auf das freundlichste“ einen Gesandten aus Avignon und ließ sich von Clemens VII. für seine Verdienste um den Stuhl von Avignon 20.000 Gulden anweisen. Ebd.



*Besitzungen und Rechte der Markgrafen von Baden 1431*

Abb. 2: Besitzungen und Rechte der Markgrafen von Baden 1431 (aus: Spätmittelalter am Oberrhein. Große Landesausstellung Baden-Württemberg 29. September 2001 – 3. Februar 2002, Teil 2: Alltag, Handwerk und Handel 1350–1525, Bd. 2: Aufsatzband, hg. von SÖNKE LORENZ und THOMAS ZOTZ, Stuttgart 2001, S. 17).

Auch in diesem Zusammenhang ist auf die nur mindermächtige Position Markgraf Bernhards hinzuweisen, die allem politischen Geschick zum Trotz weiterhin wesentlich seinen Handlungsspielraum bestimmte.<sup>13</sup> Daher wäre die ihm von Fester zugesprochene ‚Überlegenheit‘ sicher zu relativieren. Denn das Verhalten des Markgrafen könnte wohl auch in der Weise gedeutet werden, dass er gerade als mindermächtiger Fürst sich nach verschiedenen Seiten abzusichern suchte bzw. absichern musste, wenn er sich nicht auf Gedeih und Verderb an einen einzigen Mächtigen binden wollte. Kennzeichnend für das ausgesprochen flexible Verhalten Markgraf Bernhards ist es dabei etwa, dass er beispielsweise seine erste Eheverbindung nicht nur von avignonesischer, sondern sicherheitshalber auch von römischer Seite auflösen ließ. Denn er wandte sich wegen der Feststellung der Ungültigkeit seiner Ehe mit Margarete von Hohenberg sowohl an das römischer Obödienz unterstehende Speyerer Stiftsgericht als auch an Papst Clemens VII. in Avignon.<sup>14</sup> Auch Letzterer unterstützte das Ansinnen des Markgrafen bereitwillig und wies ihm darüber hinaus in Ansehung seiner Verdienste um den avignonesischen Papst 1392 noch 20.000 Gulden auf die Einkünfte der päpstlichen Kammer aus den Kirchenprovinzen Mainz, Köln und Trier an.<sup>15</sup> Allerdings blieb die Eintreibung dieses Geldes dem Beschenkten überlassen und dieser hatte somit also zunächst nur ein Stück Pergament gewonnen. Nur ein Jahr später suchte Bernhard im Juni 1393 die Verbindung zum römischen Papst Bonifatius IX. und erhielt auch von diesem eine ganze Reihe von Privilegien, ähnlich wie er sich schon von dessen Vorgänger Urban VI. hatte privilegieren lassen.<sup>16</sup> Im Umgang mit den konkurrierenden Päpsten in Avignon und Rom betrieb Bernhard demnach allem Anschein nach eine Art Schaukelpolitik, indem er sich nicht eindeutig festlegte, sondern vielmehr durch geschicktes Taktieren zwischen den beiden Rivalen seinen Vorteil suchte.

Anders, nämlich im Sinne einer entschiedenen Parteinahme, verhielt er sich dagegen im sogenannten Mainzer Bischofsstreit: Gemeinsam mit Erzbischof Friedrich von Köln und Graf Emicho von Leiningen unterstützte Markgraf Bernhard 1396 die Wahl Joffrieds von Leiningen gegen den von der Kurpfalz unterstützten Johann von Nassau.<sup>17</sup> Somit fällt hier erneut ein Licht auf den Gegensatz zum kurpfälzischen Nachbarn, wobei sich die Partei Bernhards gegen die Kurpfalz nicht durchsetzen konnte. Seit dem Mainzer Bischofsstreit verschärfte sich der Gegensatz zwischen Markgraf Bernhard und dem pfälzischen Kurfürsten Ruprecht III.<sup>18</sup> Folgerichtig blieb Bernhard weiterhin auf der Seite König Wenzels, als der Pfälzer Kurfürst sich im Jahr 1400 um die Königskrone bewarb. Zuvor hatte Markgraf Bernhard bereits 1398 als Wenzels Parteigänger von diesem die Zustimmung erhalten, die schwäbische Landvogtei für 14.000 Gulden pfandwei-

<sup>13</sup> Vgl. dazu KRIEG, Markgrafen (wie Anm. 2), passim; KRIEG, König Sigismund (wie Anm. 1), passim.

<sup>14</sup> HUG, Geschichte (wie Anm. 10), S. 100; RMB 1 (wie Anm. 9), Nr. 1531 und Nr. 1543. Vgl. auch zum Folgenden KRIEG, König Sigismund (wie Anm. 1), S. 183 f.

<sup>15</sup> FESTER, Markgraf Bernhard (wie Anm. 1), S. 44 f.; RMB 1 (wie Anm. 9), Nr. 1551.

<sup>16</sup> Siehe RMB 1 (wie Anm. 9), Nr. 1590–1594 und vgl. zu Bernhards Beziehungen zu den Päpsten auch HERMAN HAUPT, Markgraf Bernhards I. von Baden kirchliche Politik während des großen Schismas 1378–1415, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 45 (1891), S. 210–234, hier S. 210–215.

<sup>17</sup> HAUPT, Markgraf (wie Anm. 16), S. 214 f. Zur familiären Verbindung zu Emicho von Leiningen, der mit der Tochter Markgraf Bernhards verheiratet war, siehe RMB 1 (wie Anm. 9), Nr. 2601. Vgl. auch zum Folgenden KRIEG, König Sigismund (wie Anm. 1), S. 183–186.

<sup>18</sup> HAUPT, Markgraf (wie Anm. 16), S. 215. Vgl. dazu auch JOACHIM LEUSCHNER, Zur Wahlpolitik im Jahre 1410, in: Deutsches Archiv 11 (1954/55), S. 506–553, hier S. 539. Das Folgende nach KRIEG, König Sigismund (wie Anm. 1), S. 184.

se zu erwerben.<sup>19</sup> Das war zweifellos ein außerordentlich attraktives Angebot, wobei dieses für Bernhard äußerst lukrative Geschäft letztlich nicht realisiert wurde.

Markgraf Bernhard stellte sich von Beginn an gegen den König aus dem Haus der pfalzgräflichen Wittelsbacher – ein Gegensatz, der im Grunde über die gesamte Regierungszeit König Ruprechts erhalten blieb,<sup>20</sup> obwohl sich der Markgraf zwischenzeitlich, nämlich knapp ein Jahr nach Ruprechts Königswahl, zur Anerkennung des Pfälzers bereitfinden musste.<sup>21</sup> Doch schon im Folgejahr (1402) trat er als Bündnispartner Herzog Ludwigs von Orléans auf, indem er sogar zum Lehnsmann dieses gefährlichen Feindes Ruprechts wurde.<sup>22</sup> Im Jahr 1403 ging König Ruprecht dann mit Waffengewalt gegen Markgraf Bernhard vor, der damals unterlag.<sup>23</sup> Doch zwei Jahre später beteiligte sich Bernhard schon wieder maßgeblich an der Bildung einer eigenständigen fürstlichen Koalition gegen Ruprecht, am sogenannten Marbacher Bund.<sup>24</sup>

## 2. Markgraf Bernhards Verhalten gegenüber Johannes XXIII. und auf dem Konstanzer Konzil

Hier tritt als Hintergrundfolie zum einen erneut das chronisch gespannte Verhältnis zur Kurpfalz, zum anderen aber auch die Beziehung des badischen Markgrafen zu König Sigismund ins Blickfeld. Dabei sollte Letztere in der Folgezeit zum entscheidenden Rückgrat für Markgraf Bernhard werden. So finden wir Markgraf Bernhard von Baden schon am 21. Juli 1411 unter den bei Sigismunds Königswahl in Frankfurt anwesenden Fürsten.<sup>25</sup> Er gehörte also gewissermaßen „zu den Königsmachern des Luxemburgers Sigismund, an dessen Seite er am Konstanzer Konzil teilnahm“.<sup>26</sup> Darüber, ob er damals auch schon nähere Beziehungen zu Sigismund knüpfte, lässt sich mangels entsprechender Quellenzeugnisse nichts weiter sagen. Drei Jahre später aber begleitete Markgraf Bernhard den von Straßburg rheinabwärts ziehenden König auf dessen Krönungsfahrt.<sup>27</sup> Und bald darauf, am 24. Januar 1415, ließ er sich in Konstanz mit der Markgrafschaft und allen Reichslehen belehnen und am folgenden Tag alle von den römischen Kaisern und Königen herrührenden Rechte und Freiheiten bestätigen.<sup>28</sup>

---

<sup>19</sup> Vgl. FESTER, Markgraf Bernhard (wie Anm. 1), S. 56.

<sup>20</sup> So scheint Markgraf Bernhard auch nach Ruprechts Königswahl am 20. August 1400 zunächst noch der Sache des abgesetzten Königs Wenzel treu geblieben zu sein. Siehe dazu HAUPT, Markgraf (wie Anm. 16), S. 216. Das Folgende nach KRIEG, König Sigismund (wie Anm. 1), S. 184–186. Vgl. ebd., S. 186 zum Testament Bernhards als sozusagen Schlüsselzeugnis für seine Feindschaft gegenüber dem pfälzischen Kurfürsten. RMB 1 (wie Anm. 9), Nr. 1863.

<sup>21</sup> Er ließ sich am 26. Juli 1401 seine Reichslehen und Privilegien bestätigen. RMB 1 (wie Anm. 9), Nr. 1990 f.

<sup>22</sup> Siehe dazu und auch zum Folgenden KRIEG, König Sigismund (wie Anm. 1), S. 185; FRANZ JOSEF MONE, Quellensammlung zur badischen Landesgeschichte, Bd. 1, Karlsruhe 1848, S. 287, cap. 25; RMB 1 (wie Anm. 9), Nr. 2059; LEUSCHNER, Wahlpolitik (wie Anm. 18), S. 538; WINFRIED DOTZAUER, Die westlichen Gebiete der Markgrafen von Baden von 1402–1803, in: Landeskundliche Vierteljahrsblätter 14 (1968), S. 31–54, hier S. 32; HAUPT, Markgraf (wie Anm. 16), S. 216 f.

<sup>23</sup> Siehe KRIEG, König Sigismund (wie Anm. 1), S. 185; RMB 1 (wie Anm. 9) Nr. 2114–2119.

<sup>24</sup> Vgl. dazu LEUSCHNER, Wahlpolitik (wie Anm. 18), S. 540 Anm. 157; VON WEECH, Badische Geschichte (wie Anm. 6), S. 50 f.; HAUPT, Markgraf (wie Anm. 16), S. 217; RMB 1 (wie Anm. 9), Nr. 2231.

<sup>25</sup> HAUPT, Markgraf (wie Anm. 16), S. 217; RMB 1 (wie Anm. 9), Nr. 2677.

<sup>26</sup> SCHWARZMAIER, Dynastie (wie Anm. 1), S. 103; DERS., Baden, in: Handbuch (wie Anm. 1), S. 193.

<sup>27</sup> FESTER, Markgraf Bernhard (wie Anm. 1), S. 83.

<sup>28</sup> RMB 1 (wie Anm. 9), Nr. 2857 f.

Die Haltung Markgraf Bernhards auf dem Konstanzer Konzil wird von der Forschung zwiespältig beurteilt. So rechnet ihn etwa Jörg K. Hoensch, der älteren Forschung folgend, zu einer Gruppe der dem König nicht wohlgesonnenen Fürsten. Gemeint sind damit Herzog Friedrich IV. von Österreich, Herzog Johann Ohnefurcht von Burgund und Erzbischof Johann II. von Mainz, mit denen Johannes XXIII. Kontakt aufgenommen und Fluchtmöglichkeiten ventiliert hatte, bevor ihm das von Herzog Friedrich veranstaltete Turnier am 20. März 1415 dazu die Gelegenheit bot.<sup>29</sup> Hansmartin Schwarzmaier sieht den Markgrafen von Baden dagegen von Anfang an ganz eindeutig als Parteigänger König Sigismunds.<sup>30</sup> In eine etwas andere Richtung wies Richard Fester, dem zufolge „wohl keiner von den tausenden in der Konzilsstadt zusammenströmenden weltlichen Pilgern“ weltlicheren Sinnes nach Konstanz gekommen sei als Markgraf Bernhard.<sup>31</sup> Mit Superlativen sollte man stets vorsichtig sein und das gilt sicher auch im Hinblick auf dieses allzu zugespitzte Diktum zur Haltung Markgraf Bernhards auf dem Konstanzer Konzil. Dennoch deutet Fester, wenn auch überspitzt, so doch tendenziell durchaus zutreffend in die richtige Richtung. Jedenfalls betrifft das Handeln des Markgrafen während des Konzils, soweit es überhaupt quellenmäßig fassbar ist, zunächst einmal eine ausgesprochen profane Erbangelegenheit, auf die noch zurückzukommen ist.<sup>32</sup>

Angesichts der spärlichen Quellenüberlieferung beginnen die Probleme hinsichtlich der Bezeugung des Markgrafen auf dem Konstanzer Konzil schon mit der genaueren Datierung seiner Ankunft. Dem an sich wohl glaubhaftesten Zeugnis eines Frankfurter Gesandtenberichts zufolge kam Bernhard zusammen mit dem Mainzer Erzbischof Johann am 12. Januar nach Konstanz.<sup>33</sup> Zwei historiografische Quellen liefern aber noch weitere, hiervon zum Teil abweichende Angaben. Nach der im ersten Drittel des 14. Jahrhunderts entstandenen Papst-Kaiser-Chronik von Reinbold Slecht, Kantor des Straßburger Stifts Jung-St. Peter, ritten der Markgraf von Baden und der Erzbischof von Mainz mit 500 Pferden in Konstanz ein, aber nicht am 12., sondern angeblich bereits am 1. Januar 1415.<sup>34</sup> Ulrich Richental berichtet dagegen nur vom Mainzer Erzbischof, der danach am 18. Januar mit 600 Pferden in Konstanz eingezogen sei. Daneben findet sich in der Richental-Chronik noch eine Liste von Fremden mit den Namen von sieben Rittern und elf Edelknechten aus dem Gefolge Markgraf Bernhards von Baden. Dabei ist es jedoch unklar, ob diese etwa schon 1415 das Gefolge des Markgrafen bildeten oder aber erst bei einem späteren Besuch.<sup>35</sup>

Sichere Kunde haben wir dagegen von einem sehr bemerkenswerten persönlichen Interesse des Markgrafen von Baden, das dieser während des Konzils, und zwar schon im Vorfeld seiner Ankunft in Konstanz verfolgte. Denn am 19. Dezember 1414 beauftragte Markgraf Bernhard einen Ulrich Winckel damit, von den in Konstanz versammelten Kardinälen ein Gutachten über seine Erbsprüche auf die Pfalz einzuholen. In der zu diesem Zweck angefertigten Denkschrift, die der besagte markgräfliche Prokurator den Kardinälen vorlegte, erhob der Markgraf Ansprü-

<sup>29</sup> JÖRG K. HOENSCH, *Kaiser Sigismund. Herrscher an der Schwelle zur Neuzeit 1368–1437*, München 1996, S. 199. Zu dieser Gruppe gehörte auch Herzog Karl von Lothringen, siehe ebd., S. 215.

<sup>30</sup> Wie oben wie Anm. 26.

<sup>31</sup> FESTER, *Markgraf Bernhard* (wie Anm. 1), S. 75.

<sup>32</sup> Siehe unten im Text bei Anm. 36–38.

<sup>33</sup> Siehe auch zum Folgenden RMB I (wie Anm. 9), Nr. 2856.

<sup>34</sup> Ebd. und *Die Fortsetzung der Flores temporum*, von Reinbold Slecht, Kantor von Jung Sankt Peter in Strassburg, 1366–1444, hg. von RICHARD FESTER, in: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins* 48, NF 9 (1894), S. 130.

<sup>35</sup> So RMB I (wie Anm. 9), Nr. 2856.

che auf das Erbe des 1390 verstorbenen pfälzischen Kurfürsten Ruprecht I.<sup>36</sup> Bernhard berief sich darauf, dass die Schwester des Kurfürsten Ruprechts I. bei ihrer Vermählung nicht auf ihr Erbrecht verzichtet habe und dieses daher auf ihre Kinder übergegangen sei, wobei Bernhards Mutter eines dieser Kinder war. So hielt sich der Badener für ebenso *nahe an der sipp*<sup>37</sup> wie König Ruprecht, der Vater des regierenden Kurfürsten Ludwig III. von der Pfalz. Und tatsächlich bestätigten die Kardinäle vor dem 12. Januar 1415, dass Markgraf Bernhard im Hinblick auf seine pfälzischen Erbensprüche *darzu wol glimpf haben mag, daz zu vordern*.<sup>38</sup> Weitere Folgen hatte diese Unterstützung seiner Erbensprüche von Seiten der Konzilskardinäle jedoch offenbar nicht. Bemerkenswert ist das Vorgehen Bernhards aber in jedem Fall wieder im Hinblick auf das Verhältnis des Markgrafen zum pfälzischen Kurfürsten Ludwig III., gegen den sich die Ansprüche Bernhards richteten.

Etwa eineinhalb Jahre später setzte sich Bernhard Ende Juni 1416 dann zwar nicht für seine, aber für die Erbensprüche zweier Brüder des Pfälzer Kurfürsten Ludwig III. ein, nämlich für die Pfalzgrafen Stephan (später: von Simmern-Zweibrücken) und Otto (später: von Mosbach).<sup>39</sup> Auch in diesem Fall wandte sich Markgraf Bernhard – dieses Mal gemeinsam mit Erzbischof Johann von Mainz und den beiden Pfalzgrafen Stephan und Otto – wieder an die Konzilsversammlung. Ob Bernhard damals möglicherweise gehofft haben mag, im Verbund mit anderen doch noch „seine ansprüche oder einen theil derselben“<sup>40</sup> durchzusetzen, könnte man allenfalls vermuten. Doch muss das mangels entsprechender Zeugnisse offen bleiben.

Sicher wissen wir dagegen, dass sich Markgraf Bernhard bald nach seiner Ankunft, nämlich wenige Tage nach seiner Belehnung durch König Sigismund an Papst Johannes XXIII. wandte. Denn Letzterer sagte dem Markgrafen am 29. Januar 1415 Einkünfte in Höhe von 16.000 Goldgulden zu (siehe Abb. 3).<sup>41</sup> Dem Urkundentext zufolge wies Johannes XXIII. dafür dem Markgrafen Bernhard wegen dessen großer Verdienste um den heiligen Stuhl während des Schismas Einkünfte der päpstlichen Kammer aus den Kirchenprovinzen Mainz, Trier und Köln an. Offensichtlich nutzte Markgraf Bernhard also die günstige Gelegenheit, sich seine Treue zu Johannes XXIII. honorieren zu lassen. Die entsprechende Urkunde wurde damals in fast wörtlicher Anlehnung an die bereits erwähnte ältere Bulle ausgefertigt, die der Markgraf am 18. Mai 1392 vom avignonesischen Papst Clemens VII. erhalten hatte.<sup>42</sup> Wahrscheinlich hatte Markgraf Bernhard die Bulle Clemens VII. mit nach Konstanz gebracht, um sich auch vom Pisaner Papst Johannes XXIII. die erwähnten Einkünfte noch einmal zusichern zu lassen, wobei es nunmehr 16.000 Gulden anstelle der 1392 zugesagten 20.000 Gulden waren.

<sup>36</sup> Als Sohn Mechtilds von Spanheim, die ihrerseits eine Tochter Mechtilds von der Pfalz, der Schwester Ruprechts I. war, hielt sich der Badener für ebenso *nahe an der sipp* wie König Ruprecht, der Vater des regierenden Kurfürsten Ludwig III. von der Pfalz. Das traf insofern zu, als König Ruprechts Großvater Adolf ein jüngerer Bruder, Bernhards Großmutter mütterlicherseits aber eine Schwester Ruprechts I. war. Siehe RMB 1 (wie Anm. 9), Nr. 2849; RICHARD FESTER, Badische Erbensprüche auf die Pfalz vor dem Konstanzer Concil, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 48, NF 9 (1894), S. 323–325.

<sup>37</sup> RMB 1 (wie Anm. 9), Nr. 2849; FESTER, Erbensprüche (wie Anm. 36), S. 324.

<sup>38</sup> RMB 1 (wie Anm. 9), Nr. 2856; FESTER, Erbensprüche (wie Anm. 36), S. 325. Vgl. auch RMB 1 (wie Anm. 9), Nr. 2914.

<sup>39</sup> RMB 1 (wie Anm. 9), Nr. 2914.

<sup>40</sup> Ebd.

<sup>41</sup> HAUPT, Markgraf (wie Anm. 16), S. 223; RMB 1 (wie Anm. 9), Nr. 2860.

<sup>42</sup> Siehe FESTER, Markgraf Bernhard (wie Anm. 1), S. 75; HAUPT, Markgraf (wie Anm. 16), S. 223; RMB 1 (wie Anm. 9), Nr. 1551 und oben Anm. 15.



Abb. 3: Urkunde, Generallandesarchiv Karlsruhe, Sign. 46/198, H. 35 cm, B. 45 cm, Pergament, Konstanz 1415 – Papst Johannes XXIII. weist Markgraf Bernhard I. von Baden Geld an (aus: Das Konstanzer Konzil 1414–1418. Weltreignis des Mittelalters, Katalog, hg. vom Badischen Landesmuseum, Darmstadt 2014, Nr. 95, S. 173).

Schon Anfang des Jahres 1410 hatte Bernhard in Pforzheim von einem Notar, dem Kleriker Barthold Vetter, für seinen Prokurator Ulrich Meyger von Wassneck ein Transsumpt der Bulle Clemens VII. ausstellen lassen.<sup>43</sup> Diese Ausfertigung sollte dazu dienen, sie vor Ort vorweisen zu können, um in den betroffenen Erzbistümern die Gelder einzutreiben. Bemerkenswerterweise nimmt die Datierung dieses Transsumpts von 1410 Bezug auf den Pisaner Papst Alexander V. Das bedeutet, dass Bernhard den Pisaner Papst anerkannte – im Gegensatz zu König Ruprecht und in Übereinstimmung mit dem Mainzer Erzbischof Johann, der an der Spitze der Anhänger Alexanders V. stand. Allem Anschein bemühte sich Markgraf Bernhard schon vor dem Konstanzer Konzil darum, die ihm von Clemens VII. zugesagten Gelder unter allen Umständen einzutreiben.

Das Problem der konkreten Umsetzung zeigt sich außerdem anlässlich der Ausstellung des Privilegs Johannes XXIII. Denn am selben Tag, als dieser Gnadenerweis ausgestellt wurde, beauftragte Johannes XXIII. den Dekan Albert von Jung-St. Peter in Straßburg mit der Beitreibung der dem Markgrafen angewiesenen Geldsumme.<sup>44</sup> Damit schien Markgraf Bernhard dank der Unterstützung Johannes XXIII. auch der Realisierung des päpstlichen Gnadenerweises ein Stück näher gekommen zu sein. Darüber hinaus gewährte Johannes XXIII. dem Markgrafen auch noch

<sup>43</sup> RMB I (wie Anm. 9), Nr. 2619.

<sup>44</sup> Ebd., Nr. 2861.

nach seiner Flucht aus Konstanz weitere Vergünstigungen. Denn am 27. und 28. März 1415, als sich Johannes XXIII. in Schaffhausen aufhielt, ließ er für den Markgrafen zwei weitere Privilegien ausstellen. Im ersten Privileg gestattete er Bernhard und seiner Familie, *qui in loco scismaticorum residetis*,<sup>45</sup> die freie Wahl eines Beichtvaters. Am folgenden Tag, nämlich am Gründonnerstag, verbrieft Johannes XXIII. dem Markgrafen außerdem das Recht, mit seiner Familie und seinen Tischgenossen in der Fastenzeit Eier und Milchspeisen essen zu dürfen.<sup>46</sup> Demnach rechnete Johannes XXIII. also noch in Schaffhausen mit der Unterstützung Markgraf Bernhards und man darf daher im Umkehrschluss annehmen, dass Bernhard offenbar noch eine gewisse Zeit lang zum aus Konstanz geflohenen Papst hielt – zumindest so lange er sich davon noch einen Vorteil erhoffen konnte. Dazu passt es, wenn bei einem anonymen Dichter davon die Rede ist, dass Bernhard von Baden ein Unterstützer der Flucht Johannes XXIII. beziehungsweise des Fluchtplans gewesen sei, und zwar, wie er ausdrücklich erklärt, *durch geltes willen*.<sup>47</sup> Da es sich bei diesem Dichter um einen Anhänger des Kurfürsten Ludwig III. von der Pfalz handelte, ist zwar die gegen den Markgrafen gerichtete Tendenz in Rechnung zu stellen, dennoch ist es auch angesichts der anderen überlieferten Zeugnisse päpstlicher Zuwendungen aus Schaffhausen durchaus plausibel, dass Bernhard von Baden in irgendeiner Weise an der Flucht des Johannes XXIII. beteiligt gewesen sein könnte.<sup>48</sup>

Erst sechs Wochen nach der Flucht Johannes XXIII. bezeugt ein möglicherweise auf den 6. Mai 1415 zu datierendes Schreiben des Markgrafen an die Stadt Freiburg, das in jedem Fall nach der Gefangensetzung des Papstes in Freiburg verfasst wurde, unmissverständlich und gleichzeitig sozusagen *coram publico*, dass Bernhard sich von Johannes XXIII. abgewandt hatte.<sup>49</sup> In diesem Brief ermahnt Bernhard die Freiburger, den ehemaligen Papst Johannes nicht aus dem Lande ziehen zu lassen, wobei er zugleich die Bedeutung dieser Angelegenheit für die gesamte Christenheit unterstreicht.<sup>50</sup> Ausdrücklich handelte der Markgraf damals auf Veranlassung König Sigismunds. Damit hatte sich Markgraf Bernhard geflissentlich auf die Seite König Sigismunds gestellt und agierte hier ganz im Sinne des Königs. Dies erscheint zugleich als richtungweisend für das weitere Verhalten und die politische Haltung des Markgrafen, der in den folgenden Jahren durchgängig als treuer Anhänger und Helfer König Sigismunds fassbar ist.<sup>51</sup>

<sup>45</sup> Ebd., Nr. 2865.

<sup>46</sup> Ebd., Nr. 2866.

<sup>47</sup> Dabei fügt der Dichter an: *ich fürchte, er si in schulden und müsz es helfen dulden*. Ebd., Nr. 2860.

<sup>48</sup> Nach RMB 1 (wie Anm. 9), Nr. 2859 berichten Jakob Brun und Johan von Holzhausen dem Frankfurter Rat im Zusammenhang mit der Ankunft mehrerer Fürsten in Konstanz, dass Herzog Friedrich von Österreich *hie nit inryden wolde, diewile yme unser herre der kunig geleide geben wolde von grosser clage wegin, die uber yn komen sin von herren und anderen. Doch sint iczunt zu yme geryden unsere herren von Mencze, von Saszen und von Baden*.

<sup>49</sup> Datiert ist der Brief (ohne Jahr) auf *Joh. bapt.*, also eigentlich auf den 24. Juni, wobei aber RMB 1 (wie Anm. 9), Nr. 2870 von einer Verwechslung mit *Joh. ante portam latinam*, also dem 6. Mai, ausgeht, weil Johannes XXIII. schon am 17. Mai in Radolfzell gefangen genommen worden wäre – tatsächlich geschah das bereits Ende April in Freiburg –, bevor er dann am 20. Mai abdankte und am 29. Mai vom Konzil abgesetzt wurde. Siehe dazu ANSGAR FRENKEN, Johannes XXIII., Papst, in: Lexikon des Mittelalters, Bd. 5, München/Zürich 1991, Sp. 546 f. und jetzt im vorliegenden Band die Beiträge von THOMAS ZOTZ (hier im Text bei Anm. 24) und DIETER SPECK (hier im Text bei Anm. 45).

<sup>50</sup> Urkundenbuch der Stadt Freiburg im Breisgau, hg. von HEINRICH SCHREIBER, Bd. 2, Freiburg 1829, Nr. 484; RMB 1 (wie Anm. 9), Nr. 2870.

<sup>51</sup> Vgl. dazu KRIEG, König Sigismund (wie Anm. 1), S. 188–196.

Doch auch nach dieser vollständigen Abkehr von Johannes XXIII. wollte der Badener keineswegs auf die finanziellen Früchte jener päpstlichen Gnadenerweise verzichten, wie er sie zunächst von Clemens VII. und dann von Johannes XXIII. erlangt hatte. Denn Markgraf Bernhard suchte bereits eine Woche, nachdem er die Freiburger brieflich zur Festsetzung Johannes XXIII. ermahnt hatte, die Eintreibung des ihm päpstlicherseits zugesagten Geldes, nämlich der besagten 16.000 Gulden, ins Werk zu setzen. Dazu ernannte er am 13. Mai 1415 auf seiner Burg Hohenbaden zwei Prokuratoren, nämlich den Juristen Magister Johann Plüsse aus Besigheim und den Rektor der Pfarrkirche von Göggingen, Friedrich Bucke.<sup>52</sup> Diese beiden beauftragte er mit der zweifellos alles andere als einfachen Aufgabe des Geldeintreibens in den Erzbistümern Mainz, Köln und Trier. Ob und inwiefern die beiden Prokuratoren Erfolg hatten, wissen wir nicht. Ansonsten war Markgraf Bernhard bei der Nutzung von Finanzquellen im Allgemeinen offenbar recht erfolgreich. Im Hinblick darauf sind abgesehen von verschiedenen königlichen Gunstbezeugungen und der umsichtigen Organisation der Steuerverwaltung nicht zuletzt Geleitsrechte und Zölle, namentlich die Rheinzölle sowie die Grundruhr zu erwähnen, die für den Markgrafen wichtige Einnahmequellen darstellten.<sup>53</sup> Die energisch betriebene Durchsetzung vor allem der Rechte an den letztgenannten Einnahmequellen führte im Übrigen zu beständigen Konflikten und Fehden mit den oberrheinischen Städten und auch mit dem Pfälzer Kurfürsten. Doch gewann Bernhard dadurch offenbar die erforderlichen finanziellen Mittel, um seine Herrschaft durch die Erwerbung von Pfandschaften und den Aufkauf verschuldeten Besitzes zu erweitern. Der bedeutendste Erfolg in dieser Hinsicht gelang ihm gerade im Sommer des Jahres 1415, als er am 25. Juli dem überschuldeten Markgrafen Otto II. aus der Hachberger Seitenlinie der Markgrafen dessen Herrschaft um 80.000 Gulden abkaufte.<sup>54</sup>

Zwei Jahre später fasst man den Markgrafen Bernhard im Mai 1417 dann wieder bei den Konzilsverhandlungen in Konstanz. Zu diesem Zeitpunkt ist er auch erstmals als Rat und Helfer König Sigismunds bezeugt, und zwar zusammen mit Markgraf Friedrich von Brandenburg. Beide traten bei dieser Gelegenheit in prominenter Position als Parteigänger König Sigismunds hervor, der damals die Kardinäle ermahnte, mit der Wahl eines neuen Papstes zu warten, bis Benedikt XIII. abgedankt habe, die Reform der Kirche an Haupt und Gliedern ins Werk gesetzt und die Vereinigung der kastilischen Anhänger Benedikts XIII. mit dem Konzil vollzogen sei.<sup>55</sup> Seither hielt Bernhard in unerschütterlicher Treue zu Sigismund, wobei insbesondere auch der Gegensatz zur Kurpfalz beide miteinander verband. Sigismund gewann mit dem Markgrafen von Baden

<sup>52</sup> RMB 1 (wie Anm. 9), Nr. 2871.

<sup>53</sup> Vgl. dazu etwa VON WEECH, *Badische Geschichte* (wie Anm. 6), S. 54; REINHOLD MERKEL, *Studien zur Territorialgeschichte der badischen Markgrafschaft in der Zeit vom Interregnum bis zum Tode Markgraf Bernhards I. (1250–1431) unter besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse der badischen Markgrafen zu den Bischöfen von Straßburg und Speyer*, Phil. Diss. (masch.) Freiburg 1953, S. 63–75, 98 f., 111 f., 120 f., 135, 143; HUG, *Geschichte* (wie Anm. 10), S. 9; SCHWARZMAIER, *Baden*, in *Handbuch* (wie Anm. 1), S. 193; MICHAEL ROTHMANN, *Herrschaft und Schutz. Das Geleit der Markgrafen von Baden in Mittelalter und Früher Neuzeit am Beispiel Pforzheims und seiner Umgebung*, in: *Neue Beiträge zur Stadtgeschichte II*, hg. von CHRISTIAN GROH (Pforzheimer Geschichtsblätter, Bd. 10), Stuttgart 2001, S. 23–40.

<sup>54</sup> Vgl. dazu oben Anm. 3 und RICHARD FESTER, *Die Erwerbung der Herrschaften Hachberg und Höhingen durch Markgraf Bernhard I. von Baden*, in: *ZGO* 49 (1895), S. 650–667; DERS., *Markgraf Bernhard* (wie Anm. 1), S. 91–94; RMB 1 (wie Anm. 9), Nr. 2876, Nr. h 567; SCHWARZMAIER, *Baden*, in *Handbuch* (wie Anm. 1), S. 193.

<sup>55</sup> RMB 1 (wie Anm. 9), Nr. 2972; J. F. Böhmer, *Regesta Imperii XI. Die Urkunden Kaiser Sigmunds (1410–1437)*, hg. von WILHELM ALTMANN, Innsbruck 1896/1900 (künftig zitiert: RI XI), Nr. 2322a. Das Folgende nach KRIEG, *König Sigismund* (wie Anm. 1), S. 191.

einen Gefolgsmann, der ihm gerade angesichts der langen Abwesenheit des Königs im Reich vielfältige Dienste leistete:<sup>56</sup> So trat Markgraf Bernhard etwa auf verschiedenen Hoftagen Sigismunds wie zum Beispiel in Nürnberg oder einmal auch über mehrere Monate hinweg in Breslau in Erscheinung. Außerdem fungierte er auch immer wieder als Zeuge herrscherlicher Entscheidungen, verschiedentlich als Beisitzer im Königsgesicht sowie als Vermittler, Streitschlichter und Richter in königlichem Auftrag. Als Vertreter des Königs nahm Bernhard beispielsweise auch Belehnungen vor. Nicht zuletzt spielte der badische Markgraf bei der Einnahme von Abgaben an den König eine nicht unbedeutende Rolle. Kurz nach dem geschilderten ersten Auftritt als Gefolgsmann Sigismunds auf dem Konzil erhielt Markgraf Bernhard dann eine erste Belohnung für seine treuen Dienste. Als nämlich nach der Niederwerfung Herzog Friedrichs IV. von Österreich dessen Breisgauer Herrschaftsrechte zur Disposition standen, übertrug Sigismund dem Badener die Landvogtei im Breisgau.<sup>57</sup>

Zusammenfassend ist am Ende noch einmal auf die Beurteilung des Verhaltens Markgraf Bernhards I. von Baden während des Großen Schismas und auf dem Konstanzer Konzil zurückzukommen und damit auf seine Charakterisierung als fürstlicher ‚Trittbrettfahrer‘ im Titel dieses Beitrags. Der Ausdruck ‚Trittbrettfahrer‘ ist zugegebenermaßen plakativ und etwas schillernd. Zunächst bezeichnet er konkret einen Schwarzfahrer, der eigentlich ‚auf dem Trittbrett stehend‘, in jedem Fall aber illegal ein öffentliches Verkehrsmittel nutzt und somit ein öffentliches Gut egoistisch in Anspruch nimmt, ohne dafür zu bezahlen.<sup>58</sup> Zumindest in gewisser Weise ließe sich das *mutatis mutandis* auch auf den Markgrafen von Baden anwenden, insofern dieser zunächst ein zwar nicht illegales, aber in jedem Fall rücksichtslos an seinem Nutzen orientiertes, ‚egoistisches‘ Verhalten an den Tag legte. Bernhard von Baden nahm bei den großen historischen Ereignissen seiner Zeit als nur mindermächtiger Fürst dabei von vornherein nur eine nachgeordnete, gewissermaßen eher randständige und vergleichsweise abhängige Position ein. Das unterschied ihn von den Päpsten, Königen und den mächtigeren Reichsfürsten, die als Hauptakteure eine führende Rolle spielten und den Lauf des Geschehens in höherem Maße mitbestimmen konnten. Stattdessen war der Markgraf von Baden darauf angewiesen, situativ immer wieder die günstigen Gelegenheiten zu nutzen, die ihm die politische Großwetterlage bot – dies wäre sozusagen die andere Seite im Bild des ‚Trittbrettfahrers‘: Da er keiner der wirklich bedeutenden Akteure war, blieb ihm nur die Möglichkeit, gewissermaßen jeweils auf den nächsten für ihn erreichbaren ‚Zug‘ aufzuspringen, der ihm geeignet erschien, um als ‚Mitfahrer‘ seine Ziele zu verfolgen. Das erforderte ein hohes Maß an Flexibilität und Pragmatismus, das Bernhard namentlich in seinem Verhalten gegenüber den Päpsten von Avignon und Rom zeigte. Gerade angesichts des beschränkten, von vielfältigen Abhängigkeiten bestimmten Handlungsspielraums eines nur mindermächtigen Fürs-

<sup>56</sup> Zum Folgenden mit den entsprechenden Nachweisen siehe KRIEG, König Sigismund (wie Anm. 1), S. 191 f. mit Anm. 65–71.

<sup>57</sup> Vgl. dazu ebd., S. 192 und S. 195 Anm. 90.

<sup>58</sup> Daran anknüpfend ist in den Sozialwissenschaften vom sogenannten ‚Trittbrettfahrerproblem‘ die Rede, wobei es um ein egoistisches Verhalten von Wirtschaftssubjekten auf Kosten der Allgemeinheit geht. Im Bereich von Kunst und Wissenschaften steht der Trittbrettfahrer für den Epigonen im Sinne eines geistigen Nachfolgers und bloßen Nachahmers von nur untergeordneter Bedeutung und mangelnder Originalität. In der Kriminalistik schließlich sind Trittbrettfahrer diejenigen, die Straftaten nachahmen oder sich zu nicht von ihnen begangenen Straftaten bekennen. Vgl. etwa <<https://de.wikipedia.org/wiki/Trittbrettfahrer>> (Stand: 27.02.2017); Trittbrettfahrer, engl. Free Rider, in: Brockhaus. Enzyklopädie in 30 Bänden, 21., völlig neu bearbeitete Auflage, Bd. 27: TALB–TRY, Mannheim 2006, S. 764; Trittbrettfahrer, in: Meyers Enzyklopädisches Lexikon, 9., völlig neu bearbeitete Auflage zum 150jährigen Bestehen des Verlages, Bd. 32: Deutsches Wörterbuch O–Z, Mannheim 1981, S. 2631.

ten war es für diesen in besonderer Weise angezeigt, wo immer möglich, Vorteile für sich zu erlangen, ohne sich dabei allzu verbindlich auf eine der konkurrierenden Parteien festzulegen und sozusagen auf Gedeih und Verderb alles auf eine Karte zu setzen.

Auch auf dem Konstanzer Konzil nutzte Bernhard von Baden geschickt die Möglichkeiten, die ihm dieses Großereignis eröffnete, indem es die Konzilsväter und Johannes XXIII. ins Ober- rheingebiet führte. Bemerkenswerterweise bemühte er sich dabei zunächst darum, seine pfälzischen Erbansprüche von den in Konstanz versammelten Kardinälen bestätigen zu lassen, bevor er sich dann auch an das in Gestalt Johannes XXIII. vor Ort präsente Papsttum wandte, um sich verschiedene Privilegien zu sichern. In diesem Zusammenhang stand er allem Anschein nach noch nach der Flucht Johannes XXIII. aus Konstanz eine Zeit lang auf dessen Seite – wahrscheinlich genau so lange, wie er von diesem noch etwas erhoffen konnte. Schließlich schlug sich Markgraf Bernhard aber auf die andere Seite und wurde zum Parteigänger König Sigismunds. Von diesem konnte Bernhard als mindermächtiger Fürst offensichtlich einen effektiven und dauerhaften Rückhalt erwarten, der für ihn gegenüber konkurrierenden Kräften im räumlichen Umfeld der Markgrafschaft erforderlich war,<sup>59</sup> um die eigene Position zu behaupten und gegebenenfalls auszubauen. In dieser Hinsicht war der Markgraf insgesamt durchaus erfolgreich und eine wichtige Voraussetzung dafür war sein offenbar gerade noch rechtzeitiger Seitenwechsel von Johannes XXIII. zu König Sigismund. Danach wurde Bernhard dauerhaft zu einem treuen Parteigänger Sigismunds, blieb damit ähnlich wie schon seine Vorfahren in der Stauferzeit dem Königtum eng verbunden und profitierte von dessen anhaltender Unterstützung.

---

<sup>59</sup> Vgl. dazu etwa oben Anm. 9.



# Militärische Überreste in der Kulturlandschaft



# Les strates d'occupation militaire en Alsace entre les deux conflits mondiaux

*Jean-Marie Balliet*

La période comprise entre 1871 et 1918 est marquée par l'extension considérable des emprises militaires en Alsace-Moselle, en nombre comme en surface. L'Alsace, zone frontière, fait désormais l'objet d'une concentration de troupes considérable. Dans un contexte géopolitique bouleversé, il s'agit non seulement de proposer des solutions d'hébergement mais encore d'accompagner les évolutions stratégiques, technologiques et urbaines.

De manière sommaire, ces espaces militaires intègrent les infrastructures suivantes: casernes, terrains de manœuvre, fortifications et leur glacis, bâtiments de l'intendance, dépôts de poudre et de munitions, les nombreux bâtiments affectés aux garnisons (bureaux de garnison, infrastructure administrative jusqu'au somptueux palais du gouverneur militaire). Tous ces espaces réalisent ainsi les différentes strates d'occupation militaire contemporaines en Alsace. Les surfaces concernées sont considérables et les interactions entre la population civile et l'espace militarisé requièrent bien souvent quelques compromis: cette cohabitation engendre nécessairement nombre de points de friction, potentiels ou avérés, tout particulièrement dans les zones périurbaines.

Par ailleurs, si dans nombre de villes, la période allemande permet de desserrer le carcan qui enserrait les villes – i. e. les anciennes fortifications bastionnées de Vauban et de ses successeurs – le problème reste prégnant à Strasbourg. Sa périphérie, certes considérablement augmentée, reste marquée par la construction d'une vaste enceinte urbaine germanique et de son glacis attenant (Kernumwallung).

## 1871–1918, la constitution d'un patrimoine militaire considérable

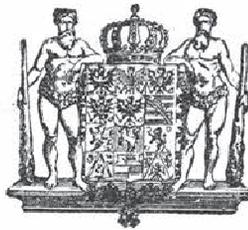
La période allemande en Alsace est essentiellement marquée par un ensemble de facteurs corrélés à la doctrine stratégique élaborée par l'état-major allemand:

- construction de nombreuses casernes et de leurs infrastructures, caractérisées, à partir des années 1890, par les évolutions conceptuelles liées à la période hgiéniste;
- la construction d'une vaste enceinte fortifiée autour de Strasbourg – forts détachés et enceinte urbaine – complétée par la Feste Kaiser Wilhelm II (Molsheim-Mutzig);
- la constitution d'une vaste tête de pont autour de Neuf-Brisach.

Si nous ne revenons pas sur les nombreux travaux de fortification allemands de cette période, il convient de mettre en exergue les évolutions architecturales en matière de casernement. En effet, à partir des années 1896, la doctrine évolue de manière considérable pour intégrer aussi bien de nouvelles contraintes opérationnelles que les évolutions les plus récentes en matière d'hygiène. C'est ainsi, qu'en lieu et place des anciennes casernes intra-muros, dépourvues de toute possibilité d'extension et inadaptées à l'hébergement de troupes bien plus nombreuses, on leur substitue

# Garnison-Gebäudeordnung.

(G. G.)



WAR DEPARTMENT,  
Adjutant General's Office,

MAY - 7 1903

MILITARY INFORMATION  
DIVISION.

Berlin 1899.

Ernst Siegfried Mittler und Sohn

Königliche Hofbuchhandlung

Kochstraße 68-71.

Fig. 1: L'édition princeps qui règle la construction de nouvelles casernes en Allemagne: Garnison-Gebäudeordnung (1899).

Abb. 1: Die Erstausgabe der Regeln zur Konstruktion neuer Kasernen in Deutschland: Garnison-Gebäudeordnung (1899).

des casernes situées en périphérie des zones urbaines. Elles comprennent, outre les hébergements du temps de paix, l'ensemble des infrastructures nécessaires à l'instruction et à l'intendance. Systématiquement, les nouvelles casernes bénéficient des moyens de transport de masse les plus modernes, comme le tramway, ou de la proximité d'une gare ferroviaire. En effet, à cette époque, la mobilité stratégique des troupes repose essentiellement sur un réseau de voies ferrées devenu extrêmement dense.

L'organisation des casernes conjugue désormais les aspects pratiques et les concepts d'hygiène „moderne“ qui faisaient jusque-là défaut, sans négliger pour autant la perspective socio-économique. C'est ainsi que les locaux d'hébergement sont construits de manière simple mais toujours fonctionnelle en distinguant désormais les locaux liés à l'intendance (haras, stalles des chevaux, installations sanitaires, etc.). Les chambrées respectent désormais une série de normes très strictes (fig. 1) qui définissent leur volume, le nombre de soldats hébergés, la taille des installations sanitaires attenantes... Même les aspects esthétiques ne sont pas négligés. En effet, ces nouvelles casernes doivent s'intégrer au paysage existant, tout en exaltant un certain sentiment de puissance (fig. 2 cf. la version allemande p. 88). Toutefois, leur construction ne relève nullement d'un caractère dispendieux car les coûts devaient nécessairement être maîtrisés.

## La situation en 1918–1920 – La réappropriation par la France

Après le premier conflit mondial, dès le mois de novembre 1918 et plus encore en 1919, les troupes françaises s'installent en nombre en Alsace (fig. 3 cf. p. 89). Elles investissent immédiatement les installations militaires préexistantes. Elles s'approprient, souvent avec bonheur, ces casernes dont on ne manque pas de souligner les qualités architecturales et le confort que leur confèrent les aménagements particulièrement modernes qui se démarquent sensiblement des réalisations françaises contemporaines.

Rapidement, une déflation des effectifs permet de résoudre les difficultés initiales et de concentrer les troupes dans les casernes les plus modernes. On abandonne alors bien volontiers les établissements les plus anciens, souvent de main française lorsqu'ils sont antérieurs aux années 1870. Si, dans un premier temps, ces garnisons s'établissent partout en Alsace, au fur et à mesure de la déflation des effectifs, elles se concentrent progressivement autour de pôles urbains ou de quelques terrains de manœuvre (secteur de Haguenau par exemple).

Si l'offre d'hébergement se révèle donc aussi vaste qu'adaptée, il en va tout autrement de l'organisation défensive des territoires nouvellement intégrés – l'Alsace et la Moselle – qui bouleverse les schémas stratégiques élaborés par la France depuis 1871. Dès le mois de juin 1920, un inventaire complet des fortifications existantes est réalisé. Dans un premier temps, seules quelques fortifications sont réinvesties – les ouvrages de la place de Strasbourg (ceinture urbaine et ouvrages détachés) et l'ensemble fortifié très moderne „Feste Kaiser Wilhelm II“, désormais rebaptisé Fort de Mutzig (fig. 4 et 5). Pour le reste, seuls quelques ouvrages de l'ancienne tête de pont de Neuf-Brisach sont conservés. Les autres ouvrages feront l'objet d'une campagne de destruction pour prévenir leur utilisation par l'adversaire, dans l'hypothèse d'un nouveau conflit! L'intérêt pour les fortifications allemandes réside moins dans leur fonction première, ils sont essentiellement orientés pour faire front en direction d'une menace qui venait de l'ouest, que par l'intérêt technique qu'ils suscitent.



Fig. 4: Fort Moltke désormais rebaptisé fort Rapp.  
Abb. 4: Festung „Moltke“, heute in Festung „Rapp“ umgetauft.



Fig. 5: Un casernement de l'ancienne enceinte urbaine allemande de Strasbourg est aujourd'hui encore occupé par l'armée française (Bastion 15).  
Abb. 5: Ein Gebäudekomplex der ehemaligen deutschen Kernumwallung der Stadt Straßburg. Er wird heute noch von der französischen Armee benutzt (Bastion 15).

Ces forts, tout particulièrement les plus modernes comme les forts de Mutzig, Metz et Thionville, contribuent d'ailleurs significativement aux réflexions qui entourent l'élaboration d'une nouvelle doctrine défensive française, la future ligne Maginot.

## Généralités à propos de la ligne Maginot et de la défense de l'Alsace

En théorie, la ligne Maginot réalise un barrage continu d'ouvrages fortifiés, plus ou moins dense. Ils sont suffisamment proches les uns des autres pour leur permettre de se couvrir mutuellement – l'ancestral principe des flanquements appliqué à grande échelle – tout en offrant un degré de protection adapté, i. e. pas toujours le meilleur. On distingue essentiellement trois types : gros ouvrages, petits ouvrages et casemates. Ce dispositif se trouve complété par des ouvrages d'intervalle (fortification semi-permanente et de campagne), des casernements de temps de paix, des abris d'intervalle et toute une infrastructure logistique (dépôts de munitions, terrains de manœuvre, voies de communication, alimentation électrique, etc.).

In fine, d'après le recensement réalisé par les Allemands dans la „Denkschrift über die französische Landesbefestigung“ (Berlin, 1941) et, plus tardivement, par J. B. Wahl (2013), un nombre considérable d'ouvrages fortifiés, de casemates et de blockhaus sont construits :

- En Basse-Alsace: 4 grands ouvrages, 75 casemates et ouvrages d'intervalle, 12 abris et 3 observatoires isolés.
- Sur les berges du Rhin et la ligne principale de défense (la ligne des villages) on relève 129 casemates et abris.
- En Haute-Alsace, dans le Sundgau (région en regard de la Suisse), 32 casemates S.T.G. et 7 casemates d'artillerie sont construites.
- Environ 2.000 blockhaus plus légers, construits entre 1935 et 1940 complètent le dispositif.

Cependant, la genèse de ce système défensif en Alsace est marquée par de nombreuses difficultés. Elles sont inhérentes à la géographie du territoire marqué, sur son flanc est, par une très longue bande rhénane qui jouxte le Rhin et, au nord comme au sud, par des zones montagneuses ou fortement vallonnées.

## La très lente maturation d'une doctrine défensive pour la défense de la plaine d'Alsace et du Sundgau (1922–1940)

La doctrine défensive française relative à la défense de l'Alsace ne connaît qu'une très lente maturation. Si, dès 1919, se pose la question du sort de la ville de Strasbourg – faut-il en assurer la défense ou la déclarer „ville ouverte“? –, le sort des fortifications ex-allemandes reste, pour un temps, incertain alors que les résultats de l'inventaire ne leur attribuent qu'une faible valeur militaire. Entre 1922 et 1926, plusieurs hypothèses sont évoquées et la commission de défense (CDF) retient le principe d'une organisation défensive s'appuyant sur des ouvrages se flanquant mutuellement. Toutefois, la forêt rhénane, dont les caractéristiques sont d'être souvent marécageuse et d'une profondeur oscillant entre 400 mètres et plusieurs kilomètres, est peu propice à la construction d'ouvrages défensifs, très peu efficaces dans ces conditions. Aussi, pour assurer une certaine profondeur à la défense, on retient l'idée d'une ligne de défense principale, s'appuyant

sur les villages situés en arrière de la forêt. Toutefois, ces décisions seront rapidement rendues caduques puisque, dès 1928, une nouvelle doctrine est développée par le général Boichut. Elle retient les principes suivants:

- Une première ligne s'appuie sur le Rhin. Elle est constituée de casemates relativement légères dont la concentration sera augmentée en regard des points de franchissement prévisibles.
- Une seconde ligne – la ligne de défense principale – s'appuie sur des ouvrages défensifs plus conséquents, disposés à l'entrée et entre les villages pour couvrir les débouchés de la forêt rhénane distante d'environ 700 à 800 mètres.
- On complète le dispositif par une série d'abris destinés à l'infanterie qui seront disposés dans la forêt rhénane, entre les deux lignes.

Alors que les travaux doivent débuter dans les deux années qui suivent, le choix doctrinal du général Boichut – la défense de l'avant – se voit cette fois bouleversé par le maréchal Pétain et quelques autres officiers supérieurs, qui privilégient l'idée d'un front continu et organisé! Ils attribuent à la ligne de défense sur le Rhin un rôle de sonnette, destinée à avertir d'un franchissement du Rhin par l'adversaire, sans représenter un réel obstacle défensif. La ligne de défense principale n'offrant pas la profondeur souhaitée, elle devait être étoffée par une troisième ligne de fortifications et complétée par des ouvrages relevant de la fortification de campagne. Parallèlement, les études techniques menées par la CORF (Commission d'organisation des Régions Fortifiées) qui



Fig. 8: Casemates construites par la Main-d'œuvre Militaire (MOM) dans la forêt rhénane, secteur de Boofzheim.

Abb. 8: Von militärischen Arbeitskräften errichtete Bunker im Rheinwald, im Sektor Boofzheim.

a succédé à la CDF en 1927, permettent de définir, en janvier 1929, une organisation défensive qui s'appuie sur des ouvrages fortifiés techniquement très évolués mais très coûteux. Il en résulte que les puissantes casemates élaborées spécifiquement par la CORF ne seront construites qu'en un nombre restreint d'exemplaires! Sur les 170 kilomètres qui séparent Kembs (au sud) et Seltz (au nord), seules 50 casemates du modèle de la CORF seront construites! Grossièrement, seule la moitié de l'ambitieux projet que devait représenter la ligne Maginot en Alsace sera réalisée car, dans les suites de la crise de 1929, les contraintes budgétaires sont devenues par trop prégnantes.

Si les premiers travaux débutent au début des années trente – l'essentiel des travaux est lancé en 1930–1931, sous le regard souvent attentif du futur adversaire (fig. 6 cf. p. 92) –, la doctrine défensive connaît encore une fois de nouvelles mutations, cette fois suivant les directives données en mai 1935 par le général Gamelin (fig. 7 cf. p. 93). Dans le sud de l'Alsace, la région du Sundgau, les traités avec la Suisse ne permettant pas de construire d'ouvrage le long de la frontière, on se contente de casemates, plus frustes, moins solides que les modèles de la CORF et surtout bien moins onéreuses. Elles sont dessinées par la Section Technique du Génie (S.T.G.). Entre 1935 et mai 1940, toujours par souci d'économies, on fait construire par la main-d'œuvre militaire (M.O.M.) des centaines de petits blockhaus (fig. 8). Ils forment autant de lignes de défense et de points d'appui au caractère souvent dérisoire à l'aune de leur faible valeur défensive. Enfin, le conflit étant déclaré, on complète le tout par toute une série de défenses accessoires, dont des tranchées et des obstacles antichars. In extremis, conscient des insuffisances du dispositif défensif implanté sur les berges du Rhin, on construit, en complément des blockhaus de berge des années trente, toute une série de petits blockhaus: les blockhaus de berge de type Garchery (fig. 9).



Fig. 9: Blockhaus de berge de type Garchery (secteur de Village-Neuf).  
Abb. 9: Uferbunker vom Typ Garchery (Sektor von Village-Neuf).

## Le cas particulier du secteur fortifié de Haguenau (1930–1940)

Si la défense de l'Alsace en regard du Rhin s'appuie désormais sur un dispositif spécifique s'appuyant sur le Rhin, il en va tout autrement dans le nord de l'Alsace où le terrain est bien plus propice à la construction de gros ouvrages, dans la continuité des puissants ouvrages de la ligne Maginot construits en Lorraine. Ces ouvrages formeront l'aile droite de ce puissant dispositif. En Basse-Alsace, quatre ouvrages d'importance sont construits: des gros ouvrages – G.O. de Schoenenbourg, Hochwald, Four à Chaux – ainsi qu'un petit ouvrage, le P.O. de Lembach.

À ces gros ouvrages correspond la partie mythique de la ligne Maginot! Dans un imaginaire collectif alimenté par des médias qui distillaient abondamment des informations relevant essentiellement de la propagande ou de la désinformation, il convient de séparer le bon grain de l'ivraie. Ces gros ouvrages sont organisés de manière essentiellement souterraine, dont seuls émergent les accès et les organes de combat. Les accès, toujours situés en arrière (1 à 3 km), comprennent généralement deux entrées distinctes: une entrée hommes et une entrée munitions. Cette dernière permet souvent d'accueillir, en son sein, un train de wagons disposés sur une voie étroite (voie de 60 cm) ou des camions. En fonction de la nature de l'ouvrage et du terrain, les organes de combat, les blocs actifs, sont en nombre et de type variables. On distingue essentiellement les structures suivantes (fig. 10 cf. p. 95):

- casemates d'infanterie,
- casemates d'artillerie,
- blocs avec tourelle à éclipse de mitrailleuses,
- blocs avec tourelle à éclipse d'artillerie,
- blocs observatoires,
- blocs mixtes combinant plusieurs des blocs précédents.

Ces parties émergées sont entourées en surface par un épais réseau de fil de fer barbelé complété, en fonction de la situation tactique, par des obstacles antichars. Il s'agit classiquement d'un réseau de rails plantés verticalement sur six rangs ou, plus rarement, d'un fossé antichar (G.O. du Hochwald).

Cette partie visible s'appuie sur une vaste infrastructure souterraine qui doit permettre la poursuite du combat pendant plusieurs semaines. Tenant compte des expériences passées, la protection offerte à l'équipage de l'ouvrage – l'armée de terre reprend ici un terme usuel de la marine tout à fait adapté à la situation – doit être suffisante pour permettre, au moins, un repos récupérateur. De règle, on y trouve une caserne avec de nombreuses chambrées, des cuisines, des espaces sanitaires, une infirmerie, des dépôts de vivres et de matériel. Viennent s'ajouter un grand nombre d'installations de service dont:

- une centrale électrique surdimensionnée, „l'usine“. Elle comprend plusieurs groupes électrogènes, en nombre toujours suffisant pour assurer la nécessaire redondance. La centrale n'est mise en œuvre que lorsque l'alimentation en courant extérieur est interrompue.
- des puits complétés par des réserves;
- des réserves de vivres;
- des systèmes de ventilation où l'air extérieur, s'il était vicié, pouvait être épuré par une batterie de filtres. L'ensemble de l'ouvrage peut d'ailleurs être placé en surpression et offrir ainsi une protection supplémentaire.

- un magasin à munitions principal pour les gros ouvrages et des magasins situés à proximité des blocs de combat.
- Dans la plupart des gros ouvrages, un réseau de communication s'appuie sur une voie ferrée avec un écartement de 60 cm (voie étroite) qui utilise, en dehors des magasins à munitions, la traction électrique.
- un important réseau téléphonique et de transmission des ordres utilisant aussi bien les moyens filaires que la TSF.

Les petits ouvrages occupent les intervalles des gros ouvrages. Ils présentent la même organisation que celle des gros ouvrages mais à une échelle moindre, puisqu'ils ne sont constitués que de deux à quatre blocs actifs. Ils sont d'ailleurs le plus souvent dépourvus d'une entrée distincte. Elle se confond alors avec celle d'un bloc actif. Enfin, ces ouvrages sont fréquemment dépourvus d'un armement d'artillerie et doivent alors compter, soit sur l'appui des gros ouvrages voisins ou, à défaut, sur celui des batteries d'intervalle (artillerie de campagne).

## La nécessaire cohabitation entre espaces militarisés et civils

Au fil du temps, l'intrication entre les espaces civils et militaires devient nécessairement de plus en plus complexe. On peut toutefois distinguer plusieurs époques.

### L'appropriation et l'adaptation des espaces militaires anciennement allemands

Si quelques casernements trop éloignés des zones frontalières ou considérés comme inadaptés ont été abandonnés, cela relève plutôt de l'exception, car la militarisation de l'espace rhénan va aller crescendo jusqu'au début du second conflit mondial qui se soldera, après presque une année d'un conflit statique, par la cinglante défaite de l'armée française en 1940.

### Les fortifications et l'espace militaire

Une fois les plans des nouvelles fortifications arrêtés, il faut tout d'abord procéder à l'acquisition d'un important patrimoine foncier. Il s'agit, non seulement, d'y disposer toute l'infrastructure défensive (cf. supra) mais également, lorsque cela s'avère nécessaire, de permettre les nombreux travaux de fouille pour construire les différentes gaines de liaison entre les ouvrages ou s'assurer de l'adduction d'eau et de l'évacuation des effluents. Si quelques voies routières ou ferroviaires militaires nouvelles sont nécessaires, on utilise tant que possible, tant pour des raisons financières que de discrétion, les infrastructures existantes. Les surfaces occupées se révèlent in fine considérables puisqu'aux casemates et autres blocs de combat viennent se juxtaposer, en outre, d'importants réseaux d'obstacles (fig. 11 cf. p. 97). En sus, pour s'assurer d'un certain degré de confidentialité, certaines zones sont précédées par une sorte de glacis avec des contraintes qui lui sont propres (réglementation des constructions, aménagement des paysages, etc.). Même des espaces distants, en particulier les domaines forestiers, sont militarisés puisqu'il s'agit parfois, soit de dégager ou de conserver des axes de tir, soit de masquer quelques parties des ouvrages.



Fig. 12: Autour des terrains militaires, les panneaux d'interdiction de prises de vues foisonnent... „Génie Défense de photographie Loi du 24-1-1934“.

Abb. 12: Um die militärischen Anlagen herum findet man häufig Schilder, die das Fotografieren verbieten (Pionierdienst – Aufnahmen verboten, Gesetz vom 24.01.1934).

Enfin, un certain nombre de règlements limitent la circulation et organisent les activités autour de secteurs qualifiés de sensibles, dont l'impact sera plus perceptible pour la population rurale. Il s'agit aussi de masquer le dispositif défensif au regard de l'adversaire. Là encore, on essaie, d'ailleurs souvent vainement (fig. 12 et 13), de cloisonner les espaces civils et militaires! Si ces interactions entre les différents espaces civils et militaires sont certainement moins perceptibles dans un environnement urbain, où l'intégration est réalisée depuis longtemps, il en va tout autrement dans les zones rurales qui devront, bon gré, mal gré, s'adapter!

Les interactions entre ces deux mondes ne se limitent pourtant pas aux seules surfaces militarisées car les deux espaces se doivent de coexister sur bien d'autres plans. L'espace économique

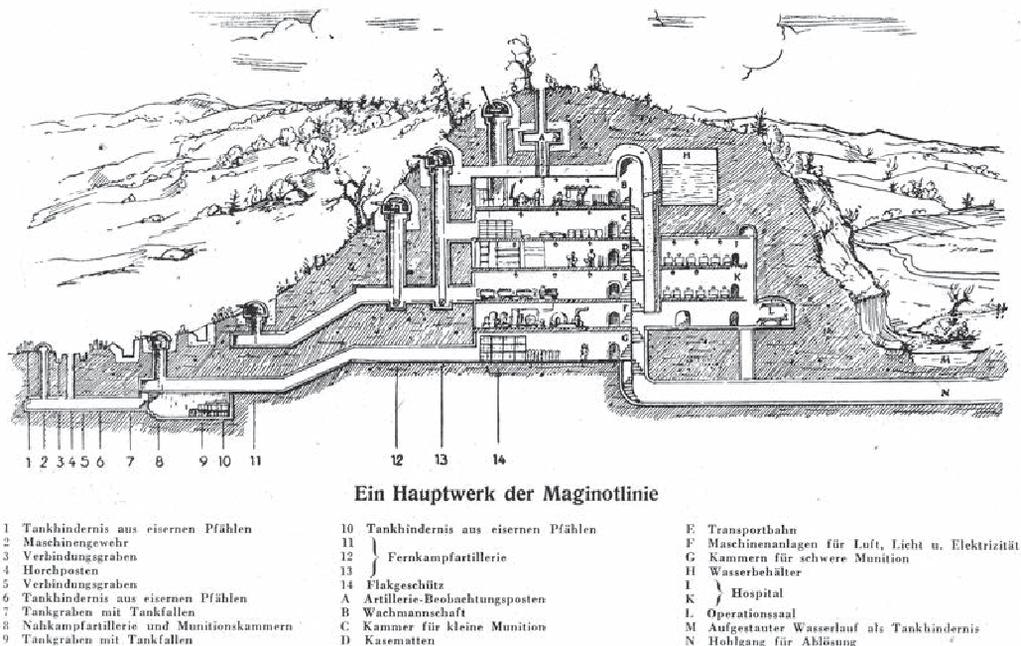


Fig. 13: Une vision fantasmée de la Ligne Maginot... Lorsque propagande et désinformation font bon ménage! (extrait „Der Kamerad am Westwall. Zeitschrift für die Baustellen und Lager der Westbefestigungen – 15 Juni 1940“).

Abb. 13: Der Fantasie entsprungene Ansicht der Maginotlinie... Propaganda und Desinformation arbeiten hier Hand in Hand (Auszug aus „Der Kamerad am Westwall. Zeitschrift für die Baustellen und Lager der Westbefestigungen – 15. Juni 1940“).

est également concerné au travers des nécessaires interactions économiques, dont les retombées sont souvent très positives, dans un temps marqué par une sévère crise économique. Tous ces travaux constituent autant de bassins d'emplois et de contrats, souvent au profit des entreprises locales, particulièrement bienvenus en temps de crise. Des retombées plus immédiates sont encore perceptibles par l'adaptation de l'environnement au regard de l'arrivée de populations nouvelles, notamment les ouvriers des chantiers, auxquels succèdent les militaires. À titre d'exemple, on peut citer ces nombreux bistrots, si nécessaires au bien-être tant des ouvriers que des soldats!

### Après la déclaration de guerre... Un espace largement militarisé

Enfin, après le déclenchement du conflit, la distribution entre les deux espaces va être rapidement bouleversée:

- Des espaces considérables sont, de facto, militarisés comme, par exemple, la vaste forêt de Haguenau, dans laquelle se concentrent de très nombreuses troupes (fig. 14).
- Plus tardivement, on organise l'évacuation des civils vers l'arrière. On crée ainsi la „Zone rouge“, un espace dans les zones frontalières presque complètement militarisé!



Fig. 14: Dès 1939, l'essentiel des zones forestières à proximité de la frontière sont militarisées... Hébergements et ouvrages défensifs de fortune dans la forêt de Haguenau en novembre 1939 (cliché Jules Wessang, 152e R.I., mort au champ d'honneur à Rethel, le 17 mai 1940) à l'âge de 26 ans.  
Abb. 14: Bereits 1939 sind wesentliche Teile der grenznahen Waldgebiete militarisiert... Behelfsmäßige Unterstände und Verteidigungsanlagen im Wald von Haguenau, November 1939 (Foto von Jules Wessang, 152. Infanterieregiment, gefallen im Alter von 26 Jahren am 17. Mai 1940 bei Rethel).

L'évacuation de la population civile des zones frontalières, en cas de conflit, avait été planifiée dès le début des années trente. Ces plans visaient à éloigner la population des zones de combat probables et de permettre aux militaires d'organiser le même espace sans trop de contraintes. Ces plans, tenus secrets jusqu'en 1936, seront portés à la connaissance du public en 1937. Pour l'Alsace, au début du conflit, une première phase consiste à évacuer près de 374.000 personnes dans les premiers jours du mois de septembre 1939 (fig. 15). Leurs destinations étaient variées. Les plus chanceux pouvaient être hébergés en Alsace, en dehors des zones évacuées. Les autres, bien plus nombreux, seront transférés en plusieurs étapes vers des départements d'accueil, dans le centre-ouest de la France. Une seconde phase sera initiée après le 10 mai 1940 (début de l'offensive allemande en France). La situation de la ville de Strasbourg se révèle tout particulièrement poignante puisque la ville reste pratiquement déserte – hormis quelques militaires – jusqu'à la fin des hostilités en juin 1940.



Fig. 15: L'ensemble de la population de la ville de Strasbourg a été évacuée de manière planifiée (encart oblique). Néanmoins, des autorisations sont exceptionnellement délivrées à la population civile (sauf-conduit demandé le 14 décembre 1939 pour un séjour autorisé le 6 janvier 1940).

Abb. 15: Die gesamte Bevölkerung Straßburgs ist nach Plan evakuiert worden (siehe schräg abgebildetes Dokument). Jedoch werden ausnahmsweise Aufenthaltsgenehmigungen für Zivilpersonen ausgestellt (am 14. Dezember 1939 beantragter Passierschein mit einer Gültigkeit für den 6. Januar 1940).

## Conclusion

L'importance du „fait militaire“ en Alsace dans cette période de l'entre-deux-guerres et du début du second conflit mondial est alors considérable. Une analyse de situation attentive révèle pourtant bien des facettes trop souvent méconnues, voire ignorées. C'est tout particulièrement le cas de la juxtaposition des intérêts civils et militaires en Alsace. Elle témoigne d'une organisation de l'espace qui, évoluant nécessairement dans le temps tout en restant adaptée aux mœurs de l'époque, se révélait somme toute relativement harmonieuse. Elle reflète l'état d'esprit d'une population encore hantée par le souvenir d'un conflit récent, qui se révèle propice à la mise en état de défense du territoire, en dépit de toutes les contraintes que cela engendre. Enfin, s'il s'agit d'une période dont les vestiges marquent aujourd'hui encore les paysages d'Alsace, les souvenirs au sein de la mémoire collective s'estompent désormais aussi rapidement qu'inexorablement.

## Bibliographie

- AOK 1 (Koluft Stabsabteilung): Durchbruchsschlacht der 1. Armee. Stabsbildmeldung Nr. 16 vom 1.–25. Juni 1940.
- Böcker, Kl.: Die überwindene Maginotlinie, in: Der Kamerad am Westwall, No. 2. J. - Folge 11 (1940), S. 12–13.
- Boy, Andreas: Die rückwärtige Stromversorgung der Maginotlinie. Auswirkungen auf die Werke im Festungsabschnitt Haguenau, in: Fortifikation 20 (2006), S. 49–63.
- Burtscher, Jean-Louis: La ligne Maginot à Strasbourg. Faits de guerre méconnus 1939–1945, Barr 2010.
- Doise, Jean: Histoire militaire de l'Alsace. La défense du pays. Deuxième partie: De la Restauration à la ligne Maginot, Strasbourg 1985.
- Garnison-Gebäudeordnung (G.G.), Berlin 1899.
- Hiegel, Henri: L'évacuation de la zone rouge du département de la Moselle en 1939–1940 vers les Charentes et la Vienne, in: Mémoires de l'Académie nationale de Metz 57 (1982), S. 57–69.
- Lemmes, Fabian / Großmann, Johannes / Williams, Nicholas: Les évacuations dans l'espace frontalier franco-allemand pendant la Seconde Guerre mondiale: vers une histoire comparée, in: La Lorraine et les pays de la rive gauche du Rhin (Sarre, Palatinat, pays de Trèves) du XVIIIe siècle à nos jours, hg. von François Roth, Moyenmoutier 2011, S. 125–139.
- Oberkommando des Heeres, Gen. St. D. H (Gen. d. Pi. u. Fest. b. Ob. d. H. Abt. Auswertung fremder Landesbefestigungen): Denkschrift über die französische Landesbefestigung, Berlin 1941.
- Rocolle (Lt-Colonel) / Henry (Ill. et croquis du Cne R.): Le béton a-t-il trahi? Historique de la ligne Maginot et de la ligne Mareth, Paris 1950.
- Rodolphe (Lt Colonel R.): Combats dans la ligne Maginot, Paris 1949.
- [Truttman, Ph.] / Claudel, Louis: La Ligne Maginot. Conception et réalisation, Lavey-Village 1974.
- Voigt, Carl / Lacoste, Werner: 1940 – Im Vorfeld zwischen Westwall und Maginotlinie, in: Fortifikation 19 (2005), S. 124–134.
- Wahl, Jean-Bernard: Hochwald, une forteresse en Alsace. De Maginot au contrôle aérien militaire, historique d'un géant de la Ligne Maginot, Ostwald 1999.

Wahl, Jean-Bernard: La Ligne Maginot en Alsace – 200 kilomètres de béton et d'acier, Thionville 2013.

## Sources iconographiques

Toutes les illustrations sont de la main de l'auteur ou du fonds Dr Balliet J.M.



# Die Ausbaustufen der militärischen Besetzung im Elsass zwischen den zwei Weltkriegen

*Jean-Marie Balliet*

Die Zeit zwischen 1871 und 1918 im Gebiet Elsass-Lothringen<sup>1</sup> ist durch einen enormen Ausbau der militärischen Anlagen, sowohl hinsichtlich ihrer Zahl als auch in Bezug auf die dazu genutzte Fläche, gekennzeichnet. Das Elsass war als Grenzgebiet in dieser Zeit durch eine beachtliche Truppenkonzentration geprägt. Es mussten zum einen Unterkünfte für die Truppen bereitgestellt und zum anderen die strategischen, technologischen und städtischen Entwicklungen berücksichtigt werden.

Im Allgemeinen benötigten diese militärischen Anlagen folgende Infrastruktur: Kasernen, Manövergelände, Befestigungen mit dem entsprechenden Glacis, Verwaltungsgebäude, Munitionsdepots und zahlreiche der Garnison zugewiesene Gebäude (Garnisonsgebäude, Verwaltungseinrichtungen und nicht zuletzt die prunkvollen Wohngebäude der Militärgouverneure in Straßburg). Alle diese Bauten zeigen die verschiedenen Ausbaustufen der neueren militärischen Befestigungen im Elsass. Die Anzahl dieser Einrichtungen war beachtlich und das Verhältnis zwischen dem Militär und der Zivilbevölkerung verlangte oft einiges an Kompromissbereitschaft: Diese Nachbarschaft erzeugte unvermeidlich Konfliktsituationen, und zwar vor allem in den stadtnahen Gebieten.

Auch wenn für zahlreiche Städte im Elsass die Reichslandzeit eine Lockerung der Umklammerung durch die alten Umwehrungen mit Bastionsbefestigungen von Vauban und seinen Nachfolgern mit sich brachte, gab es gerade für Straßburg nur eine teilweise Entlastung. Obwohl sich Straßburg erheblich ausgedehnt hatte, blieb die Peripherie der Stadt durch den Bau großräumiger deutscher Befestigungsanlagen, die Kernumwallung und deren Glacis, gekennzeichnet.

## 1871–1918 Die Bildung eines beachtlichen militärischen Erbes

Die deutsche Zeit im Elsass war besonders durch einige Faktoren geprägt, die von der strategischen Doktrin des deutschen Oberkommandos abhängig waren:

- der Bau von zahlreichen Kasernen und den zugehörigen Anlagen, die ab den 1890er Jahren, der Zeit des hgi enischen Fortschritts, durch grundsätzliche Weiterentwicklungen im Hgi e- nebereich charakterisiert waren;
- der Bau eines ausgedehnten Befestigungsringes um Straßburg, bestehend aus der Kernumwallung und Außenforts, vervollständigt durch die Feste „Kaiser Wilhelm II“ bei Molsheim-Mutzig;
- der Bau eines weiträumigen Brückenkopfs um Neuf-Brisach.

Auch wenn wir nicht über alle der zahlreichen deutschen Befestigungsanstrengungen dieser Zeit reden wollen, muss man doch die architektonische Entwicklung der Kasernenbauten hervorhe-

<sup>1</sup> Im Sinn des damaligen dt. Begriffs für die heutige frz. „Alsace-Moselle“.

ben. Denn ab 1896 wurden die Vorschriften im Kasernenbau beträchtlich geändert, sowohl hinsichtlich der neuen militärischen Bauauflagen als auch der jüngsten Entwicklungen im Bereich der Hygiene. So wurden die alten, innerhalb der Kernstadt liegenden Kasernen, die nicht ausgebaut werden konnten und nicht geeignet waren, eine größere Anzahl von Truppen aufzunehmen, durch neue, am Rande der Städte liegende Kasernen ersetzt. Zusätzlich zu den in Friedenszeiten nötigen Unterkünften für die Truppen umfassten sie sämtlichen Bedarf für die Ausbildung der Soldaten und alle Verwaltungseinrichtungen. Durch ihre Lage profitierten die neuen Kasernen nun systematisch von den modernsten Massentransportmitteln, z. B. in Form eines Straßenbahnanschlusses oder eines nahegelegenen Bahnhofs. Denn neue Bahnhöfe wurden, wenn möglich, ebenfalls am Stadtrand positioniert. In der Tat beruhte die strategische Beweglichkeit der Truppen zu dieser Zeit im Wesentlichen auf einem sehr dichten, gut ausgebauten Eisenbahnnetz.



Abb. 2: Kaserne Walter & Bruat in Colmar (heutige Kaserne des 152. Infanterieregiments); Artilleristen des 5. Artillerieregiments in den 20er Jahren (unten links).

Fig. 2: Quartiers Walter & Bruat à Colmar (actuelle caserne du 152e R.I.); Artilleurs du 5e R.A. au quartier Bruat dans les années vingt (en bas, à gauche).

Die Organisation der Kasernen vereinigte von nun an praktische Gesichtspunkte und bis dato fehlende moderne hygienische Konzepte, ohne die sozialökonomischen Aspekte zu vernachlässigen. So wurden die Unterkünfte zwar einfach, aber immer funktionell gebaut und es bestand von nun an eine bauliche Trennung der verschiedenen logistischen Einheiten (Gestüte, Stallungen, sanitäre Einrichtungen usw.). Die Unterkünfte wurden ab dieser Zeit nach einer Reihe sehr strenger Normen angelegt (Abb. 1 siehe die französische Version S. 72), die ihre Größe, die Zahl der darin untergebrachten Soldaten und den Umfang der zugehörigen sanitären Einrichtungen festlegten. Sogar ästhetische Aspekte wurden nicht vernachlässigt: Die neuen Kasernen sollten sich in die Umgebung einpassen und gleichzeitig eine gewisse Macht ausstrahlen (Abb. 2). Trotz alledem waren es keine kostspieligen Bauten, denn die Kosten sollten stets im Rahmen bleiben.

## Die Situation zwischen 1918 und 1920 – Die Wiedereingliederung durch Frankreich

Nach dem Ersten Weltkrieg, ab November 1918 und besonders im Jahr 1919, wurden zahlreiche französische Truppen im Elsass stationiert (Abb. 3). Sie belegten sofort die schon bestehenden militärischen Einrichtungen. Es wurde oft als Glücksfall betrachtet, diese nach damaliger Meinung besonders modernen, komfortablen und architektonisch qualitativvollen Einrichtungen nutzen zu können, weil sie sich von den zeitgenössischen französischen Kasernen deutlich abhoben.

Eine schnelle Reduzierung der aktiven Truppe ermöglichte es, nach anfänglichen Schwierigkeiten, alle Einheiten in den modernsten Kasernen unterzubringen. Gerne gab man die alten,



Abb. 3: November 1918... Der Einzug französischer Truppen in Neuf-Brisach durch das Basler Tor.  
Fig. 3: Novembre 1918... Entrée des troupes françaises dans Neuf-Brisach par la porte de Bâle.

vor 1870 von französischer Seite errichteten Gebäude auf. Nachdem die Garnisonen zunächst überall im Elsass verstreut stationiert waren, konzentrierten sie sich allmählich, bedingt durch diese Reduzierung der Truppenstärke, um die städtischen Zentren oder in der Nähe von Truppenübungsplätzen (z. B. um Haguenau).

Während also geeignete Unterkünfte in ausreichender Zahl vorhanden waren, sah es bei der Verteidigungsdoktrin für die neu hinzugekommenen Gebiete – Elsass und Moselle – ganz anders aus, denn die neue Situation stellte die seit 1871 von Frankreich erarbeitete Strategie „auf den Kopf“. Bereits ab Juni 1920 wurde ein vollständiges Inventar der bestehenden Befestigungen erstellt. Zunächst wurden nur einige der Befestigungen wieder mit Truppen belegt, nämlich die Werke um Straßburg (Kernumwallung und Außenwerke) und die moderne Festung „Kaiser Wilhelm II“, ab jetzt „Fort de Mutzig“ genannt (Abb. 4 und 5 s. S. 74). Ansonsten wurden nur wenige Werke des alten Brückenkopfs von Neuf-Brisach weiter genutzt. Die anderen Werke wurden zerstört, um ihre Wiederverwendung durch den Gegner im Falle eines neuen Konfliktes zu vermeiden! Das Interesse richtete sich bei den deutschen Befestigungsanlagen weniger auf ihre militärische Funktion, da sie im Wesentlichen gegen eine Bedrohung aus dem Westen angelegt worden waren, als vielmehr auf das technische Know-how, das sie verrieten.

Diese Befestigungen, insbesondere die modernsten wie „Fort de Mutzig“, Metz und Thionville, beeinflussten maßgeblich die Überlegungen im Rahmen der neuen französischen Verteidigungsdoktrin, die letztendlich in die zukünftige Maginotlinie münden sollten.

## Grundsätzliches über die Maginotlinie und die Verteidigung des Elsass

Theoretisch bildete die Maginotlinie eine Sperrlinie, bestehend aus einer durchgehenden Reihe befestigter Werke, die mit mehr oder weniger engem Abstand zueinander errichtet worden waren. Sie waren einander nah genug positioniert, um sich gegenseitig nach dem uralten Prinzip des flankierenden Feuers, hier großflächig angewendet, zu decken. So bot die Maginotlinie einen brauchbaren, wenn auch, aus Kostengründen, nicht immer optimalen Schutz. Man unterscheidet grundsätzlich drei Typen von Verteidigungsanlagen: große Artilleriewerke, Infanteriewerke und Kasematten. Diese Anlagen werden ergänzt durch Zwischenwerke (halbpermanente Verteidigungsanlagen und Feldbefestigungen), Friedensunterkünfte, Infanterieschutzräume und eine komplette logistische Infrastruktur (Munitionsdepots, Truppenübungsplätze, Verkehrswege, Energieversorgung usw.).

Schließlich wurden, gemäß der Bestandsaufnahme in der „Denkschrift über die französische Landesbefestigung“ (1941) und später durch J. B. Wahl (2013), eine beachtliche Zahl befestigter Werke, Kasematten und Bunker errichtet:

- Im Unterelsass entstanden vier große Artilleriewerke, 75 Kasematten und Zwischenwerke, zwölf Infanterieschutzräume und drei einzeln stehende Beobachtungsbunker.
- Entlang des Rheinufers und der Hauptverteidigungslinie (entlang der Linie der Dörfer) wurden 129 Kasematten und Infanterieschutzräume gezählt.
- Im Oberelsass, dem an die Schweiz grenzenden Sundgau, wurden 32 Bunker vom Typ S.T.G. (Section Technique du Génie: technische Abteilung des Pionierwesens) und sieben Artilleriebunker gebaut.
- Etwa 2.000 zwischen 1935 und 1940 gebaute leichtere Bunker ergänzten diese Anlage.

Allerdings war die Entstehung dieser Verteidigungsanlagen im Elsass durch zahlreiche Schwierigkeiten gekennzeichnet. Bedingt sind sie durch die geografischen Herausforderungen des Gebietes, die aus einer sehr langen Ostflanke entlang des Rheins und, im Norden wie im Süden, bergigen bzw. stark hügeligen Landschaften bestehen.

## Die langwierige Entwicklung einer Doktrin für die Verteidigung der Rheinebene und des Sundgaus (1922–1940)

Die französische Verteidigungsdoktrin in Bezug auf das Elsass reifte nur sehr langsam. Zwar stellte sich schon ab 1919 die Frage nach dem Schicksal der Stadt Straßburg, ob ihre Verteidigungsanlagen aufrechterhalten werden sollten oder sie stattdessen zur „offenen Stadt“ erklärt werden sollte, aber das Schicksal der ehemaligen deutschen Befestigungen insgesamt, deren militärischer Wert als gering eingestuft wurde, blieb eine ganze Weile in der Schwebe. Zwischen 1922 und 1926 wurden mehrere Vorschläge in Erwägung gezogen und schließlich befürwortete der Verteidigungsausschuss (la Commission de Défense, CDF) das Prinzip einer Verteidigung, die auf sich gegenseitig flankierenden Werken beruht. Allerdings ist der oft sumpfige Auwald des Rheins wenig geeignet zur Anlage solcher Verteidigungswerke, da er entlang des Flussbetts zwischen 400 Meter und mehrere Kilometer ins Land hineinreicht. Eine flankierende Verteidigung wäre unter diesen Bedingungen wenig wirkungsvoll gewesen. Aus diesem Grund, und um eine gewisse Tiefe der Verteidigung zu sichern, entschied man sich für eine Hauptverteidigungslinie, die sich auf die Dörfer im Hinterland des Auwaldes stützte. Diese Entscheidungen wurden jedoch schon bald durch eine neue Verteidigungsdoktrin abgelöst, die 1928 von General Boichut entwickelt wurde. Sie beruhte auf folgenden Prinzipien:

- Direkt am Rhein sollte eine vordere Linie eingerichtet werden. Diese würde aus relativ leichten Bunkern bestehen und nur in den Bereichen stärker ausgebaut, in denen man mögliche feindliche Vormarschwege vermutete.
- Eine zweite Linie, die Hauptverteidigungslinie, war in Form von größeren Befestigungswerken vor oder zwischen den Dörfern geplant. Diese sollten die Durchgänge durch den zwischen 700 und 800 m entfernten Rheinwald decken.
- Ergänzt wurde das Konzept dieser Anlage durch eine Reihe von Infanterieschutzräumen für zusätzliche Truppen. Sie wurden im Rheinwald, zwischen den zwei Linien, angelegt.

Bevor die Arbeiten gemäß der Doktrin der Vorneverteidigung des Generals Boichut starten konnten – ihr Beginn war innerhalb der nächsten zwei Jahre vorgesehen –, wurden die Pläne jedoch nochmals grundlegend verändert, diesmal durch Marschall Pétain und andere hochrangige Militärs, die die Idee einer durchgehend ausgebauten Frontlinie bevorzugten. Nach deren Doktrin wurde der Verteidigungslinie am Rhein die Rolle einer Alarmstellung überlassen, die dazu dienen sollte, vor dem einfallenden Feind zu warnen und diesen hinzuhalten, ohne ein wirkliches Hindernis darstellen zu können. Weil die von Boichut geplante Hauptverteidigungslinie nicht über die gewünschte Tiefe verfügte, sollte sie durch eine dritte Verteidigungslinie ergänzt werden, gebildet durch Werke, wie sie normalerweise zur Landesverteidigung dienen. Parallel dazu ermöglichten es die technischen Studien der CORF (Commission d'Organisation des Régions Fortifiées: Kommission zur Organisation der befestigten Regionen), seit 1927 Nachfolgerin der CDF, ab Januar 1929 ein Verteidigungskonzept zu entwerfen, das sich auf technisch hochentwi-

ckelte Festungswerke stützte. Diese waren jedoch sehr kostspielig. Aus diesem Grund wurde nur eine geringe Anzahl der mächtigen, speziell von der CORF entwickelten Kasematten gebaut! Auf den 170 km von Kembs im Süden bis Seltz im Norden wurden lediglich 50 Kasematten vom Typ CORF errichtet! Man kann sagen, dass aufgrund der Budgetschwierigkeiten durch die Weltwirtschaftskrise von 1929 nur etwa die Hälfte des ursprünglich geplanten ambitionierten Projekts der Maginotlinie im Elsass verwirklicht wurde.

Die Arbeiten begannen Anfang der dreißiger Jahre, wobei die wichtigsten Arbeitsschritte in den Jahren 1930 und 1931 oft unter der aufmerksamen Beobachtung des künftigen Gegners durchgeführt wurden (Abb. 6). Die Defensivdoktrin erfuhr allerdings im Mai 1935 noch einmal eine Veränderung durch die Direktiven des Generals Gamelin (Abb. 7). Im südlichen Elsass, im Sundgau, verboten die Verträge mit der Schweiz die Errichtung von Werken entlang der Grenze, man beschränkte sich deshalb auf einfachere, weniger widerstandsfähige, jedoch sehr viel billigere Kasematten als diejenigen vom Typ CORF. Diese wurden von der S.T.G. (Section Technique du Génie), der technischen Abteilung des Pionierwesens, konzipiert. Zwischen 1935 und Mai 1940 ließ man, immer noch aufgrund von Sparmaßnahmen, hunderte von Kleinkampfanlagen durch militärische Arbeitskräfte (M.O.M. Main-d'Oeuvre Militaire) errichten (Abb. 8 s. S. 76). Sie bildeten viele Defensivlinien und Stützpunkte, die wegen ihrer zumeist schwachen Verteidigungsleistung oft lächerlich wirkten. Als der Konflikt letztendlich unausweichlich war, ergänzte man die Verteidigung durch Gräben und Panzersperren. In letzter Minute und im Bewusstsein der Unzulänglichkeit der Verteidigungsanlagen entlang des Rheinuferes stellte man den Uferbunkern aus den dreißiger Jahren eine Reihe kleiner Uferbunker vom Typ Garchery zur Seite (Abb. 9 s. S. 77).



Abb. 6: Der Bau der Uferbefestigungen geschah unter der aufmerksamen Beobachtung der Deutschen. Hier die Kasematte 31-1 bei der Schiffsbrücke. Blick von Breisach am Rhein.

Fig. 6: La construction des ouvrages de berge se fait sous le regard attentif des Allemands! Ici la casemate 31-1 Pont de bateaux en regard de Breisach am Rhein.

Die Ausbaustufen der militärischen Besetzung im Elsass zwischen den zwei Weltkriegen

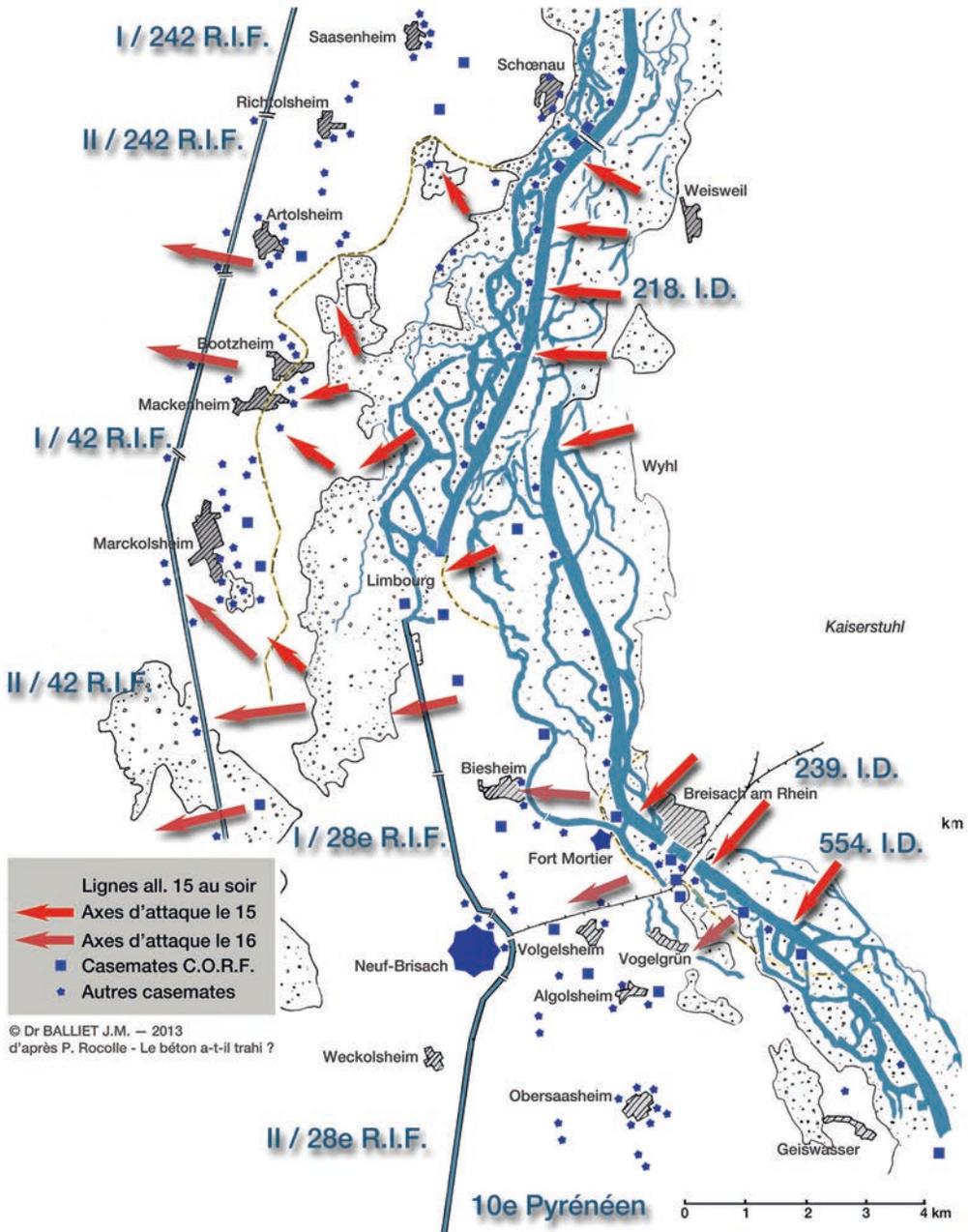


Abb. 7: Diese Karte verdeutlicht die Konzentration der Werke bei Marckolsheim und Neuf-Brisach, indem sie detailliert die Vormarschrichtung im Zuge der militärischen Operationen zur Rheinüberquerung im Juni 1940 zeigt.

Fig. 7: La densité des ouvrages dans les secteurs de Marckolsheim et de Neuf-Brisach est parfaitement illustrée par cette carte détaillant les axes d'assaut, lors de l'opération de franchissement du Rhin en juin 1940.

## Die befestigte Zone von Haguenau als Sonderfall (1939–1940)

Im Gegensatz zur Verteidigung des Elsass, die sich fortan auf Anlagen entlang des Rheines stützte, war die Lage im Nordelsass eine vollkommen andere. Dort war das Gelände für den Bau von großen Artilleriewerken viel günstiger und man konnte an die mächtigen lothringischen Werke der Maginotlinie anschließen. Diese neuen großen Artilleriewerke bildeten künftig den rechten Flügel der Maginotlinie. Im Unterelsass wurden vier wichtige Werke gebaut: die großen Artilleriewerke von Schoenenbourg, Hochwald, Four à Chaux und das Infanteriewerk von Lembach.

Auf diesen großen Artilleriewerken beruhte der Mythos der Maginotlinie. Bei der Beurteilung der Bilder, die sich im kollektiven Bewusstsein verankert haben, muss heute die Spreu vom Weizen getrennt werden. Sie gehen vor allem auf die Medien zurück, deren zentrale Nachrichtenquellen weitgehend auf Propaganda und zum Teil gezielter Desinformation beruhten.

Die großen Artilleriewerke des Nordelsass lagen im Wesentlichen unter der Erde, nur die Kampfblöcke (sogenannte „aktive Blöcke“) und die Zugänge waren oberirdisch sichtbar. Die Zugänge, die immer einen bis drei Kilometer im Hinterland gelegen waren, bestanden generell aus zwei getrennten Eingängen: einem für die Mannschaften und einem für die Munition. Durch letzteren konnten Schmalspurbahnen (60 cm Spurweite) oder Lkws passieren. Zahl und Typ der Kampfstände, der aktiven Blöcke, konnten je nach Gelände und Typ des Werkes variieren. Man unterscheidet im Wesentlichen folgende Strukturen (Abb. 10):

- Infanteriewerke,
- Artilleriekasematten,
- Blöcke (Bunker) mit versenkbaren MG-Türmen,
- Blöcke (Bunker) mit versenkbaren Artillerietürmen,
- Beobachtungsbunker,
- gemischte Blöcke, die mehrere der oben genannten Elemente in sich vereinen.

Die oberirdischen Teile waren durch dichte Stacheldrahtverhaue gesichert, die je nach taktischer Situation durch Panzersperren ergänzt wurden. Meist handelte es sich hierbei um Schienenhindernisse. Dafür wurden üblicherweise sechs Reihen Eisenbahnschienen senkrecht eingerammt. Seltener wurden Panzergräben angelegt (z. B. fest angelegt im großen Artilleriewerk Hochwald oder in den ersten Kriegsmonaten durch Schanzarbeit hergestellt).

Die oberirdisch sichtbaren Kampfblöcke waren durch eine ausgedehnte unterirdische Infrastruktur miteinander verbunden. Diese ermöglichte es, den Kampfauftrag mehrere Wochen lang ohne äußeren Nachschub weiter zu erfüllen. Frühere Erfahrungen hatten gezeigt, dass die Einrichtungen für die Besatzung – das Heer übernahm hier diesen Begriff, der sonst nur in der Marine üblich ist, weil er der Situation angemessen war – ausreichend Möglichkeit zur Erholung bieten mussten. In der Regel fand man dort eine Kaserne mit zahlreichen Schlafstuben, Küchen, sanitären Anlagen, Krankenrevieren und Magazinen für Lebensmittel und Material vor. Dazu kamen folgende Betriebsanlagen:

- Die überdimensionierte elektrische Zentrale bestand aus mehreren Generatoren. Die Zahl der Generatoren musste jederzeit eine ausreichende Energiereserve zur Verfügung stellen können. Dieses Kraftwerk wurde nur in Betrieb genommen, wenn die externe Energieversorgung unterbrochen war.
- Brunnen, die durch Zisternen ergänzt wurden.
- Lebensmitteldepots.



Abb. 10: Großes Artilleriewerk von Hochwald Ost: Kasematte für drei Kanonen Kaliber 7,5 cm Modell 1929 (1–2); Munitionseingang (4); Block 1 – Kasematte mit Geschütz 13,5 cm und Turmgeschütz 13,5 cm (3 und 5). Die Innenansichten stammen aus dem großen Artilleriewerk Hackenberg (Lorraine), aber die Anordnung ist ähnlich: versenkbarer Geschützturm (6) und 7,5 cm Kanone in einer Artilleriekasematte (7).

Fig. 10: Gros ouvrage du Hochwald Est: Bloc 6 – casemate de trois canons de 75 mm Mle 1929 (1–2); entrée des munitions (4); Bloc 1 – casemate de 135 mm et tourelle de 135 mm (3 et 5). Les vues intérieures correspondent au G.O. du Hackenberg (Lorraine) mais les dispositions sont similaires: Tourelle d’artillerie à éclipse (6) et canon de 75 mm dans une casemate d’artillerie (7).

- Belüftungssysteme sollten die Frischluft im Falle einer Verseuchung durch Filteranlagen reinigen. Das gesamte Werk konnte unter Überdruck gesetzt werden, um einen zusätzlichen Schutz zu erreichen.
- Die großen Artilleriewerke besaßen ein zentrales Munitionsmagazin und zusätzliche Magazine in der Nähe der Kampfblöcke.
- In den meisten großen Artilleriewerken gab es ein Verkehrsnetz mit einer Schmalspurbahn. Diese Bahnen wurden – außerhalb der Munitionsmagazine – elektrisch betrieben.
- Ein gut ausgebautes Telefon- und Befehlsübertragungsnetz, das sowohl drahtgebunden als auch drahtlos funktionierte.

Kleinere Infanteriewerke überbrückten die Abstände zwischen den großen Artilleriewerken. Sie waren gleich organisiert wie diese, bloß in kleinerem Maßstab. Diese kleinen Werke verfügten

über zwei bis vier aktive Blöcke. Die Infanteriewerke besaßen üblicherweise keinen gesonderten Eingang. Der Zugang erfolgte über einen der aktiven Blöcke. Schließlich verfügten diese Werke zumeist nicht über Artillerie und mussten sich deshalb auf die Unterstützung der benachbarten großen Artilleriewerke und gegebenenfalls der Intervallartillerie (Feldartillerie) verlassen.

## Das zwangsläufige Miteinander militärischer und ziviler Bereiche

Im Laufe der Zeit wurde die Verflechtung der zivilen und militärischen Bereiche notwendigerweise immer enger. Man unterscheidet diesbezüglich verschiedene Epochen.

## Die Übernahme und Anpassung der ehemaligen deutschen Militäranlagen

Einige zu weit von den Grenzgebieten entfernte oder für ungeeignet angesehene Kasernen wurden aufgegeben. Dies blieb jedoch die Ausnahme, denn insgesamt nahm die Militarisierung des Rheingebietes bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges weiter zu und mündete in einen Konflikt, der 1940, nach fast einem Jahr Sitzkrieg, in der totalen Niederlage der französischen Armee endete.

## Die Befestigungsanlagen und die militarisierten Zonen

Nachdem über die Planungen für die neuen Befestigungsanlagen endgültig entschieden worden war, musste zunächst in bedeutendem Umfang Baugrund erworben werden. Einerseits wurden für die Befestigungsanlagen selbst entsprechende Grundstücke benötigt (siehe oben), andererseits wurden Rechte zur Durchführung von Tiefbauarbeiten benötigt, um zwischen den Werken Verbindungsleitungen bzw. Frisch- und Abwasserleitungen legen zu können. Auch einige neue Straßenverbindungen oder militärische Bahnlinien waren notwendig, jedoch griff man so oft wie möglich auf die bestehende Verkehrsinfrastruktur zurück, sowohl aus finanziellen Gründen als auch zur Verschleierung der Bautätigkeit. Letztendlich erwiesen sich die benötigten Flächen als beträchtlich, da die Kampfblöcke und Kasematten mit dichten, gut ausgebauten Annäherungshindernissen umgeben wurden (Abb. 11). Um außerdem eine gewisse Geheimhaltung zu gewährleisten, wurden manche militärischen Zonen von einer Art Vorfeld umschlossen, in dem bestimmte gesetzlichen Auflagen galten (Bauauflagen, Regeln zur Landschaftsgestaltung usw.). Sogar entferntere Bereiche, besonders Waldgebiete, wurden militarisiert, weil manchmal Schussachsen beibehalten bzw. geschaffen oder gewisse Bereiche der Werke getarnt werden mussten. Darüber hinaus schränkte eine beträchtliche Zahl an Sonderregelungen den öffentlichen Verkehr und andere zivile Aktivitäten im Umfeld sensibler militärischer Zonen ein. Deren Auswirkungen trafen vor allem die ländliche Zivilbevölkerung. Es ging außerdem darum, die Verteidigungsvorbereitungen gegenüber dem Gegner zu verbergen. Auch hier versuchte man, wenn auch oft vergeblich (Abb. 12 und 13 s. S. 80 und 81), militärische und zivile Bereiche zu trennen! In der städtischen Umgebung waren solche Überschneidungen von zivilen und militärischen Bereichen weniger spürbar, da dort die Eingliederung schon viel früher erfolgt war. In ländlichen Gegenden dagegen musste sich die Bevölkerung wohl oder übel anpassen!

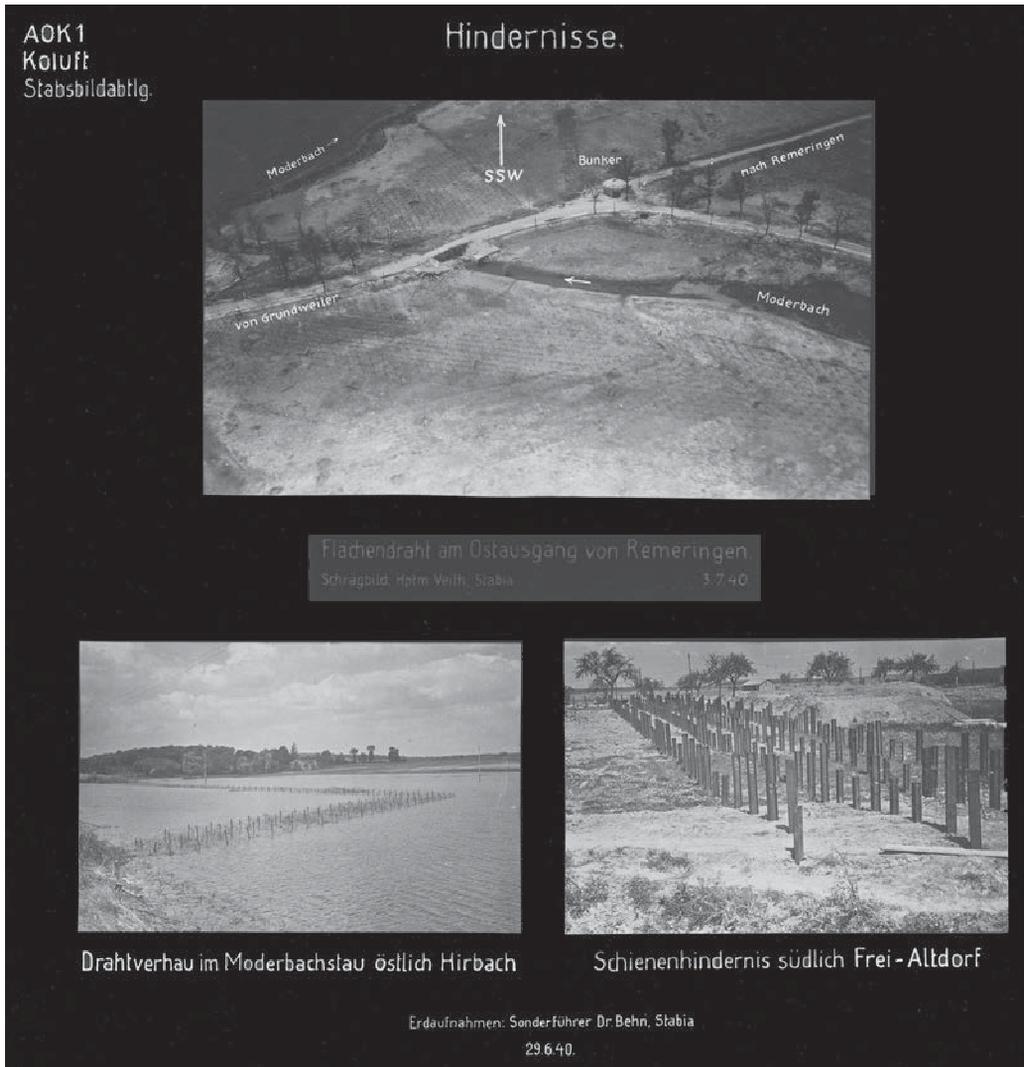


Abb. 11: Wie man auf dem oberen Foto deutlich sehen kann, nehmen die Hindernisse mehr und mehr einen beachtlichen Raum ein. Zahlreiche Stacheldrahthindernisse sind in den Grenzzonen und um die Befestigungen herum errichtet worden (Foto unten links). In manchen Fällen wurde die Anlage durch Schienenhindernisse gegen Panzer vervollständigt (Foto unten rechts).

Fig. 11: Les rangées d'obstacles occupent une surface de plus en plus considérable, parfaitement illustrée par ce cliché (en haut). De nombreux réseaux de barbelés sont installés dans les zones frontalières et autour des fortifications (en bas, à gauche). Dans certains cas, le dispositif est complété par des rails antichars (en bas, à droite).

Die Verflechtungen zwischen diesen beiden Welten beschränkten sich jedoch nicht allein auf die militarisierten Flächen, denn Militär und Zivilbevölkerung mussten auch auf anderen Ebenen zusammenleben. Insbesondere der wirtschaftliche Bereich ist hier von Bedeutung, denn die öko-

nomischen Beziehungen wirkten sich in diesen schwierigen Zeiten positiv auf die Bevölkerung aus. Die vielen Baustellen bedeuteten Arbeitsplätze und Aufträge für die lokalen Betriebe und waren in dieser Zeit der Krise hochwillkommen. Die Ankunft der neuen Bevölkerungsgruppen, zuerst der Bauarbeiter, dann in ihrer Folge der Soldaten, hatte unmittelbare Auswirkungen auf Struktur und Aussehen der Orte, die zum Teil bis heute noch erkennbar sind. Ein Beispiel sind die zahlreichen Bistrots, die in dieser Zeit entstanden sind und für das Wohlbefinden der Bauarbeiter und Soldaten sorgten.

## Nach der Kriegserklärung: ein weitgehend militarisierter Raum

Nach der Kriegserklärung erfolgte eine tiefgreifende Veränderung in der Aufteilung der beiden Bereiche:

- Kurz nach dem Ausbruch des Konfliktes wurden beträchtliche Flächen de facto zu militärischen Zonen, wie zum Beispiel der große Wald von Haguenau, in dem sich sehr viele Truppen konzentrierten (Abb. 14 s. S. 82).
- Militärische Sperrgebiete dehnten sich aus.
- Später organisierte man die Evakuierung der Zivilbevölkerung in das Hinterland und richtete die sogenannte „Rote Zone“ ein, ein fast völlig militarisierter Bereich der Grenzgebiete!

Die Pläne für eine Evakuierung der Zivilbevölkerung aus den Grenzgebieten für den Fall eines Konfliktes existierten schon seit Anfang der dreißiger Jahre. Diese Planungen hatten zum Ziel, die Zivilbevölkerung aus den möglichen Kampfzonen zu entfernen und dem Militär Bewegungsfreiheit zu verschaffen, das heißt, diesen Raum ohne größere Einschränkungen und Rücksichtnahmen nutzen zu können. Diese Planungen, die bis 1936 geheim gehalten worden waren, wurden 1937 öffentlich bekannt gegeben. Für das Elsass bedeutete das, dass bei Ausbruch des Krieges Anfang September 1936 in einer ersten Phase etwa 374.000 Personen evakuiert wurden (Abb. 15 s. S. 83). Ihre Bestimmungsorte waren unterschiedlich. Am besten hatten es diejenigen unter ihnen getroffen, die im Elsass außerhalb der Evakuierungszonen untergebracht wurden. Der Großteil jedoch wurde in mehreren Etappen auf Gastdepartements im westlichen Zentralfrankreich verteilt. Eine zweite Phase erfolgte nach dem 10. Mai 1940, dem Beginn der deutschen Offensive gegen Frankreich. Die Situation in der Stadt Straßburg erwies sich als besonders fatal, da die Stadt bis zum Ende der Feindseligkeiten im Juni 1940, abgesehen von einigen Militärs, so gut wie menschenleer blieb.

## Zusammenfassung

Dass die Bedeutung des Militärs im Elsass in der Zeit zwischen den Weltkriegen sowie zu Beginn des Zweiten Weltkrieges sehr groß war, ist nicht neu. Eine genauere Analyse der Situation zeigt jedoch einige Facetten, die zum Teil nicht bekannt waren oder sogar ignoriert wurden. Das gilt besonders für das Zusammenspiel von und den Ausgleich zwischen zivilen und militärischen Interessen im Elsass. Im Aufeinandertreffen dieser beiden Sphären entstand eine Aufteilung der geografischen und gesellschaftlichen Räume, die sich langsam entwickelt hat, an die damaligen Zeitumstände angepasst war und sich alles in allem als relativ harmonisch erwies.

Die Nähe von zivilen und militärischen Räumen entsprach auch der psychischen Verfassung einer Bevölkerung, deren Erinnerungen an den letzten Konflikt, den Ersten Weltkrieg, noch ganz frisch waren. Das schuf günstige Voraussetzungen dafür, dass die Elsässer trotz der damit einhergehenden beträchtlichen Einschränkungen mit der Errichtung dieser Verteidigungsanlagen grundsätzlich einverstanden waren. Das Elsass ist heute zwar noch durch die Spuren aus dieser Zeit geprägt, aber die Erinnerungen verblasen ebenso schnell wie unwiederbringlich.

## Bibliografie

- AOK 1 (Koluft Stabsabteilung): Durchbruchsschlacht der 1. Armee. Stabsbildmeldung Nr. 16 vom 1.–25. Juni 1940.
- Böcker, Kl.: Die überwundene Maginotlinie, in: Der Kamerad am Westwall, No. 2. J. - Folge 11 (1940), S. 12–13.
- Boy, Andreas: Die rückwärtige Stromversorgung der Maginotlinie. Auswirkungen auf die Werke im Festungsabschnitt Haguenau, in: Fortifikation 20 (2006), S. 49–63.
- Burtscher, Jean-Louis: La ligne Maginot à Strasbourg. Faits de guerre méconnus 1939–1945, Barr 2010.
- Doise, Jean: Histoire militaire de l'Alsace. La défense du pays. Deuxième partie: De la Restauration à la ligne Maginot, Strasbourg 1985.
- Garnison-Gebäudeordnung (G.G.), Berlin 1899.
- Hiegel, Henri: L'évacuation de la zone rouge du département de la Moselle en 1939–1940 vers les Charentes et la Vienne, in: Mémoires de l'Académie nationale de Metz 57 (1982), S. 57–69.
- Lemmes, Fabian / Großmann, Johannes / Williams, Nicholas: Les évacuations dans l'espace frontalier franco-allemand pendant la Seconde Guerre mondiale: vers une histoire comparée, in: La Lorraine et les pays de la rive gauche du Rhin (Sarre, Palatinat, pays de Trèves) du XVIIIe siècle à nos jours, hg. von François Roth, Moyenmoutier 2011, S. 125–139.
- Oberkommando des Heeres, Gen. St. D. H (Gen. d. Pi. u. Fest. b. Ob. d. H. Abt. Auswertung fremder Landesbefestigungen): Denkschrift über die französische Landesbefestigung, Berlin 1941.
- Rocolle (Lt-Colonel) / Henry (Ill. et croquis du Cne R.): Le béton a-t-il trahi? Historique de la ligne Maginot et de la ligne Mareth, Paris 1950.
- Rodolphe (Lt Colonel R.): Combats dans la ligne Maginot, Paris 1949.
- [Truttmann, Ph.] / Claudel, Louis: La Ligne Maginot. Conception et réalisation, Lavey Village 1974.
- Voigt, Carl / Lacoste, Werner: 1940 – Im Vorfeld zwischen Westwall und Maginotlinie, in: Fortifikation 19 (2005), S. 124–134.
- Wahl, Jean-Bernard: Hochwald, une forteresse en Alsace. De Maginot au contrôle aérien militaire, historique d'un géant de la Ligne Maginot, Ostwald 1999.
- Wahl, Jean-Bernard: La Ligne Maginot en Alsace – 200 kilomètres de béton et d'acier, Thionville 2013.

## Bildquellen

Alle Bilder stammen vom Autor bzw. aus der Sammlung von Dr. Jean-Marie Balliet.



# Von der Wiese zum Bunker zur Wiese

## Unterschiedliche Wahrnehmungen in Bezug auf die Westbefestigungen 1935–2015

*Friedrich Wein*

### Im Geheimen: Planung und Bau von Befestigungsanlagen bis 1937

Mit den Festsetzungen des Versailler Vertrags von 1919 war es Deutschland verboten, links des Rheins sowie in einer Zone, die sich in einer Breite von 50 km auf der rechten Rheinseite erstreckte, Truppen zu stationieren und üben zu lassen. Ferner war es in diesem Bereich verboten, Befestigungen zu unterhalten und zu errichten. Dies führte dazu, dass alle kaiserlichen Befestigungen, die bis 1918 dort entstanden waren, geschleift werden mussten – als Beispiele seien hier die Feste Istein nördlich von Weil am Rhein oder die Festung Köln genannt. Die Trümmer und Reste dieser Befestigungsanlagen sind teilweise bis heute im Gelände erhalten und kehren erst langsam wieder in das Bewusstsein der Bevölkerung zurück. Doch sie sind nicht Teil dieser Betrachtung unterschiedlicher Wahrnehmungen der einige Jahre später entstandenen Westbefestigungen.

Die Verantwortlichen in Deutschlands verbliebenem Militär, der Reichswehr, machten sich bereits in den frühen 20er Jahren Gedanken darüber, wie ein feindlicher Vorstoß sowohl aus dem Westen als auch aus dem Osten mit den vorhandenen Kräften abgewehrt werden könnte. Hierbei rückte die Betrachtung der schmalen Stelle zwischen Frankreich und der Tschechoslowakei in der Gefährdungsbeurteilung ganz nach vorne, war es doch dort möglich, bei einem gleichzeitigen Angriff aus West und Ost Deutschland in zwei Teile zu zerschneiden. Unter Berücksichtigung der 50-km-Zone entstanden so Planungen für den Bau von Verteidigungsanlagen entlang der Flüsse Neckar und Enz (die spätere Neckar-Enz-Stellung) sowie in der Wetterau, an Main und Tauber (die spätere Wetterau-Main-Tauber-Stellung). Im Osten Bayerns wurden ebenfalls Befestigungen geplant, hier sollte die bayrisch-Tschechische Grenzstellung entstehen. Finanzielle Gründe verhinderten jedoch den Ausbau dieser Stellungen in der Zeit bis 1933. Eine weitere Maßnahme in der 50-km-Zone war der Einbau von festen Schranken an den Grenzübergängen, die Erkundung von Sperren und Sprengstellen im Schwarzwald sowie die militärische Schulung von Zöllnern und Grenzschützern. Dazu gehörten auch umfangreiche Übungen der badischen Landespolizei im Schwarzwald, im Odenwald und im Rheintal. Bis auf die Übungen der Polizei wurden alle diese Planungen und Schulungen im Geheimen vorgenommen. Daran änderte sich auch durch die Machtübernahme durch Adolf Hitler am 30. Januar 1933 zunächst nichts.

Mit dem Jahr 1935 wurden im Westen Deutschlands unter Berücksichtigung der Festsetzungen von Versailles die Planungen der Reichswehr zum Festungsbau durch die Festungspioniere und zivile Firmen umgesetzt. Nun wurden die beiden Stellungen entlang von Neckar und Enz sowie von der Wetterau über den Main an die Tauber gebaut. In der Neckar-Enz-Stellung waren es über 400 Anlagen, die vornehmlich zur Unterbringung von Soldaten und dem Einsatz von

Maschinengewehren vorgesehen waren. Die Orte, an denen diese Bauwerke errichtet wurden, waren in den Jahren zuvor bereits akribisch erkundet worden. Doch erst mit dem Bau der Anlagen erfuhren die Eigentümer, was mit ihren Grundstücken geschah. Da die Errichtung der Landesverteidigung diente, hatten sie keine Möglichkeit, dagegen vorzugehen. Entweder mussten sie verkaufen oder sie wurden entschädigt, im schlimmsten Fall auch enteignet. Ein Vollzug des Kaufs im Grundbuch wurde oft nicht vorgenommen, zu geheim war das Bauvorhaben.

Ein Jahr später interessierten die Versailler Regelungen nicht mehr. Nun wurden die ersten Bunker der Westbefestigungen innerhalb der 50-km-Zone gebaut. In Baden-Württemberg waren dies der Ettlinger Riegel, der sich in Teilbereichen an dem Verlauf der Ettlinger Linien, einer alten Befestigungslinie zwischen Schwarzwald und Rhein, orientierte, die Sperrstellen am westlichen Schwarzwaldrand und Sperrbefestigungen direkt vorne an den Rheinübergangstellen. Ihnen folgte 1937 die Korker Waldstellung östlich von Kehl, die das Kinzigtal als West-Ost-Vormarschweg sperren sollte. Allen diesen Linien und Bauwerken war eines mit den in den beiden Jahren zuvor errichteten Anlagen gemeinsam: Sie wurden im Geheimen errichtet. Ihr Bau war so geheim, dass selbst Berichte über archäologische Funde zurückgehalten oder nur mit vagen Ortsangaben versehen wurden. Selbst die Bezeichnung dieser Baumaßnahmen wies noch nicht auf den späteren Begriff Westwall hin. Vielmehr wurden sie in den örtlichen Unterlagen als Westbauten oder ähnlich bezeichnet.



Abb. 1: Eine Schartenplatte für den Einsatz eines Maschinengewehrs (MG) eines Bunkers der Neckar-Enz-Stellung. Foto: Friedrich Wein.



Abb. 2: Bei den Bauwerken wurde Wert auf eine ausreichende Tarnung gelegt. Dieser MG-Schartenstand einer Sperrstelle im Schwarzwald wurde im Bereich der Schartenplatte mit einer Vorsatzschale ausgestattet, die wie eine Stützmauer aussah. Foto: Friedrich Wein.



Abb. 3: Mit solchen bodenebenen Steckschienensperren wurden die Wege und Straßen, die von Westen her durch die Sperrstellen am westlichen Schwarzwaldrand hindurchführten, ausgestattet. Sie konnten im Bedarfsfall mit H-Profil-Trägern ausgestattet werden, die die Straße wirkungsvoll gegen Fahrzeuge und leichte Panzer sperren konnten. Foto: Friedrich Wein.



Abb. 4: Im Rheintal mit seinem hohen Grundwasserstand wurden an mehreren Stellen nasse, das heißt mit Wasser gefüllte, Panzergräben angelegt. Foto: Friedrich Wein.

## Überhöhung mit Hilfe von Propaganda

Ab 1938 begann eine Intensivierung der Baumaßnahmen. Die Politik griff nun massiv in das Bauvorhaben ein und bewirkte, den Termin der Fertigstellung bzw. der Einsatzbereitschaft von 1952 auf Oktober 1938, dem geplanten Beginn des deutschen Angriffs auf die Tschechoslowakei, vorzuverlegen. Dies war nur mit einem hohen Kräfteinsatz zu bewerkstelligen, den die Festungspioniere mit den von ihnen beauftragten zivilen Firmen nicht leisten konnten. So wurde nun die bisher mit dem Autobahnbau beauftragte Organisation Todt (OT) und der Reichsarbeitsdienst (RAD) herangezogen. Dazu mussten aber zunächst vereinfachte Bunker-Grundrisse entworfen werden, die schneller zu bauen waren. Außerdem wurde das bereits vorhandene System der Regelbauten ausgeweitet, mit dem für jedes Bauwerk der Materialbedarf und der Personaleinsatz vorab festgelegt werden konnte. Parallel zu dem hohen Kräfteinsatz unter dem Leitspruch „Wir bauen des Reiches Sicherheit“ wurden alle verfügbaren Mittel der Propaganda eingesetzt, um die Befestigungslinie zur unüberwindbaren Hauptkampflinie im Westen Deutschlands zu stilisieren und den Begriff „Westwall“ zu prägen. So wurde der Wert der Befestigung überhöht. Die Realität sah ganz anders aus – noch Anfang Oktober 1938 war der Westwall eine einzige Baustelle, die keinen hohen Verteidigungswert besaß. Dies musste auch Adolf Hitler bei seiner ersten Westwall-Reise im Jahr 1938 zur Kenntnis nehmen. Doch mit dem Münchener Abkommen im Oktober 1938 wurde ein möglicher Krieg in Europa noch einmal verhindert. Für England und Frankreich

aber blieb der Eindruck eines kaum zu überwindenden Festungswerks, das immer noch weiter ausgebaut wurde. Auch die Propaganda lief weiter und veröffentlichte bewusst Bilder von großen Bauwerken mit Deckenstärken bis zu 3,50 m. Mit einer zweiten Reise zum Westwall im Jahr 1939 wurde das Interesse Adolf Hitlers am Westwall verdeutlicht. Bis in den Sitzkrieg hinein wurden auch ausländische Medienvertreter an den Westwall geführt, denen bewusst nur die fertigen und starken Anlagen, teilweise mit ihrer Ausstattung, gezeigt wurden. Die dabei gewonnenen Eindrücke wirkten sowohl 1939/40 als auch 1944/45 auf die militärischen Planungen der westlichen Alliierten massiv ein.



Abb. 5: Zweimal ließ sich der Führer persönlich den Fortschritt der Baumaßnahmen in den Westbefestigungen vorstellen. Hier besichtigt er bei seiner zweiten Reise eine der schweren Marinebatterien im Westwall am Oberrhein und wird von dem dortigen Personal in die Schuss-Sektoren und Reichweiten dieser Geschütze eingewiesen. Foto: Archiv Dr. Klaus Backes.

## Kriegsbeginn 1939/40

Mit dem Beginn des 2. Weltkrieges im September 1939 fiel die Westfront in eine gewisse Starre, die von dem Begriff des Sitzkrieges oder des „Drole de guerre“ geprägt wurde. Diese Zeit wurde auf beiden Seiten der Front zum Bunkerbauen genutzt. Beim Westwall ging es dabei um die Fertigstellung von Bauwerken, um die Verbesserung von erkannten Schwächen fertiger Anlagen, aber auch um den Neubau weiterer Bunker. Die Truppen, die in den Westwall einzogen, bauten auf den Rückseiten trotz Verbots oftmals Baracken, da die – im Verhältnis zum verfügbaren

Platz – hohen Belegungszahlen in den Bunkern keine wohnliche Atmosphäre zuließen. Bis in den Mai 1940 hinein blieb es, abgesehen von gelegentlichen Erkundungen und Artillerieeinsätzen, ruhig. Mit dem 10. Mai 1940, dem Beginn des Westfeldzugs, änderte sich dies. Die Front wurde lebhafter, die Schusswechsel nahmen zu. Dies bekamen auch die Besatzungen der Bunker direkt am Rheinufer zu spüren. Ihre Bauwerke waren vom anderen Ufer aus gut sichtbar und wurden entsprechend unter Feuer genommen. Bereits Mitte Mai 1940 und später Mitte Juni 1940 traten am Oberrhein die dort eingebauten schweren Marinegeschütze in Aktion. Sie waren 1938 als sogenannte „Vergeltungsbatterien“ aufgebaut worden und sollten mit ihrer großen Reichweite ausgewählte Ziele im Elsass beschießen. Dazu gehörten u. a. Ziele in Hagenau, Straßburg und Mühlhausen. Ihre Schusstätigkeit wurde von der Bevölkerung teilweise als Attraktion wahrgenommen. So legte sich bei einer dieser Batterien die Dorfjugend in unmittelbarer Nähe der schießenden Geschütze auf den Gegenhang und verfolgte von dort aus den Flug der Granaten. Für den Rheinübergang der 7. Armee zwischen Breisach und Kappel kurz vor dem Ende des Westfeldzugs diente der Westwall als Ausgangsbasis.



Abb. 6: Ein schweres Marinegeschütz am Oberrhein nimmt 1940 Ziele im Elsass unter Beschuss. Aus: Die Marinegeschütze des Westwalls am Oberrhein, S. 368.

1944/45

Nach dem Ende des Westfeldzugs hatte der Westwall seinen Zweck erfüllt und ausgedient. Alle nicht fest mit den Bauwerken verbundenen Teile wurden ausgebaut, eingelagert und anschließend am „Neuen Westwall“, dem späteren Atlantikwall, eingebaut. Die Westwall-Bunker wurden nun als Luftschutzanlagen, Kartoffelkeller oder Archivlager genutzt. Aber auch eine Nutzung als Ziel für den sonntäglichen Ausflug war möglich. Was zuvor unter dem Deckmantel der Geheimhaltung verboten war, wurde nun zumindest geduldet: das Fotografieren von militärischen Bauwerken. Mit der Landung der Alliierten auf dem europäischen Festland in der Normandie und an der französischen Mittelmeerküste änderte sich die Betrachtungsweise. Alle nicht militärischen Nutzungen mussten aufgegeben werden, der Westwall wurde rearmiert. Dazu gehörte aber nicht nur der Westwall in seiner ursprünglichen Linienführung an sich, sondern auch die neu zu errichtende Vor-Vogesen- und die Vogesenstellung. Dazu wurden nun die Hitlerjugend, Frauen und ältere Männer, aber auch Kriegsgefangene eingesetzt. Sie mussten „Schanzdienst“ leisten und dabei Schützengräben sowie Panzergräben bauen. Alle Baumaßnahmen litten unter Zeit-, Material- und Kräftemangel, dem Wetter und den immer stärker werdenden alliierten Luft-



Abb. 7: Der Bau von Schützengräben, Schützenlöchern, Erdstellungen und Panzergräben ist charakteristisch für die Rearmierungs-Phase der Westbefestigungen 1944. Selbst in alten Befestigungsanlagen wie der Röschenschanze im Schwarzwald wurde dazu gegraben. Foto: Friedrich Wein.



Abb. 8: Auf die Panzerabwehr wurde 1944 großen Wert gelegt. Da moderne mobile Panzerabwehrkanonen kaum verfügbar waren, wurden Türme von Kampfpanzern wie die „Pantherturn“ oder aus Panzern ausgebaute Waffen ortsfest zum Einsatz gebracht. Foto: Friedrich Wein.



Abb. 9: Für die Infanterie wurden neben Erdstellungen auch „Panzerwachtürme“ eingebaut, aus denen heraus ein Maschinengewehr eingesetzt werden konnte. Mit Rädern mobilgemacht, konnten sie an Schwerpunkten der Front aufgestellt werden. Foto: Florian Brouwers.



Abb. 10: Bereits 1939/40 erkannt, deckte der Beschuss der über den Rhein hinweg gut sichtbaren Bunker deren Schwächen erneut auf. In dieser Frontwand eines Rheinuferbunkers erzielten die Kanonen alliierter Panzer einen Durchschlag. Foto: Friedrich Wein.

angriffen. In der Vogesenstellung wurde das Material zwar noch angeliefert, doch trafen dort die Alliierten bereits im November 1944 vor der Fertigstellung der Bauwerke ein. Mit dem Erreichen des Rheins bei Straßburg und Mühlhausen durch die Alliierten ebenfalls im November 1944 wurde der Fluss wieder zur Frontlinie. Inzwischen hatte sich seit 1940 auch die Waffentechnik schnell weiterentwickelt. Deshalb hatten die Bunker direkt am Rhein oft dem Beschuss durch Geschütze und Panzerkanonen nichts mehr entgegenzusetzen. Dies führte wiederum dazu, dass bei zwei Regelbauten, die am Oberrhein am häufigsten vorkamen, in den feindseitigen Räumen, die ursprünglich zur Aufnahme von Maschinengewehren dienten, Sandsäcke eingelegt und die Anlagen nur noch als Mannschaftsunterstände genutzt werden sollten. Nur bei einer der schweren Marinebatterien am Oberrhein gelang die Rearmierung. Ihre beiden Geschütze nahmen ab Januar 1945 bis in den April 1945 wieder Ziele im Elsass unter Beschuss. Sie konnten erst durch einen dreitägigen Kampf Mitte April 1945 zum Schweigen gebracht werden. Die Bevölkerung in deren direkter Umgebung litt darunter schwer.

## Sprengungen

Gefassten Beschlüssen entsprechend begannen die Alliierten nach dem Ende des 2. Weltkriegs umgehend mit der Sprengung und Unbrauchbarmachung der Bunker. Dies wurde u. a. dazu genutzt, Fundmunition zu entsorgen, die zuvor von deutschen Kriegsgefangenen in die Bunker gebracht worden war. In den Fällen, in denen eine Sprengung nicht möglich war, wurden die Bunker mit Beton und Bunker-schutt aufgefüllt. Der in den Bunkern eingebaute Stahl, darunter auch H-Profil-Träger unterschiedlicher Höhen, wurde ausgebaut und der Wiederverwertung zugeführt. Dabei kam es auch zu tödlichen Unfällen, da die Bunker selbst durch die Sprengungen instabil geworden waren.



Abb. 11: An dieser gesprengten Bunkerdecke ist aufgrund des Verlaufs der Risse die Lage der Sprengladung gut erkennbar. Foto: Friedrich Wein.



Abb. 12: Solche Stahlträger waren als Deckenträger und verlorene Schalung in den Bunkern eingebaut. Foto: Friedrich Wein.



Abb. 13: Mit einem Bildstock wird bis heute an einen tödlichen Unfall erinnert, der sich beim Ausbau von Bewehrungsseisen und Stahlträgern ereignete. Aus: Die Marinegeschütze des Westwalls am Oberrhein, S. 594.

## Ignoranz und Weiternutzung

Die gesprengten Ruinen verkamen rasch. Folgesprengungen führten teilweise zu Gerichtsprozessen, in denen auf Schadenersatz geklagt wurde, da die Sprengtrümmer Ackerland und Obstgärten beeinträchtigten. Ansonsten fanden sich die Grundstückseigentümer und die Bevölkerung rasch mit den Trümmern ab und ignorierten sie nach und nach. Zu sehr war der Westwall von der Überhöhung in die Bedeutungslosigkeit gefallen. Nicht jedoch einige seiner Anlagen: Sie hatten früh das Interesse des Militärs oder der Behörden geweckt. Dazu gehörten insbesondere Wasserbunker bzw. -behälter, aber auch unterirdische Hohlzugsanlagen. Sie wurden als Depots für militärische Güter, aber auch als Gefechtsstände weitergenutzt. Mindestens ein Geschützbunker diente als Fundament für eine Parabol-Antenne zur Übermittlung von Nachrichten über weite Strecken. Mit teilweise erheblichem Aufwand wurden dieser neue Gebrauch und dessen Unterhalt ermöglicht. Eine besondere Nutzung erfuhr eine Hohlzugsanlage am Oberrhein. Kurz vor ihrer Sprengung wurde ein Vorschlag eines städtischen Mitarbeiters aufgenommen und der komplette Hohlzug zu einem Wasserbehälter umfunktioniert.



Abb. 14: Gesprengt und vergessen – ein Westwall-Bunker am Waldrand. Foto: Friedrich Wein.



Abb. 15: Der Schriftzug „Defense de fumer“ weist auf den neuen Nutzer hin. Die damit versehene Westwall-Hohlgeangsanlage wurde als Gefechtsstand der in Deutschland stationierten französischen Streitkräfte weitergenutzt. Foto: Friedrich Wein.

## Beseitigung

Neben dem Ignorieren und der Weiternutzung gab es noch eine weitere Möglichkeit, sich mit dem Westwall bzw. dessen Trümmern auseinanderzusetzen: die restlose Beseitigung. Als Rechtsnachfolger sah sich der Bund zur „Gefahrenbeseitigung an ehemaligen Westwall-Anlagen“ verpflichtet. Gesah dies zunächst noch für den Ausbau von Wasserstraßen wie dem Rhein oder zur Erschließung von Baugebieten, wurde diese Begründung für die mit hohem finanziellen Aufwand an Steuergeldern durchgeführten Arbeiten immer unglaubwürdiger. Zu tief waren die Anlagen inzwischen im Auwald versteckt, um überhaupt noch fußläufig erreicht zu werden. Vielmehr ging es inzwischen darum, diese „Schandflecken“ und „Störenfriede“ für immer dem Vergessen zu übergeben.



Abb. 16: Ein in Baden-Württemberg seltener Regelbau 23 wurde erst im Jahr 2015 im Rahmen des IRP am Oberrhein beseitigt. Gesah dies früher ohne jegliche Dokumentation, kann diese inzwischen in den meisten Fällen durchgeführt werden. Foto: Michael Truttenbach.



Abb. 17: Mit jeder Bunkerbeseitigung gehen auch kleine Details wie diese Hochwassermarke vom 24.05.1939 verloren. So hoch stand damals der Rhein und machte den Bunker für einige Zeit unbrauchbar. Foto: Thomas Eck.



Abb. 18: Ebenfalls zu den kleinen Details gehört dieser Markierungsstein eines Panzergrabens. Bei Säuberungsarbeiten an Gewässern wie nassen Panzergräben werden solche Kleindenkmale meistens übersehen und gehen für immer verloren. Foto: Michael Truttenbach.



Abb. 19: Umfangreiche Dammsanierungen fordern ihren Tribut von den Westwall-Bunkern. An keinem Dammbunker blieben die Bunker bislang bestehen, sie wurden alle entfernt. Foto: Günther Blödt.

## Natur, Denkmal und Öffentlichkeit

Dort, wo die Bunkerruinen von der Natur verinnahmt wurden, entstanden rasch Nischen innerhalb einer oft intensiv genutzten Land- und Forstwirtschaft, sei es als Grünzug bei den oft kilometerlangen Panzerhindernissen, den sogenannten „Drachenzähnen“, sei es als Insel oder als Trittstein für wandernde Wildtiere. So entdeckte der Naturschutz bereits früh den Nutzen der Westwall-Bauwerke. Trotzdem ging der Substanzverlust weiter. Nachdem es in Baden-Württemberg schon in den 90er Jahren erste Kontakte mit dem Denkmalamt in Bezug auf die Denkmalswürdigkeit der Westbefestigungen gegeben hatte, war es genau dieser Substanzverlust – inzwischen auch von der Bevölkerung und dem Naturschutz massiv zur Kenntnis genommen –, der letztendlich dazu führte, dass die Westbefestigungen in diesem Bundesland seit dem Sommer 2005 unter Denkmalschutz stehen. Der Denkmalcharakter wird seither durch Führungen, Vorträge, Veröffentlichun-



Abb. 20: Trotz seines Nutzens für den Naturschutz ging der Substanzverlust weiter, insbesondere als nach dem Ende des „Kalten Krieges“ zahlreiche Kasernen aufgelassen wurden, in denen sich wie hier Bunker des Westwalls befanden. Foto: Friedrich Wein.

gen, Ausstellungen und öffentlich zugängliche Bauwerke weitergegeben. Somit beginnt für die Westbefestigungen eine neue Phase der Wahrnehmung, auch wenn aufgrund der Entscheidungen, die in den vorausgegangenen Jahrzehnten über sie getroffen wurden, oft nur noch ein Hügel in einer Wiese von ihrer Existenz kündigt.



Abb. 21: Eine Insel im landwirtschaftlich genutzten Bereich. Darunter verbirgt sich ein Westwall-Bunker, der damit zu einem Trittstein wandernder Tiere, aber auch zu einem Ruheplatz für diese Tiere wird. Foto: Friedrich Wein.



Abb. 22: Zu diesen Tieren gehören neben Wildkatzen und Luchsen auch Eidechsen, die sich auf dem warmen Beton sonnen. Foto: Sonja Wein.



Abb. 23: Öffentliche Führungen zu Anlagen der Westbefestigungen zeigen das Interesse an Informationen über sie. Foto: Friedrich Wein.



Abb. 24: Öffentlich zugängliche Befestigungsanlagen, wie hier auf der Hornisgrinde der ehemalige französische Kommandobunker, der in Verbindung mit einer naheliegenden Flugabwehrstellung der 1939 entstandenen Luftverteidigungszone West regelmäßig geöffnet ist, dienen ebenfalls dazu, die Geschichte dieser Befestigungsanlage und deren Denkmalcharakter aufzuzeigen. Foto: Friedrich Wein.

## Quellen

- Bettinger, Dieter / Büren, Martin: Der Westwall. Die Geschichte der deutschen Westbefestigungen im Dritten Reich, 2 Bde., Osnabrück 1990.
- Groß, Manfred: Der Westwall zwischen Niederrhein und Schnee-Eifel, Köln 1982.
- Kuhnert, Sascha / Wein, Friedrich: Die Marinegeschütze des Westwalls am Oberrhein, Königsfeld 2012.
- Wein, Friedrich: Die Sperrstellen im Schwarzwald – Die Anfänge des Westwallbaus 1936. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Wehrbefestigungen in Baden-Württemberg, Königsfeld 2015.
- Wein, Friedrich / Wein, Florian / Wein, Felix: Die Luftverteidigungszone West zwischen Nagold, Neckar und Schwarzwald. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Westbefestigungen, Königsfeld 2010.



# Gegen den Strich<sup>1</sup>

## Die besondere Geschichte der Schwarzwälder Bürstenindustrie

*Brigitte Heck*

„Freiburger Künstler zeigt Todtnauer Bürsten auf der Biennale“ war der Beitrag der Badischen Zeitung vom 7. Mai 2015 zum Auftakt des renommierten Kunstfestivals von Venedig betitelt. Und tatsächlich geschah dort vom 9. Mai bis 22. November 2015 eine Musealisierung besonderer Art, die man anschließend 2016 auch in Freiburg<sup>2</sup> zu sehen bekam. Denn Marcello Martinez-Vega hatte aus Bürsten, Halbfabrikaten, Schablonen und Mustern – genauer aus den Produktionsrückständen und Resten des Musterlagers der im Jahr 2000 geschlossenen Todtnauer Bürstenfabrik Fridolin Wissler (Wissler Bürsten GmbH) – reichhaltiges Material für sein künstlerisches Projekt eingesetzt: Aus historischen Fragmenten generierte er im Palazzo Moro eine moderne Installation und wies diesen Ablagerungen von Firmengeschichte damit neue, *dyra* mische Bedeutungen zu.

Die Errichtung der Wissler'schen Bürstenfabrik im Jahr 1840 reicht in die Hochphase der lokalen Hausindustrie zurück und ihre Schließung im Jahr 2000 war signifikant für die strukturellen Veränderungen dieses Industriezweiges, wie sie die Kunstinstallation von Martinez-Vega letztlich auch erst möglich gemacht hat. Doch repräsentiert dieser besondere Ausklang einer 160-jährigen Firmengeschichte auch den Status der Schwarzwälder Bürstenbinderei im Ganzen? Wohl kaum: Deren Musealisierung hat in Todtnau gerade erst begonnen, ihr Bestand jedoch scheint noch lange nicht zu Ende zu sein. Denn die Bürstenbinderei hat das obere Wiesental nicht nur historisch geprägt, im Unterschied etwa zur benachbarten Textilindustrie ist sie noch sehr vital.

Die wirtschaftliche, naturräumliche und nicht zuletzt kulturelle Prägekraft der Bürstenbinderei im Südschwarzwald ist bemerkenswert. Seit etwa 250 Jahren existiert diese Industrie in und um Todtnau und hat das Stadt- und Landschaftsbild im oberen Wiesental verändert. Ob sie in gleicher Weise auch auf die Ausbildung einer lokalen oder gar regionalen Identität einwirkte, ist nicht leicht zu bewerten. Unzweifelhaft ist die Bürstenbinderei jedoch eine Industrie, die nicht wie viele andere den wirtschaftlichen Globalisierungseffekten pauschal zum Opfer fiel, sondern diese aus einem kleinen Schwarzwaldtal heraus mit beeinflusste und noch beeinflusst. Insofern wird hier mancher Trend gegen den Strich gebürstet, womit jenes Objekt und Thema benannt wäre, um das es im Folgenden gehen wird: die Bürste sowie den kulturgeschichtlichen Kontext ihrer Herstellung.

---

<sup>1</sup> Gerne verweise ich darauf, dass der Titel meines Beitrages von der gleichnamigen Dokumentation des SWR, Landesschau unterwegs vom 22.01.2014, inspiriert ist.

<sup>2</sup> Martinez-Vega präsentierte seine Installation „Black Forest“ nach der Biennale noch vom 27. bis 29.04.2016 auf der internationalen Fachmesse „Interbrush“ in Freiburg und wird sie wohl noch im selben Jahr – back to the roots – auch im Kulturhaus Todtnau zeigen.

## Der Handlungsraum

Todtnau ist im „oberen Wiesental“ (das sich zwischen Schopfheim und der Wiesequelle am Feldberg erstreckt) gelegen und verortet sich damit in der Kernzone des vor kurzem eingerichteten Biosphärengebietes Südschwarzwald. Dies jedoch ist eine in die Zukunft gerichtete Sicht.

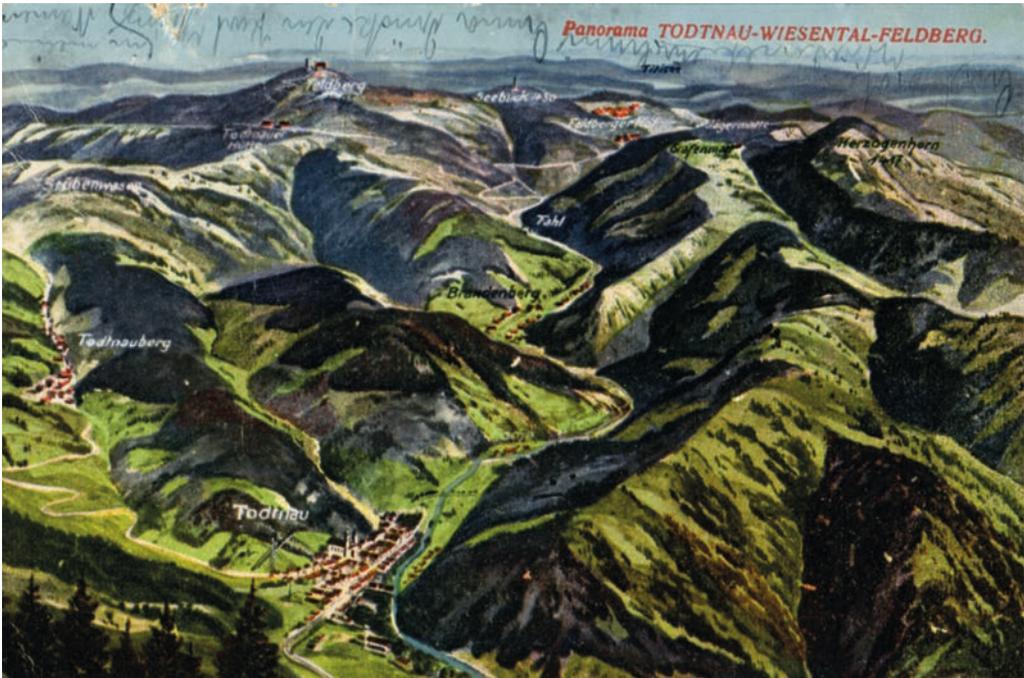


Abb. 1: Postkarte um 1910. Die Ansicht illustriert die enge Tallage Todtnaus.

Betrachtet man Todtnaus Lage aus wirtschaftshistorischer wie kulturgeografischer Perspektive, sind andere Bezüge relevant: einerseits die sich nachteilig auswirkende geografische Abgeschlossenheit und besondere Höhenlage Todtnaus – flankiert von Belchen und Feldberg –, andererseits die Nähe zu wichtigen Marktorten und Handelsplätzen: den Städten Basel, Freiburg, Mülhausen, Schaffhausen und Villingen. Beides bestimmte den spezifischen Aufstieg Todtnaus zum Zentrum der Schwarzwälder Bürstenindustrie.

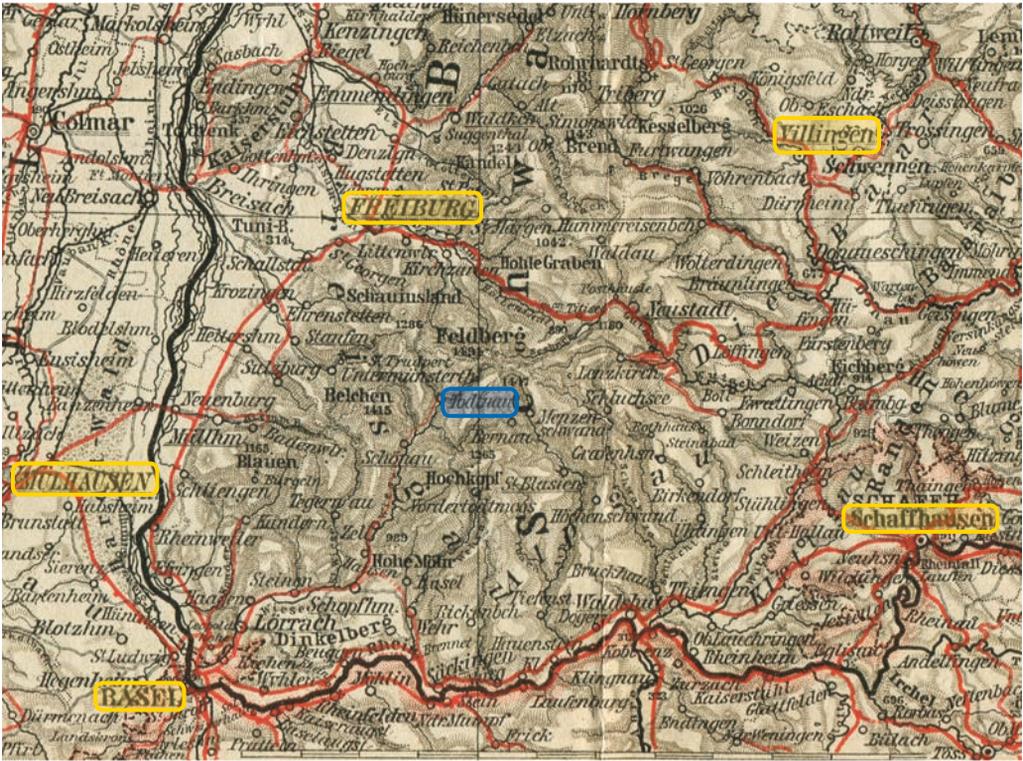


Abb. 2: Todtnau als Zentrum der Schwarzwälder Bürstenbinderei mit den umliegenden Handelsorten (blau markiert ist die Stadt Todtnau und gelb hinterlegt sind die nahegelegenen Marktorte und Handelsplätze: Basel, Freiburg, Mühlhausen, Schaffhausen und Villingen). Bearbeiteter Kartenausschnitt aus: The Rhine including the Black Forest & the Vosges. Handbook for travellers by KARL BAEDEKER with 69 maps and 59 plans, 17. Auflage, Leipzig 1911, unpaginierte Einlage im hinteren Umschlag.

## Die Anfänge der Bürstenbinderei

Als mit den anderen Besitzungen des Klosters St. Blasien<sup>3</sup> der Ort Todtnau 1806 zu Baden gelangte, betrieb man die Bürstenbinderei dort bereits seit fast vier Jahrzehnten. Der Müllersohn Leodegar Thoma (1746–1821) hatte sie um 1770 in der Talgemeinde eingeführt.<sup>4</sup> Kurz zuvor war er aus Mühlhausen im Elsass zurückgekehrt, wo er möglicherweise mit der Bürste als zünftischem Handwerksprodukt bekannt geworden war, doch darüber kann man nur spekulieren. Als gesichert gilt hingegen, dass er ab 1772 für den Bedarf des in Freiburg im Breisgau stationierten österreichischen Militärs im Familienbetrieb Pferde- und Kleiderbürsten produzierte. Dieser Großauftrag zwang ihn dazu, Arbeit auszulagern, und markiert wohl zugleich jenen Moment, in

<sup>3</sup> Der Herrschaft des Klosters war der Ort seit 1114 unterstellt.

<sup>4</sup> BENNO DÖRFLINGER, Eine Idee setzt sich durch. Leodegar Thoma und das Todtnauer Bürstengewerbe, Todtnau <sup>2</sup>1996, S. 18 ff. Ich danke Benno Dörflinger sehr für den intensiven, offenen Austausch und die generöse Bereitstellung von Bildmaterial.

dem sich seine Einmannproduktion zur lokalen ‚Industrie‘ – hier noch als Manufaktur verstanden – aufschwang. Schnell bildete sich ein Netzwerk von Kompagnons und Händlern aus:<sup>5</sup> Waren 1802 sechs Bürstenbinder und 13 Bürstenhändler in Todtnau ansässig, sind für 1814 bereits 56 Bürstenbinder und 42<sup>6</sup> Händler belegt.<sup>7</sup> Zuvor hatte man dort bis ins ausgehende 18. Jahrhundert maßgeblich den Bergbau betrieben, aber auch die um 1680 aus Zürich eingeführte Baumwollhandspinnerei beschäftigte eine wachsende Zahl von Personen. Die Textilindustrie hatte sich jedoch bereits im vorderen Wiesental zur regionalen Leitindustrie ausgebildet und so erlangte sie im hinteren Talabschnitt, in Todtnau, nie die Bedeutung, die sie wenige Kilometer südwestlich über 300 Jahre hinweg einnahm. Auf die Bürstenbinderei nahm das im Textilsektor weit verbreitete Schweizer Kapital infolgedessen auch keinen Einfluss – sie entwuchs alleine der lokalen Wirtschaftskraft und -leistung. Weitere, das Wirtschaftsleben Todtnaus prägende Gewerbe in der Frühzeit der Bürstenherstellung waren die Salpetergewinnung/Zunderschwammherstellung sowie die Papierverarbeitung. Diesen jedoch lief die expandierende Bürstenindustrie den Rang ab. Vom Bergbau abgesehen, erhielt sich kein lokales Gewerbe so lange wie die Bürstenbinderei und Mitte des 19. Jahrhunderts erlangte sie in der Region um Todtnau eine Monopolstellung. Strukturgeschichtlich betrachtet ist das Aufkommen der Bürstenbinderei signifikant für die „bäuerlichen Wirtschaftsformen und Verhaltensweisen“<sup>8</sup> in der Zeit der Frühindustrialisierung im badischen Oberland und für die Gewerbestrukturen in Hochschwarzwälder Waldgemeinden. Deren Bewohner waren zu einem Nebenerwerb gezwungen und Gelegenheit dazu gab es im 18. Jahrhundert reichlich. So bildete sich das Bürstenbindergewerbe als regionale, autonome Hausindustrie im landwirtschaftlichen Umfeld in und um das Zentrum Todtnau aus und weitete sich auf eine Vielzahl benachbarter Ortschaften aus: Afersteg, Böllen, Brandenburg, Fahl, Geschwend, Häg, Muggenbrunn, Neuenweg, Schlechttnau, Todtnauberg, Utzenfeld, Wembach und Wieden. Die ersten Bürstenbinder hatten zuvor im bis 1804 stillgelegten Bergbau als Schreiner oder Schmiede gearbeitet oder wechselten aus den örtlichen Baumwollspinnereien, Zunder- und Papierfabriken. Wohl von Beginn an spezialisierten sich die in dieser Hausindustrie Beschäftigten arbeitsteilig auf die verschiedenen Produktionsschritte der Bürstenbinderei – das Zurichten und Veredeln der Bürstenhölzer oder deren Beschaffung sowie das Einbohren der Büschellöcher in den Bürstenkörper; das Besorgen und Präparieren von Borsten, Haaren oder Fasern sowie deren Sortieren und Bündeln; das Einziehen oder Einpichen der Borstenbündel in den Bürstenkörper sowie den Vertrieb der fertigen Ware. So produzierten ganze Familienverbände in arbeitsteiligen Schritten Bürsten aus eingezogenen oder verpichten Borsten, Haaren und Fasern, und als Teil dieser Hausindustrie spezialisierten sich andere Personen und Familienverbände der umliegenden Ortschaften auf die Zuarbeit der Bürstenkörper, die Besorgung der Rohstoffe sowie den Vertrieb der fertigen Ware. Die Werkstoffe für den Bürstenbesatz (Schweinsborsten sowie Pferde- und Ziegenhaare) konnten zunächst aus der regionalen Landwirtschaft bezogen werden, wie auch die Bürstenholzzulieferer als *Hölzlemacher* aus dem Umfeld der traditionellen Schnefler – diese fertigen hölzerne Küchengeräte, Werkzeuge und Baustoffe wie Holzschindeln – in und um Bernau

<sup>5</sup> Aus den 1780er Jahren sind Lorenz Wunderle, Balthasar Brender und Josef Dietsche bekannt.

<sup>6</sup> KARL BITTMANN, Hausindustrie und Heimarbeit im Großherzogtum Baden zu Anfang des 20. Jahrhunderts.

Bericht an das Großherzoglich Badische Ministerium des Innern, Karlsruhe 1907, S. 617, führt 29 Hausierer an.

<sup>7</sup> THEODOR HUMPERT, Todtnauer Bürgerfamilien, in: Das Markgräflerland. Beiträge zu seiner Geschichte und Kultur, Jg. 5 (1934), H. 2, S. 53–60, hier S. 56 und DERS., Das Wiesental. Eine heimatliche Wirtschaftskunde, Bühl 1920, S. 82.

<sup>8</sup> ALFRED STRAUB, Das badische Oberland im 18. Jahrhundert. Die Transformation einer bäuerlichen Gesellschaft vor der Industrialisierung (Historische Studien, Bd. 429), Husum 1977, S. 11.

kamen. Dass diese Zuliefergewerbe regional verortet waren, begünstigte zu Beginn die schnelle Ausbreitung und den Erfolg der Schwarzwälder Bürstenproduktion, denn hierbei entfielen hohe Frachtkosten und Produktionsabsprachen waren zeit- und ortsnah möglich.

Seit Mitte des 19. Jahrhunderts wurden Edelhölzer, Metall, Glas, Keramik und später Kunststoff sowie feineres bzw. neues Besatzmaterial (Borsten, Haare, Fasern) zunehmend extern bezogen. Im Unterschied zu den Schwarzwälder Uhrmachern waren die Bürstenbinder nicht im Verlagswesen organisiert, sondern blieben bis zur fabrikgestützten Maschinenproduktion selbständige Kleingewerbler. Davon abgeleitet war auch der Stellenwert des Handels ein anderer als in der Uhrmacherei: Die Bürstenproduzenten gerieten nie in Abhängigkeit vom Bürstenhandel, im späten 19. Jahrhundert jedoch zunehmend von den Bürstenfabriken, denen sie in immer größerem Umfang in Lohnarbeit zulieferten.

Die für die frühe Zeit der Bürstenmanufaktur bereits in Leodegar Thomas' Biografie anklingende Nähe von Mühlengebäuden und Bürstenfabrikation (er nutzte den Wasserantrieb der elterlichen Mühle für die Bürstenherstellung) sollte signifikant bleiben für die weitere Entwicklung: Aus der Nutzung der Wasserkraft heraus entstanden die ersten Bürstenfabriken, denn das Gefälle und die damit hohe Fließgeschwindigkeit der Wiese begünstigte die Nutzung dieser Antriebsenergie für die frühen Manufakturen (wassergetriebene Bohrmaschinen und Holzdrehbänke).

## Handelserleichterungen

In der Gründungsphase des badischen Großherzogtums zählte die Gemeinde Todtnau, die 1809 das Stadtrecht erhielt, 961 Einwohner und verzeichnete bis 1830 einen nahezu 50-prozentigen Bevölkerungsanstieg. Die Konstitution der neuen Landesherrschaft ist insofern wirtschaftspolitisch relevant, als der badische Staat die Bürstenbinderei dieser Region von Beginn an mit großzügig ausgestellten Hausierpatenten gebilligt hatte – offensichtlich zur Förderung einer abgegrenzten und (land-)wirtschaftlich benachteiligten Region. Dieser Umstand wie auch die nun nicht mehr von St. Blasien, sondern von Karlsruhe kontinuierlich betriebene verkehrstechnische Erschließung des oberen Wiesentals im Verlauf des 19. Jahrhunderts waren entscheidend für die weitere Entwicklung. Die Bürstenbinderei war ein zünftig reguliertes Handwerk (nahm wie die Korbmacherei in der Hierarchie jedoch einen niedrigen Rang ein) und wurde im Südschwarzwald nun seit dem späten 18. Jahrhundert neben einem existenten städtischen Zunfthandwerk zunehmend hausindustriell betrieben. Dass sie sich lange Zeit vor Einführung der Gewerbefreiheit in Baden 1862 überhaupt als Hausindustrie verbreiten konnte, ist nur der Zurückhaltung der städtischen Zunfthandwerker geschuldet und war vor allem auch nur mit obrigkeitlicher Duldung und Förderung als konzessioniertes Gewerbe möglich gewesen.

## Historiografischer Exkurs

Über die Entwicklung und die Arbeitsbedingungen der Bürstenbinderei als Hausindustrie gibt für die badische Fabrikinspektion die Darstellung Karl Bittmanns aus dem Jahr 1907 detailliert Auskunft.<sup>9</sup> Frühere Sekundärquellen zur Entwicklung der Hausindustrie sowie des Hausierhan-

<sup>9</sup> BITTMANN, Hausindustrie und Heimarbeit (wie Anm. 6), S. 613–662, insbesondere S. 629: *Die Wohnungen sind meist geräumig, aber sehr niedrig. In vielen Fällen haben die Küchen keine oder nur ganz ungenügende*

dels und dessen Spezifika sind die Darstellungen von Albert Muth und Otto Klingele,<sup>10</sup> die 1889 und 1899 in der Reihe der sozialhistorisch ausgerichteten Schriften des Vereins für Socialpolitik erschienen. Doch bereits über die frühe Phase der Schwarzwälder Bürstenindustrie existiert ein Bericht des von 1807 bis 1813 in Schönau tätigen Amtmannes Franz Ackermann (1778–1837) und dieser ist als erste Beschreibung der Bürstenproduktion im südlichen Schwarzwald anzusehen. 1815 veröffentlichte ihn der aus Freiburg stammende Nationalökonom und in der Residenzstadt Karlsruhe tätige badische Oberpostdirektor Karl Heinrich von Fahrenberg (1779–1840) in seinem *Magazin für Handel und Handelsgesetzgebung Frankreichs und der Bundesstaaten*. Darin wird die Bürstenbinderei beschrieben als *ein Erwerbszweig, dem sich selbst in Städten wenige widmen; der nicht sehr gesucht ist, weil er nur einen geringen Absatz verspricht, dessen damit verbundene Vorteile um so kärglicher scheinen, als sie nicht für die Befriedigung der Lebensnothwendigkeiten, sondern mehr für den Luxus berechnet sind, ein Gewerbe, das einen fast entbehrlichen Nebenzweig zu behandeln scheint, und das endlich keine bald zerstörbare Sachen hervorbringt, wodurch eine Nachfrage nach neuen Produkten vermehrt würde*.<sup>11</sup> Diese aus heutiger Sicht sehr zeitgebunden erscheinenden Beobachtungen beinhalten dennoch allgemeine Strukturelemente für eine analytische Betrachtung: der Wandel vom Zunft Handwerk zur Hausindustrie (und später zur Fabrikindustrie), der Beginn der Bürstenindustrie als Nischenproduktion, die prekären Arbeitsbedingungen sowie die Werkstoff- und Sortimentsentwicklung.

Gleich zu Beginn des Zitats verweist Fahrenberg auf den zünftischen Hintergrund der Bürstenbinderei. Durch Leodegar Thomas' Initiative betrieben Heimgewerbler, Kleinstunternehmer und Handelstreibende dieses Handwerk im oberen Wiesental seit Ende des 18. Jahrhunderts ohne zünftische Regulation. Durch Arbeitsteilung und Maschineneinsatz entwickelte sich das Bürstengewerbe im Verlauf des 19. Jahrhunderts von der klassischen Haus- zur regional singulären Fabrikindustrie. Fahrenberg deutet die Bürstenherstellung als Nischenindustrie und Luxusgüterproduktion. Tatsächlich wurden 1813 in Todtnau jedoch keineswegs Luxus-, sondern Gebrauchswaren hergestellt; Bürsten und Besen benötigten das Militär sowie eine wachsende Zahl von Fabriken und zunehmend mehr Privathaushalte. Auch betont Fahrenberg die prekären Arbeitsbedingungen: In der Hausindustrie produzierte man eigenständig und später in Zuarbeit zu ersten Fabriken vor dem Hintergrund eines subsidiären landwirtschaftlichen Betriebs unter Ausbeutung

---

*Beleuchtung durch Tageslicht; oft besteht der Fußboden nur aus der festgestampften Erde. Häufig ist für genügend Rauchabzug absichtlich nicht gesorgt, da in der Küche Fleisch und Würste geräuchert werden. Die Reinlichkeit lässt manchmal sehr zu wünschen übrig. In einigen der besuchten Wohnungen herrschte Schmutz und Unordnung. Die Leute sind mißtrauisch, wenig mittheilsam und mit ihrer Lage unzufrieden.* Dieser Bericht erfasst den Zustand der Hausindustrie um 1900 und steht für die prekäre Entwicklung dieses Arbeitsbereiches, hygienisch zufriedenstellender dürfte die Situation um 1850 in der Hausindustrie jedoch auch nicht gewesen sein, wie auch die tägliche hohe Arbeitsbelastung der Gewerbler 1850 nicht geringer war als 1900. Im Vergleich dazu entwickelte sich die Fabrikarbeit wegen gesetzlicher Regelungen für die Beschäftigten um 1900 deutlich günstiger.

<sup>10</sup> ALBERT MUTH, Die häusliche Bürstenfabrikation im badischen Schwarzwald, in: Berichte aus der Hausindustrie im südwestlichen Deutschland, hg. von MAX GRAF VON ARMANSBERG (Schriften des Vereins für Socialpolitik, Bd. 41; Die deutsche Hausindustrie, Bd. 3), Leipzig 1889, S. 65–78 und OTTO HEINRICH KLINGELE, Der Bürsten-Hausierhandel der Bewohner der ehemaligen Thalvogtei Todtnau im badischen Schwarzwald, in: Untersuchungen über die Lage des Hausiergewerbes in Deutschland, Teil 5 (Schriften des Vereins für Socialpolitik, Bd. 81), Leipzig 1899, S. 295–304.

<sup>11</sup> KARL HEINRICH VON FAHNENBERG, Auch ein Industriezweig des Schwarzwaldes (Bericht des von 1807–1813 in Schönau tätigen Amtmannes Franz Ackermann), in: *Magazin für die Handlung, Handelsgesetzgebung und Finanzverwaltung*, Bd. 6, hg. von DEMS., Nürnberg 1815, S. 35–44 (online-Ressource: <http://reader.digitale-sammlungen.de/resolve/display/bsb10710446.html>), hier S. 36.

der eigenen, billigen Arbeitskräfte ganzer Familienverbände. Selten kamen diese Kleinstproduzenten zu Wohlstand und wenn doch, dann am ehesten als Bürstehändler. Der Niedriglohn bzw. die niedrigen Produktionskosten waren und blieben sy temischer Teil des wirtschaftlichen Erfolges der Todtnauer Bürstenproduktion. Der zuletzt von Fahrenberg angeführte Malus betraf die Dauerhaftigkeit des eingebrachten Werkstoffes Holz, die den Absatz mindere. Dieser Nachteil relativierte sich historisch durch eine schnell einsetzende Produktvielfalt und Bedürfnissteuerung über ständig wechselnde Sortimente. Dieser protoindustriellen Phase der Schwarzwälder Bürstengeschichte entstammt auch eine der berühmtesten und frühesten Bildquellen zum Bürstenhandel und der Schwarzwälder Bürstenbinderei.



Abb. 3: Todtnauer Bürstehändler bei seiner Familie. Farblithografie aus: JOSEPH BADER, Badische Volkssitten und Trachten, Karlsruhe 1843/44, Kapitel „Die Todtnauer“, ohne Seitenzählung.

Als Illustration war sie der 1844 erschienenen Arbeit „Badische Volkssitten und Trachten“ des Historikers und Archivrats am Badischen Generallandesarchiv in Karlsruhe, Joseph Bader (1805–1883), beigegeben. In seiner eher ethnografischen als historischen Betrachtung schildert er den Todtnauer als fleißigen Gewerbetreibenden:

Überall konnte man [...] den Todtnauer mit seinen Bürsten- und Zunder-Bündeln über die Achsel geworfen handelnd einherziehen sehen, unermüdlich im Verschleusse seiner Waaren, und höchst sparsam und zufrieden mit den allernöthigsten Bedürfnissen des Lebens.<sup>12</sup> Was bei Bader

<sup>12</sup> JOSEPH BADER, Badische Volkssitten und Trachten, Karlsruhe 1843/44, Kapitel „Die Todtnauer“, ohne Seitenzählung.

aus heutiger Sicht idyllisch und nivellierend klingt, schildert ein anderer Chronist in Staatsdiensten, Rudolf Dietz (1814–1870), im Jahr 1863 deutlich kritischer. Er war Geheimrat im Karlsruher Handelsministerium und Mitglied der Badischen Ständeversammlung. Seiner Schilderung hinterlegte er aufwändige statistische Erhebungen und Archivstudien, so dass sich von den tatsächlichen Bedingungen ein völlig anderes Bild ergibt. Dietz beschreibt die sozialen Verhältnisse im Bürstengewerbe des Jahres 1850 als schleichende Verelendung. So schreibt er: *Wie fast in allen ähnlichen Industrien des Schwarzwaldes, so waren auch bei den Erzeugnissen der Bürstenschmiederei die Preise immer mehr gesunken, so dass der Verdienst immer spärlicher wurde. Die Zahl der Bürstebinder und Hausierer hatte zugenommen. Einer hatte den Andern herabgeboten, der Markt hatte sich nicht erweitert, das Gewerbe hatte sich nicht den Anforderungen der Zeit entsprechend ausgebildet, der eigentliche kaufmännische Betrieb fand sich nur wenig, und der Exporthandel fehlte.*<sup>13</sup>

Dieser Negativentwicklung steuerte der badische Staat gegen – wie er dies als Pionierleistung auch im Uhrengewerbe tat. Ab 1852 ordnete man der neu gegründeten Uhrmacherschule in Furtwangen als weiteren Aufgabenbereich die Aufsicht und Förderung der heimgewerblichen Bürstenfabrikation zu.

So wie Dietz bewertete 30 Jahre später auch der Nationalökonom und Kulturhistoriker Eberhard Gothein (1853–1923) diese staatlichen Eingriffe als maßgeblich für die weitere positive Entwicklung der Bürstenbinderei zur Leitindustrie im Südschwarzwald – neben der Textilindustrie.<sup>14</sup> Gothein war Professor für Nationalökonomie an den Universitäten Karlsruhe, Bonn und Heidelberg und legte 1892 mit seiner „Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes und der angrenzenden Landschaften“ eine wegweisende Gesamtdarstellung vor. Karl Bittmann schließlich war als Badischer Fabrikinspektor zu Beginn des 20. Jahrhunderts mit den Produktionsverhältnissen vor Ort bestens vertraut – dem Status Quo der Hausindustrie, der sich sowohl wegen der Zuarbeit als auch Konkurrenz zur Fabrikproduktion im ausgehenden 19. Jahrhundert erheblich verschlechtert hatte. Die genannten Chronisten lieferten jenes reichhaltige statistische Material, von dem alle späteren wirtschaftshistorischen Studien vor 1945 von Humpert, Grüb, Dietsche und Will zehrten.

## Die Manufaktur

Die mit Thoma beginnende protoindustrielle Phase der Bürstenherstellung bei arbeitsteiliger, serieller Produktion in Kleinstwerkstätten und Manufakturen blieb über 70 Jahre hinweg bestehen und war geprägt von Handarbeit sowie einer steigenden Zahl selbständiger Heimgewerbler. Sie trugen die Bürstenfabrikation als Bürstebinder, Holzdrechsler, Dekorateure oder Hausierer. In der Bürsten-Hausindustrie waren auf der Grundlage einer Nebenerwerbslandwirtschaft ganze Familienverbände heimgewerblich beschäftigt. Es sind dies die klassischen ‚Häusler‘, wie man sie auch aus der benachbarten Hotzenwälder Bandweberei kennt. Wie zu erwarten, war in diesem „häuslichen Erwerbszeig“<sup>15</sup> der Anteil an Frauen- und Kinderarbeit evident und ebenso die damit

<sup>13</sup> RUDOLPH DIETZ, Die Gewerbe im Großherzogtum Baden. Ihre Statistik, ihre Pflege, ihre Erzeugnisse, Karlsruhe 1863, S. 350.

<sup>14</sup> EBERHARD GÖTHEIN, Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes und der angrenzenden Landschaften, Straßburg 1892, insbesondere S. 826–830.

<sup>15</sup> MUTH, Bürstenfabrikation (wie Anm. 10), S. 77.

verbundene exzessive Ausbeutung von Arbeitskraft und Lebensenergie, waren doch Arbeitsplatz und Wohnort nicht getrennt, der Sonntag ein Beschäftigungstag und die Arbeitszeiten mit der Tagesdauer nahezu identisch. Im Unterschied zu den bestens organisierten Uhrmachern des Hochschwarzwaldes entwickelte sich der kaufmännische Warenhandel und eine Exportwirtschaft im Bürstengewerbe nur sehr verzögert, zu Ende des 19. Jahrhunderts dann jedoch mit hohem Tempo.



Abb. 4: Bilderbogen des Verlags J. F. Schreiber, Esslingen um 1840. Der Bürstenbinder, aus: Zwölf Werkstätten von Handwerkern, nebst den hauptsächlichsten Werkzeugen und Fabrikaten. Landesmuseum Württemberg, Stuttgart / Foto: Peter Ostritsch.

Neben dieser familiären Hausproduktion kam es früh schon zu Konzentrationen an einem Standort bzw. in einem Gebäude und zur Ausbildung von Manufakturen. Ein Bilderbogen der Esslinger Firma Schreiber aus dem Jahr 1840 illustriert die Arbeit in einer solchen Manufaktur und setzt die verwendeten Materialien, Gerätschaften, Arbeitsgänge und Endprodukte anschaulich ins Bild. Robert Gerwig zählt für das Jahr 1852 fünf Todtnauer Bürstenmanufakturen (mit wassergetriebenen Drehbänken und Bohrmaschinen) auf: Alois Laitner (16 Mitarbeiter), Lorenz Bernauer (16 Mitarbeiter), Johann Nepomuk Schubnell (acht Mitarbeiter), Fridolin Wissler (fünf Mitarbeiter), Meinrad Klingele (vier Mitarbeiter) sowie Tobias Becker in Fahl mit fünf Mitarbei-

tern. Sie boten 300 unterschiedliche Artikel aus Buchen- und Kirschbaumholz an, teilweise auch lackiert.<sup>16</sup> Mit dem Lacküberzug war bereits eine frühe ‚Veredelungstechnik‘ in Verwendung. Veredelungen im engeren Sinn zeichneten jedoch erst die spätere Fabrikproduktion aus, und aus dem Kreis dieser Firmen spezialisierten sich nach 1860 Schubnell und Wissler auf goldbronzierte Beschriftungen oder Umdruckbildchen als Dekorationen.

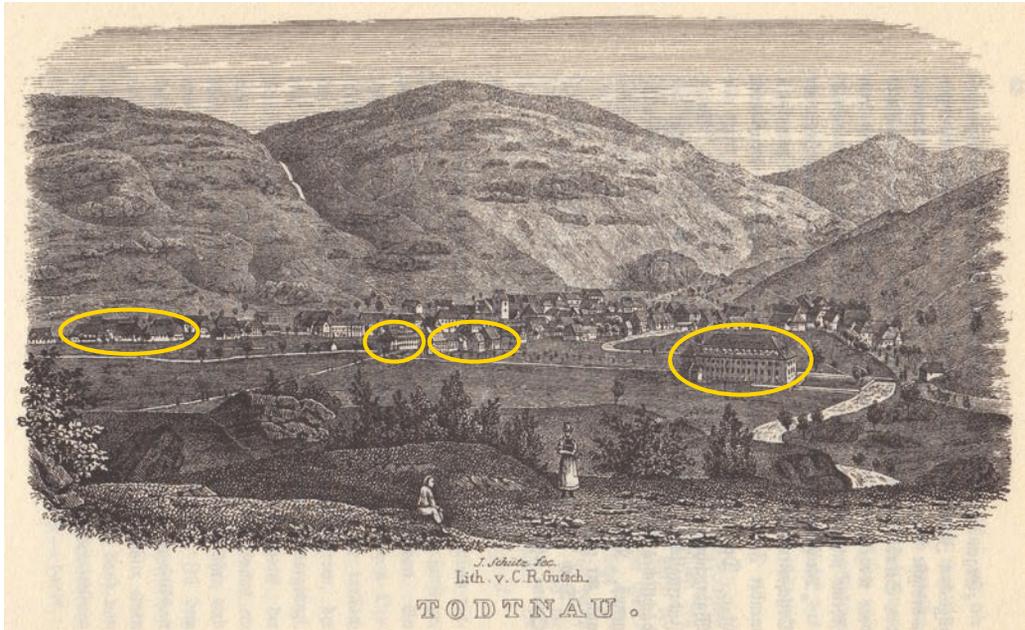


Abb. 5: Lithografie von C. R. Gutsch nach einer Zeichnung von J. Schütz. In: JOHANN JAKOB SCHNEIDER, Das Badische Oberland, Lörrach 1841, S. 44. Die Markierungen zeigen die im Text erwähnten Manufakturen.

Eine Lithografie des Lörracher Verlegers C. R. Gutsch aus dem Jahr 1840 zeigt die Stadt Todtnau von Westen her und dokumentiert eher beiläufig im Vordergrund von links nach rechts auch vier frühe Fabrikkomplexe: die 1834 gegründete Zunderfabrik von Konrad Kirner, die 1829 gegründete Spinnerei und Weberei von Meinrad Thoma, die 1828 zunächst als Zunderfabrik gegründete und ab 1852 der Bürstenherstellung dienende Fabrik des Franz Josef Faller sowie die 1827 gegründete Papierfabrik von Johann Michael Thoma, die dieser neben seiner 1828 gegründeten mechanischen Spinnerei unterhielt. Neben Franz Joseph Faller sind mit den Brüdern Johann Michael und Meinrad Thoma damit zugleich die Initiatoren und Patrone der Todtnauer Industrie benannt. Am Panorama von 1840 fällt auch auf, dass die Bürstenbinderei keineswegs so dominant war wie in späteren Jahren. Das Stadtbild prägend sind noch Zunder-, Papier- und Textilmanufakturen, aus denen sich die Bürstenfabriken erst noch entwickeln würden. Unter der Bezeichnung Fabrik und *Industrie* ist um diese Zeit auch weitestgehend noch die Manufaktur zu verstehen, in der allenfalls Bohrmaschinen, Drehbänke und Sägen mit Wasserantrieb versehen waren, und daher fehlen diesen Gewerbearealen auch die andernorts um diese Zeit bereits typischen Industrieschlote. Auch unterschied sich die gewerbliche Architektur noch kaum von der umgebenden Bebauung,

<sup>16</sup> Schreiben vom 11.5.1852 an das badische Innenministerium. GLA Karlsruhe 236/5897.

und so konnte Johann Jakob Schneider (1797–1859) als Chronist des Badischen Oberlandes im Jahr 1841 noch nachvollziehbar die Naturschönheit dieses, wie er formulierte, *schönste[n] Thal[es] des südlichen Schwarzwaldes* loben, umstanden von *hohe[m] und steile[m] Gebirge* und ‚geschmückt‘ von ‚zierlichen‘ *Privatgebäuden* neben *geräumigen Fabrikgebäude[n]*.<sup>17</sup> Erst in den 1880er Jahren wandelte sich durch Dampfmaschineneinsatz die Bürstenfabrikation zur echten Fabrikindustrie und war in diesem Segment damit eine der frühesten in Europa und die erste in Deutschland.

## Der Hausierhandel seit 1850

Mitte bis Ende des 19. Jahrhunderts verzeichnete der traditionelle Hausierhandel deutliche Einbrüche – abgesehen von einem durch die Gewerbefreiheit veranlassten Zwischenhoch nach 1862. Die Zahl der ausgestellten Handelspatente hatte sich danach zwar erheblich erhöht, allerdings nahm dadurch auch die Konkurrenz unter den Hausierern so zu, dass spätestens seit den 1880er Jahren kaum mehr ein Hausierer in seinem Sprengel (‚Strich‘ genannt) auf seine Rechnung kam. Diese Entwicklung wurde noch durch den Umstand verschärft, dass sich in den 1870er Jahren zunehmend Niederlassungen und Verkaufsläden der Manufakturen und Fabriken ausbildeten, die stationäre Bürstenlager unterhielten und den Markt damit kontinuierlich beliefern konnten. Bürstenfabriken hatten sich vor allem seit 1860 in und um Todtnau ausgebildet. Manche übersiedelten in andere badische Städte (wie Donaueschingen, Rastatt, Karlsruhe, Heidelberg oder Mannheim<sup>18</sup>), und die in Todtnau ansässigen gründeten Filialen und Musterlager, um die Produktion zu erweitern oder den Vertrieb in urbane Zentren in die eigenen Hände zu nehmen. Diese Marktdurchdringung und -verdichtung verdrängte den ambulanten Bürstenhandel bis 1900 nahezu ganz. Der Niedergang des Hausierhandels verschärfte, als ihr Vertriebsweg, auch die Abwärtsentwicklung der selbständigen, hausindustriellen Bürstenproduktion. Nach 1900 produzierten diese Kleinstproduzenten fast ausschließlich noch in Abhängigkeit und Zuarbeit der ortsansässigen Fabriken. An ihrem sukzessiven Verschwinden änderte auch der durchaus avantgardistische Vorschlag des Donaueschinger Oberamtsmannes Albert Muth nichts, der 1889 eine genossenschaftliche Organisation der Heimgewerbler vorschlug, um durch gemeinschaftliche Steuerung von Rohstoffbeschaffung und Eigenvertrieb die Selbständigkeit abzusichern.<sup>19</sup>

Jenseits seiner wirtschaftlichen Bedeutung für die Hausindustrie böte der Hausierhandel des 19. Jahrhunderts mit Bürsten reichlich Fragestellungen, auf die Maren Bellwinkel-Schempp in ihrer ungewöhnlichen Arbeit von 2003 hinwies,<sup>20</sup> für die jedoch keine Studien vorliegen, so z. B. zu dessen Anteil am Kulturtransfer und der kulturellen Repräsentation. Aber auch den noch kaum erforschten geschlechtergeschichtlichen Aspekt des Hausierhandels als Nebenbetrieb der Todt-

<sup>17</sup> JOHANN JAKOB SCHNEIDER, *Das Badische Oberland*. Nachdruck der Ausgabe von 1841 mit 26 Stichen und einer Karte, Freiburg 1979, S. 45.

<sup>18</sup> BRITTMANN, *Hausindustrie und Heimarbeit* (wie Anm. 6), S. 624.

<sup>19</sup> MUTH, *Bürstenfabrikation* (wie Anm. 10), S. 76. Zumal nicht bekannt ist, ob diese Initiative überhaupt Anhänger und Umsetzung fand.

<sup>20</sup> MAREN BELLWINKEL-SCHEMP, *Globaler Handel und lokaler Vertrieb: Zum Borsten- und Bürstenhandel in Indien und Europa*, in: *Segmentation und Komplementarität. Organisatorische, ökonomische und kulturelle Aspekte der Interaktion von Nomaden und Sesshaften*. Beiträge der Kolloquia am 25.10.2002 und 27.06.2003, hg. von BERNHARD STRECK (*Orientwissenschaftliche Hefte*, Bd. 14; *Mitteilungen des SFB „Differenz und Integration“*, Bd. 6), Halle 2004, S. 123–155 (online-Ressource: <http://www.nomadsed.de/publikationen/lesecke/text/globaler-handel-und-lokaler-vertrieb/>), hier S. 128.

nauer Bürstenindustrie spricht sie an: In gleicher Weise nämlich, wie Frauen die heimgewerbliche Bürstenproduktion maßgeblich mittrugen, scheint auch ihr Anteil am ambulanten Bürstenhandel



hoch gewesen zu sein. Möglicherweise waren sie – wie andernorts auch üblich, und im Unterschied zu männlichen Hausierern – im lokalen, allenfalls regionalen Umfeld aktiv und blieben damit im Familienverband verankert, während männliche Händler saisonal abwesend waren und für ihre Reisen die landwirtschaftlich nicht genutzten Monate aufbrachten.

Abb. 6: Namentlich nicht bekannter Bürstenhändler, wohl aus den 1890er Jahren. Nachlass Oskar Spiegelhalder, Stadtarchiv Villingen-Schwenningen 2.42.1-8.216. Der Lenzkircher Uhrenfabrikant und leidenschaftliche Sammler Oskar Spiegelhalder verkaufte noch zu Lebzeiten 1896 und 1909 große volkskundliche Sammlungen mit Belegen rezenter Schwarzwälder Hausindustrien an die Museen in Freiburg und Karlsruhe. Nach seinem Tod 1925 erwarb die Stadt Villingen seine dritte „Schwarzwaldsammlung“ sowie den archivischen Nachlass. Leider fehlen materielle Belege der Bürstenbinderei als bedeutender Hausindustrie im Südschwarzwald. Diese Fotografie ist jedoch ein Hinweis darauf, dass Spiegelhalder dieses südlich seines Beobachtungs- und Akquisitionsraumes gelegene Gewerbe sehr wohl registriert hatte.<sup>21</sup>

## Die Fabrikproduktion

Wie der Hausierhandel, so hatte sich auch die heimgewerbliche Fabrikation, die Bürsten-Hausindustrie, in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts stark verändert. Zwar war sie noch weit verbreitet, allerdings wandelte sie sich von einem zunächst selbständigen in ein abhängiges Zuliefergewerbe der Bürstenfabriken. Im Vergleich zu den Fabrikbürsten waren die in diesem Bereich produzierten Waren von geringerer Qualität, was die Gewinnspanne der heimgewerblichen Bürstenbinder zunehmend drückte. Zwar bemühten sich die ortsansässigen Fabrikanten bei der Abnahme hausindustrieller Bürsten um ein stabiles Preisniveau, jedoch versuchten die auf dem samstäglichem Todtnauer Wochenmarkt anwesenden Zwischenhändler die Preise der sie beliefernden Bürstenbinder kontinuierlich herabzusetzen. Letztlich wurde die heimgewerbliche Bürstenfabrikation immer unrentabler und der Anteil der Fabrikarbeit wuchs bis 1900 erheblich an.

Mit Ausnahme der früheren Gründungen von Fridolin Wissler (1840) und Franz Josef sowie Josef Eduard Faller (1840/52) entstanden in Todtnau seit den 1860er Jahren Fabriken zur Bürs-

<sup>21</sup> Dazu BRIGITTE HECK, *Getrieben vom Besonderen. Originalität und Regionalität als Kriterien der Spiegelhaldersammlung in Karlsruhe*, in: *Die Leidenschaften des Sammlers. Oskar Spiegelhalder als Wissenschaftsamateur*, hg. von MICHAELA HAIBL u. a., Villingen-Schwenningen 2015, S. 169–192.

tenherstellung, gegründet durch Tobias Becker, Lorenz Bernauer, Roman Dietsche, Carl Grether, Alfred Gutmann, Fridolin Hablitzel & Wilhelm Bäuerle, Hermann Isele, Julian Gustav Keller, Johann Gustav Kiefer, Meinrad Klingele, Alois Laitner, Carl Thoma & J. P. Leeven, Franz Josef Scherer, Valentin Schubnell und Donat Thoma. Sie banden seit 1900 einen Großteil der in der Bürstenherstellung Beschäftigten.

Auf dem Weg dahin hatten in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts Arbeitsteilung sowie Spezialisierung ebenso an Bedeutung gewonnen wie technische Innovationen und Mechanisierung (Büschel-, Stanz- und Einziehmaschinen) sowie ein zunehmend diversifizierter Handel bzw. Export. Eingesetzt hatte diese positive Entwicklung 1852 mit einem staatlichen Engagement, welches das wirtschaftliche Fundament der Bürstenbinderei im Südschwarzwald nachhaltig stärken sollte.

## Staatliche Gewerbeförderung – Beginn der Expansion

Am Beginn dieses Prozesses steht ein großes Memorandum, das Robert Gerwig, Bauingenieur und Gründungsdirektor der Uhrmacherschule Furtwangen, an das badische Innenministerium adressierte. Es enthält eine Ist-Stand-Analyse und historische Einordnung der 1852 beobachteten Zustände in der Todtnauer Bürstenfabrikation. Was Gerwig empfahl, war ähnlich weitsichtig und nachhaltig wirksam wie seine Maßnahmen zur Hebung der Uhrmacherei. So setzte er auf staatlich gesteuerte und geprüfte fachliche Ausbildung sowie auf Qualitätssteigerung und Spezialisierung der Produktion in den Luxuswarenbereich. Wichtiges pädagogisches Instrument war dabei eine Muster- als Vorbildsammlung. Am 11.5.1852 schrieb Gerwig nach Karlsruhe: *Eine Hebung des Gewerbes kann erreicht werden durch Einführung bisher nicht betriebener Zweige desselben, durch Ausbildung der Arbeiter in auswärtigen ausgezeichneten Fabriken, durch Beischaffung von Mustern feiner Arbeit und vorangeschrittenen Geschmacks. Bisher nicht gefertigt wurden alle Artikel, die in Bein oder überhaupt nicht in Holz gefaßt sind, und jene feinen in Holz gefaßten Waaren, welche andere Länder liefern. Die Einführung der Bürstenarbeiten in Bein würde ein neues Feld der Thätigkeit für Viele eröffnen, die bei den ordinären Bürstenwaaren ihr Brod nicht mehr finden.*<sup>22</sup> Der Erfolg dieser Forderung und tatsächlich umgesetzten Förderungspolitik stellte sich schnell ein: Auf Gewerbe- und Industrieausstellungen errangen Todtnauer Betriebe zunehmend Auszeichnungen (etwa auf der Schwarzwälder Industrieausstellung in Villingen 1858, der Allgemeinen Gewerbeausstellung für das Großherzogtum Baden in Karlsruhe 1861) und erfuhren auf Weltausstellungen internationale Anerkennung, so auf jener von 1873 in Wien. Waren die Todtnauer Bürstenfabrikanten bei den regionalen Gewerbeschauen jeweils mit eigenen Ständen vertreten, so präsentierten sie sich 1873 auf der Wiener Weltausstellung mit einem großen Gemeinschaftsstand. In Section 4 der Gruppe 10 (Kurzwaren-Industrie, Aussteller-Nummer 156) veranstalteten die Firmen H. Brender, S. Kirner, Gebr. Kirner, L. Klingele, V. Schubnell, Thoma & Leeven, Wissler & Grozinger (Frid. Wissler), R. Wuchner, M. Dietsche, B. Dietsche, Jos. Ed. Fallner und Jos. Wissler eine *Collectiv-Ausstellung* ihrer laufenden Produktion und unterstrichen damit, wie sehr die Bürstenfabrikation in Todtnau *in Schwung*<sup>23</sup> gekommen war.

<sup>22</sup> Antwort der Direktion der Uhrmacherschule vom 11.5.1852 durch ROBERT GERWIG, betr.: „Die Hebung der Fabrikation der Bürstenwaaren auf dem Schwarzwalde betreffend“ Nr. 267. In: GLA Karlsruhe 236/5897 „Fabrikation der Bürstenwaaren im Schwarzwald“.

<sup>23</sup> Wiener Weltausstellung. Amtlicher Katalog der Ausstellung des Deutschen Reiches. Berlin 1873, S. 382.

Um 1890 hatte man sich aus dem Südschwarzwald heraus in Deutschland die Marktdominanz gesichert und erschloss sich bis zu Beginn des Ersten Weltkrieges auch den internationalen Markt. Dies betraf in erster Linie England und dessen Kolonien, während die benachbarten Märkte in Frankreich, Österreich und der Schweiz seit den 1880er Jahren, vor allem jedoch nach 1918 durch massive Einfuhrbeschränkungen für den direkten Handel an Bedeutung verloren hatten. Manche Gründe dieses Erfolges reichen noch vor die Initiative von Robert Gerwig zurück.

## Der Ausbau der Verkehrsinfrastruktur

Der badische Staat bemühte sich bereits früh darum, auch die abgelegenen Gewerbegebiete des Schwarzwaldes an den Warenverkehr des Rheintals anzuschließen, und betrieb mehrere für Todtnau bedeutende Straßen(aus)bauprojekte. Das erste war der Ausbau der Wiesenthalstraße von Basel nach St. Blasien (Straße Nr. 49 mit einer Länge von 64,81 km), die in vielen Teilstücken zwischen 1809 und 1856 bis Zell vollständig ausgebaut war und danach bis Todtnau dergestalt befestigt und verbreitert worden war, dass die Straße ab 1872 als *Landstraße* geführt werden konnte. Dies

hatte unmittelbare Folgen für den Warentransport von Todtnau nach Schönau und von dort weiter bis Basel: Eine Auflistung der Zugtiere pro Tage bezeichnet die Steigerung des Lasttiertransports zwischen Todtnau und Schönau für den Zeitraum 1856 bis 1869 um 500 % von 24 auf 126 Zugtiere pro Tag. Wesentlich mühsamer jedoch war der Ausbau des Verkehrsweges zwischen Todtnau und Freiburg. Zwischen beiden Städten war jahrhundertlang der Warentransport nur über schwer zugängliche und im Winter oft gesperrte Saumpfade möglich: *Die Bewohner der Stadt Todtnau, deren Gewerbetätigkeit sich vom Jahr 1827 an in seltenem Maße entwickelte, mußten sich zum Verkehr mit Freiburg eines steilen und lebensgefährlichen Weges über Afersteg, Muggenbrunn, die sogenannte Halde Horben und Güntersthal bedienen, der im Winter wegen des Schnees oft ganz unbenützlich war. ... Der Gütertransport wurde meistens mit Saumpferden oder mit kleinen zweirädrigen Handkarren bewirkt. Getreide, Victualien, Wein, Rohstoffe für Industrie, Vieh und Baumaterial mussten auf diesem Wege von Freiburg und Umgegend in das obere Wiesenthal verbracht werden. Das schönste Nutzholz war gar nicht zu verwerthen und selbst das Brenn-*

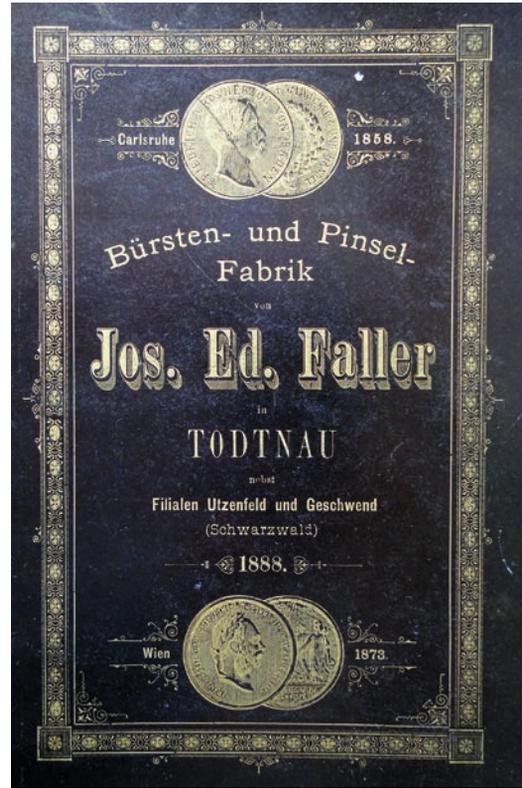


Abb. 7: Wie damals üblich verweist Faller auf dem Umschlag seines Warenkatalogs von 1888 auf die in Wien errungene Auszeichnung. Dies war für den internationalen Markt, auf dem die Todtnauer Firma agierte, ein durchaus verkaufsförderliches Prädikat. Archiv Benno Dörflinger, Todtnau.

holz mußte zum großen Theil als Kohle zur Verwendung kommen.<sup>24</sup> Der Straßenbau würde die gewerbliche Entwicklung der Region erheblich begünstigen, dies stand außer Frage, und gerade die Todtnauer Fabrikanten forderten ihn heftig ein,<sup>25</sup> jedoch stritt man sich 1819 wie 1823 und erneut in den 1840er Jahren um die ideale Streckenführung von Todtnau nach Freiburg. Es stand zunächst eine Ausrichtung der Handelsstraßen durch das Münstertal nach Staufen zur Diskussion, was die Todtnauer strikt ablehnten, da sie an den traditionellen Handel mit Freiburg anbinden wollten. Erst der *Nothschrei* (eine massiv vorgebrachte Petition, nach der die gleichlautende Höhenlinie benannt wurde) der Todtnauer im Jahr 1847 brachte schließlich Bewegung in die Baumaßnahme und führte 1855 zur Fertigstellung der Steppwegstraße (Straßen Nr. 116) als Verbindung der Städte Todtnau und Freiburg. Die Todtnauer hatten sich mit der damals hohen Summe von 4.700 Gulden an den Erschließungskosten zu beteiligen. Auf der Habenseite stand für sie jedoch eine nachhaltige Minderung der Frachtkosten um 40–50 % und im Nebeneffekt eine Förderung der örtlichen Viehzucht, denn: *Die Gewerbe hoben sich nun in erfreulicher Weise, die Waldproducte fanden ein weites Absatzgebiet und der Viehstand, der hier sehr bedeutend ist, fand in dem ungehinderten und billigen Bezug des Salzes von Dürrheim eine erhebliche Unterstützung, weil das Salz im Winter über St. Blasien oft gar nicht bezogen werden konnte.*<sup>26</sup> Diese Ausführungen belegen, wie hart die Lebensführung in diesem Schwarzwaldgebiet war und wie abhängig dessen Bewohner in ihrem Gewerbebetrieb von äußeren Einflüssen, aber auch von politischen Entscheidungen waren.

Der staatlich forcierte Straßenbau führte zu einer schnell sichtbaren Steigerung, Beschleunigung und Kostenminderung des Warenverkehrs. Diesen Effekt hoffte man durch die Anbindung an den Schienenverkehr zu steigern, und so wirkten die Amtsstadt Schönau und die Industriestadt Todtnau seit den 1870er Jahren durch intensive Lobbyarbeit in Karlsruhe auf einen Eisenbahnanchluss an die Wiesentalbahn und damit das Rheintal hin.

1886 war der Bau einer Schmalspurbahn von Zell nach Todtnau in privater Konzession beschlossen worden, die Eröffnung fand 1889 statt und führte nicht nur zu einem wesentlich gesteigerten Gütertransport. Auch Touristen kamen nun leicht und schnell in die Stadt in Sichtweite von Belchen und Feldberg – und beide Höhen waren zu dieser Zeit bereits Bergwander- und Skisportziele von hoher Anziehungskraft.

Eine Aufnahme des Freiburger Fotografen Georg Röbbke aus der Zeit kurz vor 1900 dokumentiert diese auch für das Ortsbild Todtnaus markante Entwicklung. Deutlich erkennt man mehrere große Industrieanlagen und eine ausgreifende Besiedlung des Talgrundes. Die größte Veränderung zu Gutschs Lithografie vier Jahrzehnte zuvor ist jedoch im Mittelteil sichtbar, das Bahnhofsgebäude. Es dokumentiert den damaligen Höhepunkt des Verkehrswegebbaus, der die wirtschaftliche Entwicklung der Stadt nachhaltig begünstigt hatte, denn man konnte sich über den schnellen Transportweg Schiene nun an das strategisch ungeheuer wichtige Verkehrsnetz der Rheintalbahn anbinden und den Todtnauer Waren damit die damals schnellsten Transportwege öffnen.

<sup>24</sup> FRANZ JOSEPH BAER, Chronik ueber Strassenbau und Strassenverkehr in dem Grossherzogthum Baden, Berlin 1878, S. 382.

<sup>25</sup> Gerade Meinrad Thoma forderte und förderte den Landstraßenbau nach Freiburg über Muggenbrunn und den Notschrei. In: THEODOR HUMPERT, Todtnauer Bürgerfamilien, in: Das Markgräflerland. Beiträge zu seiner Geschichte und Kultur, Jg. 5 (1934), H. 3, S. 65–79, hier S. 75.

<sup>26</sup> BAER, Chronik (wie Anm. 24), S. 384.





Abb. 9: Georg Röbbcke, Todtnau 1896–1898, Albuminabzug aus: GLA Karlsruhe 69 Baden, Sammlung 1995 F I Nr. 230a, 49, Bild 1 (Tableau des Schwarzwaldvereins, Sektion Todtnau).

So war die Eisenbahn, das „Todtnauerli“, im späten 19. Jahrhundert zum Motor der wirtschaftlichen Entwicklung des hinteren Wiesentals geworden. Der internationale Handel kam in Schwung und die Gütermengen für den Schienentransport verdoppelten sich in kürzester Zeit. Nur das Umladen der Güter von der privaten Schmalspurbahn auf die Normalspur der badischen Staatseisenbahn am Bahnhof Zell stellte ein Hemmnis dar. Bis zur Stilllegung der Strecke im Jahr 1967 konnte es nicht gelöst werden, denn dem badischen Staat blieben die Erweiterungskosten auf die Normalspur zu hoch und so verlängerte er die Konzession mit dem Privatbetreiber, der in Darmstadt ansässigen „Süddeutschen Eisenbahngesellschaft“, so lange, bis in den 1950er Jahren der LKW-Straßenverkehr die Schiene als Transportmittel endgültig obsolet gemacht hatte.

## Technische Innovationen

In ihren Effekten sind im Rückblick der Ausbau der Verkehrsinfrastruktur und die Mechanisierung (der Dampfmaschineneinsatz wie auch die Entwicklung eines spezifischen Maschinenbaus) vergleichbar wirksam und miteinander verschränkt. Denn bis zur Eröffnung der Bahnstrecke Zell-Todtnau war die geografisch abgelegene Lage Todtnaus ein Standortnachteil, der den Umsatz minderte. Daher hatten manche Unternehmen die Stadt in ihrer frühen Expansionsphase verlassen oder Filialen gebildet. Andere glichen diesen Standortnachteil durch Maschineneinsatz, Spezialisierung und Qualitätssteigerung aus.

Nachdem Fridolin Wissler die Arbeitsplätze seiner Bürstenmanufaktur 1840 noch mit Wasserkraft betrieb, stellte er 1873 seine erste Dampfmaschine auf und konnte die Produktion damit erheblich steigern. Ihm taten es die anderen gleich, so etwa der Fabrikant Josef Eduard Faller, der ebenfalls auf den Dampftrieb setzte und 1887 beim Badischen Staat die Zulassung seiner ersten Dampfmaschine beantragte, um diese bereits 1891 durch eine leistungsstärkere auszutauschen.<sup>27</sup>

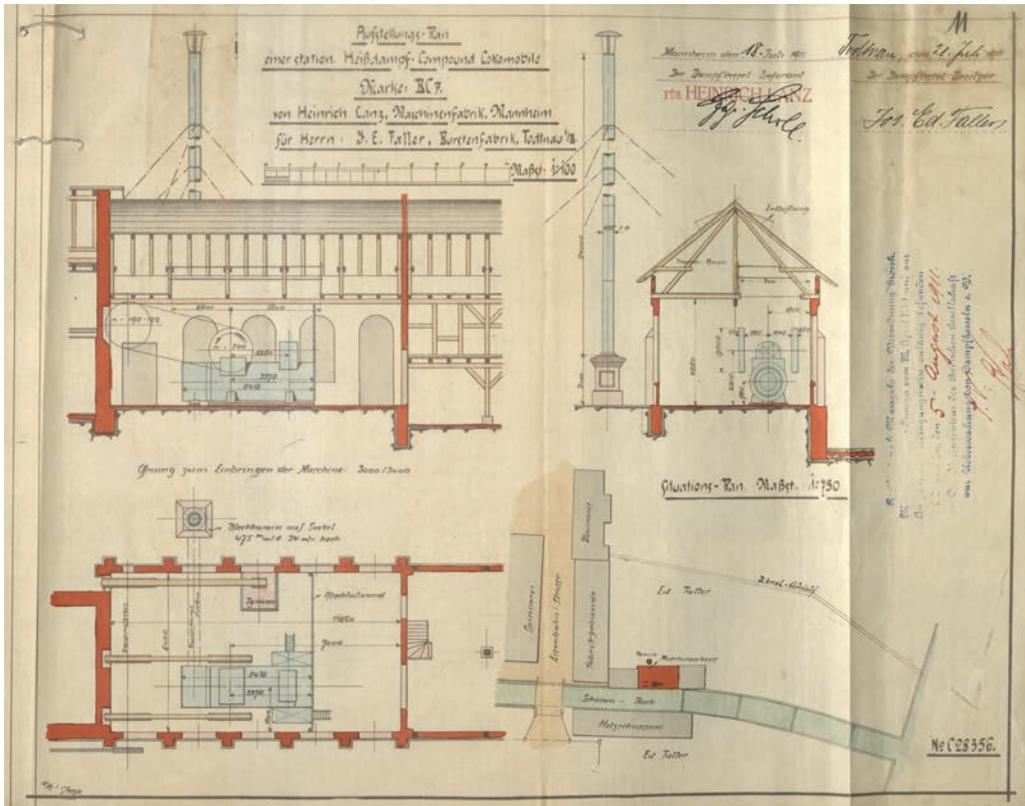


Abb. 10: Technische Zeichnung zur Aufstellung einer Lanz-Lokomotive in der Bürstenfabrik J. E. Faller 1911 in Todtnau mit Vermerken des Herstellers, des Antragstellers und mit Genehmigungsvermerk der Staatlichen Überwachungsstelle. Staatsarchiv Freiburg B 740-1 Nr. 1231.

Parallel zum Einsatz von Dampfmaschinen hatte sich in den 1870er Jahren ein lokaler Maschinen- oder Gerätebau entwickelt. Dieser lieferte den einzelnen Produktionsprozessen leistungsstarke Produktionsmittel, also Geräte zu und machte die Industrialisierung der Bürstenfabrikation damit erst möglich. Als erstes Unternehmen dieser Art in Deutschland<sup>28</sup> wurde 1876 die mecha-

<sup>27</sup> Staatsarchiv Freiburg B 740/1 Nr. 1230. 1911 steigerte er seine Produktivität durch den Einbau der BC-7 Lokomotive (Dampfmaschine) von Lanz, Mannheim, erneut erheblich, dazu: Staatsarchiv Freiburg B 740/1 Nr. 1231.

<sup>28</sup> Über den Bau und Einsatz der *neuen Borsten-Ausles. Maschine*, für die der Donaueschinger Leo Kunz im November 1867 bei der Großherzoglichen Verwaltung in Karlsruhe ein Patentgesuch stellte, ist nichts bekannt. In: GLA Karlsruhe G Technische Pläne III Nr. 14.

nische Werkstatt von Josef Laile<sup>29</sup> gegründet, die den Bau von (Bank-)Scheren und Bürstenmacherwerkzeugen für das serielle Einziehen der Büschel betrieb.

Zwischen 1882 und 1895 hatte sich die Maschinennutzung in der Bürstenfabrikation erheblich gesteigert, dadurch verdoppelte sich die Zahl der Fabrikarbeiter.<sup>30</sup> Es war dieser frühe und expansive Maschineneinsatz in den Bürstenfabriken, der Todtnauer Firmen in den 1890er Jahren die bereits erwähnte Dominanz auf dem deutschen Binnenmarkt wie auch den Zugriff auf den Weltmarkt ermöglichte.



Abb. 11: Werbeblatt der Todtnauer Bürstenfabrik Josef Eduard Faller um 1900. Archiv Benno Dörflinger, Todtnau.

Von zentraler Bedeutung war dabei auch die 1902 betriebene Gründung der Maschinenfabrik Anton Zahoransky. Deren Innovationen sicherten die Zukunftsfähigkeit der Bürstenbinderei in Todtnau und verhalfen dem Standort bis heute zu Weltgeltung. Während die Todtnauer Bürstenwaren in der Frühzeit durch das breit aufgestellte Heimgewerbe von den geringen Herstellungskosten (Niedriglöhne) profitierten, trugen dazu ab 1902 die Maschinen von Zahoransky mit ihren enorm gesteigerten Stückzahlen bei. Beides bremste die nationale Konkurrenz aus dem Pfälzerwald, aus Franken und dem Erzgebirge sowie aus den urbanen Bürstenbinderzentren Erlangen, München und Nürnberg nachhaltig ein. Laile und Zahoransky belieferten die Heimarbeiter mit Büschel- und Einzugsmaschinen und stärkten damit auch das Zuliefergewerbe der Fabrikproduk-

<sup>29</sup> DÖRFLINGER, Eine Idee setzt sich durch (wie Anm. 4), S. 87.

<sup>30</sup> Dazu: WERNER WILL, Wirtschaftsgeschichtliche Studien zur industriellen Entwicklung des Wiesentals 1870–1933, Lörrach 1938, S. 36.

tion. Zugleich war es letztlich jedoch auch genau jener Maschinenbau und -einsatz, der das Ende der in Todtnau so starken Hausindustrie forcierte und besiegelte.

Auch bei der Einführung modernster Hg<sub>i</sub> enemaßnahmen in der Bürstenherstellung erwies sich der Standort Todtnau als fortschrittlich. So brachte das Jahr 1895 dort nicht nur die Markteinführung einer neuen Borsten-Einziehmaschine, sondern auch jene eines Dampfapparates zur Desinfektion der Haare und Borsten, der unter den Todtnauer Fabrikanten nicht begeistert, aber konsequent Einsatz fand. Gerade wegen der in der Bürstenbinderei hohen Milzbrandgefahr war das Hg<sub>i</sub> enethema in dieser Zeit virulent und es kam zu schweren Erkrankungen und Todesfällen, weshalb nicht nur in Baden rigide Verordnungen seitens der staatlichen Fabrik- und Gewerbeaufsicht entstanden. Insbesondere die aus Russland und dem Balkanraum, später auch aus China eingeführten Tierhaare und Borsten waren vielfach mit Milzbrandkeimen kontaminiert und hatten andernorts immer wieder zu Erkrankungen der Belegschaft geführt. Die Todtnauer Fabriken scheinen durch die frühe Anwendung desinfizierender Maßnahmen und den kontrollierten Einkauf hochwertiger, vorbehandelter Ware dieses Problem jedoch besser im Griff gehabt zu haben als andere Standorte. Dennoch verweist Bittmann auf Mängel im Bereich der hausindustriellen Bürstenproduktion, wobei entweder die Fabrikanten gesetzliche Vorgaben laxer auslegten und unbehandelte Borsten weitergaben oder die Gewerbetreibenden selbst Sicherheitsmaßnahmen vernachlässigten.



Abb. 12: Klassischer Arbeitsplatz einer Heimarbeiterin: Büschelmaschine „Ideal“ mit Fußantrieb und Bankschere (rechts außen) zum Begradigen der Haare/Borsten. Zahoransky lieferte diese „Bündelabteil (Einzieh-) Maschine“ bereits kurz nach Firmengründung 1902. Ausschnitt aus einem Firmenprospekt. Archiv Benno Dörflinger, Todtnau.

## Die weitere Entwicklung

Eine Akte des Generallandesarchivs in Karlsruhe zu den hg<sub>i</sub> enischen Verhältnissen in der Bürstenbinderei und zur Milzbrandgefahr<sup>31</sup> offenbart überraschenderweise auch eine Statistik nach Amtsbezirken der im Großherzogtum betriebenen Bürstenbinderei samt einer Differenzierung nach Männern, Frauen und Kindern in Fabrikarbeit und Heimgewerbe.

Daraus wird offensichtlich, dass um das Jahr 1900 alleine im Amt Schönau 42 % aller badischen Bürstenbinderbetriebe, und hier vor allem in Todtnau, lagen und dass 48 % aller im Großherzogtum Baden im Bürstengewerbe Beschäftigten dort arbeiteten. Von diesen waren Frauen zu einem Drittel und Jugendliche zu einem Zehntel vertreten. Der hohe Grad industrieller Erschließung zeigt sich auch noch in einer weiteren Statistik: 1900 waren im Amt Schönau von

<sup>31</sup> GLA Karlsruhe 236/27003 Akte zu Hg<sub>i</sub> enefragen bei der Tierhaarverarbeitung.

13.000 Einwohnern 3.400 in Fabriken beschäftigt und davon die Mehrzahl mit Standort Todtnau in der Bürstenherstellung. Diese hatte sich damit als die im oberen Wiesental dominante Branche erwiesen und der Textilwirtschaft dort deutlich den Rang abgelassen.

Nachdem die Verkehrsinfrastruktur und technische Innovationen das Entwicklungsklima in der Bürstenfabrikation erheblich verbessert hatten, blieb der Arbeitermangel das Haupthemmnis der Produktionsausweitung. Das Gros der Fabrikarbeiter wanderte der höheren Löhne wegen kurz vor 1900 in die Chemo- und Nahrungsmittelindustrie ab. Teilweise löste man das Rekrutierungsproblem an Fabrikarbeitern für das hintere Wiesental durch Filialgründungen weiter in den Hochschwarzwald hinein, teilweise entfaltete der Bürsten-Maschinenbau auch eine eigene Anziehungskraft. Die Firma Anton Zahoransky spielt hierbei eine maßgebliche Rolle. Es siedelten sich jedoch bald auch weitere Maschinenbauer an wie die Firmen Keller, Ebser und Steinebrunner (auf die Pionierleistung der Firma von Josef Laile im Maschinenbau wurde bereits eingegangen).

In den 1920er Jahren brachte die Umstellung zur maschinellen Massenproduktion einen weiteren Aufschwung. 1923 gingen 70–80 % der Produktion Todtnauer Fabriken ins Ausland. Handelserschwernisse wie eine protektionistische Zollpolitik der Schweiz, Englands und der USA sowie die wachsende Konkurrenz aus Belgien, Frankreich, Tschechien und Japan führten in der Todtnauer Bürstenindustrie zu weiteren Rationalisierungen und Konzentrationen. Diese konnten eine tendenziell steigende Absatzkrise und Arbeitslosigkeit jedoch nicht verhindern. Nach den Einbrüchen im Zweiten Weltkrieg kam es zwar wie nach jenen im Ersten Weltkrieg zur schnellen Erholung der Bürstenbranche. Jedoch blieb eine weitere Konzentration auf nur noch wenige große Fabriken nicht aus. Weiterhin bestand das Erfolgsrezept der Todtnauer Bürstenbinderei im niedrigen Verkaufspreis ihrer Waren, in der Spezialisierung der Produkte und Verfeinerung der Herstellungstechniken, in der Belegung von Produktnischen und in der herausragenden technischen Innovationsfähigkeit, die gerade der Bürstenmaschinenbauer Zahoransky bis in die Gegenwart und in vierter Generation erfolgreich umsetzt.

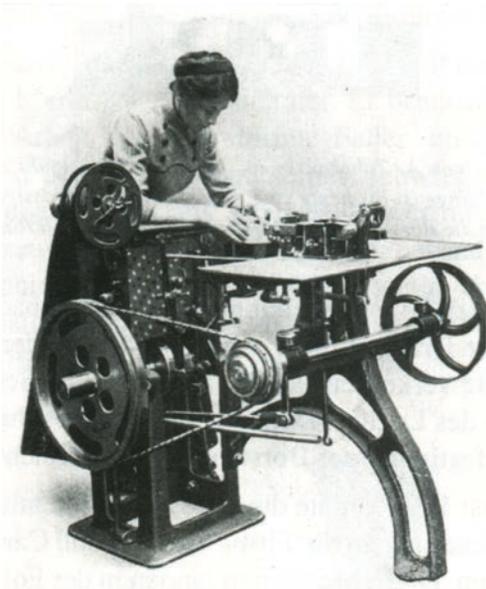


Abb. 13 und 14: Handstopfmaschine, ab 1902 von A. Zahoransky in Todtnau eingeführt. Das bereits mit Löchern versehene Bürstenholz konnte von der Arbeiterin schnell und flexibel per Hand vor das Stopfwerkzeug gehalten werden, und dabei wurde das Borstenbüschel mit einer leicht gekreuzten Drahtschlinge befestigt. Archiv Benno Dörflinger, Todtnau und Detail von einer Zahoransky-Originalmaschine aus der Sammlung des Vereins Kulturhaus Todtnau.

Bereits 1902 hatte er mit der Handeinzugsmaschine und 1908 mit dem ersten Bürstenautomaten technische Wegmarken vorgelegt, und in den Jahrzehnten bis heute hatte er sich durch weitere Innovationen wie der Fertigung geschlossener Maschinenstraßen bis zum Weltmarktführer im Bürstenmaschinenbau exponiert.

Bis 2002 meldete diese Firma alleine auf dem deutschen Markt 267 Patente und Gebrauchsmuster an. Über ein konzerninternes Optimierungs- und Gratifikationssystem hatte daran seit 1960 die hohe Zahl von 1.336 Verbesserungsvorschlägen aus den Reihen der Beschäftigten Anteil.

## Lobbyarbeit

Der Standort Todtnau als Zentrum der deutschen Bürstenindustrie wurde im 20. Jahrhundert strukturell gestärkt, weil sich ein maßgeblicher Fachverband in Freiburg niederließ und von hier aus interessenpolitisch auf nationale Entwicklungen einwirken konnte. Der „Reichsverband deutscher Bürstenfabriken e. V.“ wurde 1925 auf Initiative des aus Schopfheim stammenden Volkswirts Carl Grüb gegründet. Grüb wurde ein Jahr zuvor in Heidelberg mit einer Arbeit zur Geschichte der deutschen Bürstenindustrie promoviert und hatte schnell eine zentrale Rolle in der Interessenvertretung der Bürstenindustrie übernommen. Dort hatte er sich bereits 1922 und 1923 als ihr Verhandlungspartner gegenüber den Arbeitnehmerverbänden empfohlen.<sup>32</sup> Aus heutiger Sicht würde man ihn einen Netzwerker, Fundraiser, Marketingexperten und Lobbyisten nennen. Auf seine Initiative gründete sich wiederum ein Jahr später, 1926, ebenfalls in Freiburg auch das zentrale publizistische Fachorgan der deutschen Bürstenindustrie, die Zeitschrift *Das Nachrichtenblatt für die Bürsten-Industrie. Mitteilungsblatt für die Borsten, Haare und Faserstoffe verarbeitenden Produktionszweige*.

Zwar wurde die Zeitschrift im Jahr 2009 in ihrem 83. Jahrgang eingestellt, der Standort Freiburg jedoch blieb von zentraler Bedeutung. 1960 wurde dort ebenfalls auf Initiative Grübs in Nachfolge der Leipziger Messe für Westdeutschland die „Interbrossa“ als internationale Fachmesse der Spezialmaschinenbauer und Rohstofflieferanten installiert. Zuletzt fand sie 2016 unter dem neuen Titel „Interbrossa-Brushexpo“ oder auch „Interbrush“ in Freiburg als (wie dies die Homepage ausweist) „weltweit führende Fachmesse für Maschinen, Material und Zubehör der Bürsten-, Pinsel-, Farbröller- und Mopindustrie“ statt.<sup>33</sup> Diese Messe bietet den Todtnauer Unternehmen nicht nur eine wertvolle Schaufläche, sondern stärkt auch den Standort Südschwarzwald nachhaltig. Die Verwendung des Gütesiegels „Black Forest Quality“ durch die Todtnauer Zahoransky AG unterstreicht, wie sich in Wechselwirkung dazu der Kulturraumname „Schwarzwald“ zu einem Qualitätsbegriff für ‚traditionelle, handwerklich solide Verarbeitung von hoher Qualität und Nachhaltigkeit‘ etabliert hat. Dieser Effekt greift auch in der Schwarzwälder Wanduhrenproduktion, wo mit der Kuckucksuhr, die als erstes global identifizierbares Produkt den Schwarzwald repräsentierte, das erste regionale Qualitätslabel kreiert wurde.

---

<sup>32</sup> Staatsarchiv Freiburg N 200/1 Nr. 125 bis 127.

<sup>33</sup> Homepage: <http://www.interbrush.com>.

## Zusammenfassung

In drei deutschen Mittelgebirgsregionen hatte sich seit Ende des 18. Jahrhunderts eine namhafte Bürstenproduktion ausgebildet: in Ramberg im Pfälzerwald, im Raum um Schönheide<sup>34</sup> im Erzgebirge/Vogtland sowie in Todtnau und umgebenden Ortschaften im Südschwarzwald. In allen drei Gebieten entwickelte sich die Bürstenbinderei jeweils in Konkurrenz zum Zunft Handwerk als Hausindustrie einer am Existenzminimum lebenden Land-/Waldbevölkerung. Von Ende des 18., Anfang des 19. Jahrhunderts bis um 1860 wurde diese jeweils in Familienverbänden betrieben, die oft auch den Waren- als Hausierhandel übernahmen. Die in der jeweiligen Bevölkerung weit verbreiteten handwerklichen Kleinbetriebe leisteten einen erheblichen Beitrag zum wirtschaftlichen Wachstumsprozess.<sup>35</sup> Diese Hausindustrie war durch die sich seit 1860 im Bürstengewerbe vollziehende Konzentration der Produktion in Fabriken ergänzt und sukzessive abgelöst worden, wobei sich der Übergang vom teilweise im Verlagsystem betriebenen Heimgewerbe zur standortzentrierten Bürstenindustrie unterschiedlich, in jedem Fall aber fließend vollzog. Die Ausbildung einer fabrikgestützten Bürstenbinderei verbindet vor allem die Bürstenbinderregionen im Schwarzwald und Erzgebirge um Todtnau und Schönheide, wie sich auch die Erweiterung der Produktion um den Maschinenbau nur dort vollzog (im Raum Schönheide ebenfalls durch die Todtnauer Firma Zahoransky, die in Rothenkirchen einen Filialbetrieb unterhält). In Ramberg blieb die Bürstenbinderei hingegen bis heute manufakturrell geprägt.

Im Verlauf des 20. Jahrhunderts hat sich das Bürstengewerbe stark verändert. Zwei Weltkriege sowie die Veränderung von Werkstoffen, Sortimenten und Märkten hatten erhebliche wirtschaftliche Folgen. Es kam zu Konzentrations- und Diversifikationsprozessen: In Todtnau etwa kam es zu Fusionen und Stilllegungen, aber eben auch zu erfolgreichen Spezialisierungen und der Etablierung des Maschinenbaus als Leitindustrie des Bürstengewerbes. Betrieben wird das Bürstengewerbe heute noch im Pfälzerwald, im Erzgebirge und im Schwarzwald, als regional tragender Wirtschaftsfaktor hielt es sich jedoch nur in Schönheide und Todtnau. Der Standort Todtnau konnte dieser Industrie sogar einen globalen Charakter verleihen, denn mit dem Maschinenbauer Zahoransky entwickelte sich in 100 Jahren aus dem engen Schwarzwaldtal heraus ein „global player“, dem es gelang, die (Zahn-)Bürste als globales Produkt des Schwarzwaldes zu etablieren – ein Erfolg, wie er im 19. Jahrhundert nur den Schwarzwälder Uhrmachern gelang und den Zahoranskyw erbetechnisch erfolgreich auch eng mit der Marke Schwarzwald verknüpft.<sup>36</sup>

In ihrer Entwicklung war die Bürstenbinderei im Südschwarzwald flankiert und begünstigt von räumlich benachbarten Industrialisierungsprozessen im Textil- (vorderes Wiesental) und Uhren- (Raum Furtwangen) gewerbe. Ersteres lieferte ihr die Fabrikationsgrundlagen und Distributionswege – aus manchen Baumwollspinnereien gingen Bürstenmanufakturen hervor; die zweite Nachbarschaft begünstigte das Bürstengewerbe strukturell über die staatliche Wirtschaftsförderung, die leitend von der Uhrmacherei und ihrem Gewerbeschulwesen auch auf die Bürstenbinderei Zugriff nahm.

<sup>34</sup> Vor allem die Ortschaften Stützengrün und Rothenkirchen.

<sup>35</sup> DAVID BLACKBOURN, *Handwerker im Kaiserreich: Gewinner oder Verlierer?*, in: *Prekäre Selbständigkeit. Zur Standortbestimmung von Handwerk, Hausindustrie und Kleingewerbe im Industrialisierungsprozess*, hg. von ULRICH WENGENROTH (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte, Bd. 31: Abteilung Universalgeschichte), Stuttgart 1989, S. 7–22.

<sup>36</sup> Was sich z. B. in der Messestandgestaltung der Firma auf der Freiburger „Interbrush“ (27.–29.04.2016) zeigte, auf der Zahoransky Messeareal das Etikett „Welcome To Global Schwarzwald“ trug.

## Was bleibt?

1907 bilanziert Karl Bittmann: *Das Andenken des Leodegar Thoma sollte von der Nachwelt besser in Ehren gehalten werden, als dies bisher geschehen ist.*<sup>37</sup> Und wie dessen logische Fortsetzung (was den Grad des Vergessens anlangt) titelte die Badische Zeitung im März 2015: „Es gibt heute im Schwarzwald wahrscheinlich mehr ausgestorbenes Handwerk als lebende Bauern“<sup>38</sup> – ein hartes, aber inhaltlich richtiges Verdikt. Falsch jedoch ist es für die Bürstenindustrie, denn diese hat den üblichen Abwärtstrend gegen den Strich gebürstet. Ihre Erfolgsgeschichte zeitigt auch im Frühjahr 2016 noch kein absehbares Ende. Zwar fusionierten viele traditionelle Betriebe wie Fallner und Keller und es wurden Fabriken verkauft, transloziert oder geschlossen: so zuletzt die älteste deutsche Bürstenfabrik, die 1840 von Fridolin Wissler erbaut, im Jahr 2000 geschlossen wurde und 170 Jahre später zur ‚Kulturfabrik‘ konvertiert wieder ihre Tore öffnete.<sup>39</sup> Der wirtschaftliche Aufstieg des Maschinenbauers Zahoransky zum Weltmarktführer, aber auch die Erfolge der Bürstenfabriken Sättele und Keller stehen dem jedoch entgegen. Das Bürstengewerbe hat die Stadt Todtnau wirtschaftlich geprägt und vielen Bewohnern zu bescheidenem Wohlstand verholfen. Auch seine kulturelle Prägekraft ist nicht von der Hand zu weisen, denn viele Orts- und Familiennamen sind mit ihm verbunden,<sup>40</sup> wie es auch in vielfältigen Fabrikarealen und Gewerbeflächen das Stadt- und Landschaftsbild nachhaltig verändert hat.

Memorabilien jedoch konnte die Bürstenbinderei bislang nur wenige ausbilden: Erinnerungstafeln verweisen an markanten Standorten auf Initiativpersonen und Fabrikstandorte,<sup>41</sup> an die auch Straßennamen erinnern. Nur ein Bürstenbindermuseum konnte sich in Todtnau – im Unterschied zu Ramberg und Schönheide – nicht etablieren. In dieser Hinsicht erinnerungsbildend wirken sich momentan nur die Veranstaltungen des Vereins Kulturhaus Todtnau und die eingangs erwähnte kreative künstlerische Arbeit von Marcello Martinez-Vega in Venedig und Freiburg aus. Was einer Gemeinschaft an Geschichtsbewusstsein genügt, um sich zukunftsfähig zu machen, das verhandelt sie in allen Generationen immer neu, und dass Herkunft Zukunft prägt, ist fast schon als Binsenweisheit anzusehen. Dass sich ein solches Bewusstsein sehr ~~den~~ <sup>den</sup> misch gestalten kann, belegt ein Ausblick auf das frische Werbeformat der in Todtnau alteingesessenen Bürstenfabrik Sättele, die insbesondere durch die Produktion von Industriebürsten ihre Nische gefunden hat. Es zeigt, wie variabel sich Traditionsfirmen dieser Branche aufstellen, um durch herausragendes Know-how, höchste handwerkliche Qualität, ökologisches Labeling und Produktspezialisierung ihre Zukunft zu sichern.

---

<sup>37</sup> BITTMANN, Hausindustrie und Heimarbeit (wie Anm. 6), S. 616.

<sup>38</sup> RENÉ ZIPPERLEIN, Einst Bürstenmetropole, heute in Nischen groß. Warum es immer noch Bürsten aus Todtnau gibt, in: Der Sonntag 15.03.2015, S. 3.

<sup>39</sup> Am 25. Juli 2010 bezog der Heimatverein Kulturhaus Todtnau das Gebäude mit der Absicht, die Industriebranche zu einem Kulturareal (mit Museums- und Veranstaltungsräumen) zu transformieren. Ein Unterfangen, das 2016 wieder auf der Kippe steht. Ich danke Monika Schneider für einen lebhaften Austausch und inspirierende Gespräche.

<sup>40</sup> HUMPERT, Todtnauer Bürgerfamilien (wie Anm. 7 u. 25).

<sup>41</sup> Nachzulesen über die städtische Homepage Todtnaus: [http://www.todtnau.de/rundganghi\\_storisch/](http://www.todtnau.de/rundganghi_storisch/).

Leisten-, Latten-, Teller-,  
Walzen-, Rund-, Riemen-  
und Staubsaugerbürsten ...

Im Dialog mit dem Kunden findet Sättele  
für jede Anforderung die passende Lösung.  
Den passenden Einsatzzweck ...  
**bestimmen Sie selbst!**



**Einmal mit Profis arbeiten?**  
Einmal anrufen!

Ganz gleich, ob Serienproduktionen für  
Industrie und Handwerk, oder Spezial-  
anfertigungen in Kleinserie – Sättele hat  
die Bürsten-Lösung.

Nehmen Sie für eine erste, unverbindliche  
Beratung direkt Kontakt auf.

**Schreibfaul?**  
07671 / 99 96-0

**Telefonmuffel?**  
info@saeetle-buersten.de

**Sättele GmbH & Co. KG**  
Oberstrasse 8  
79674 Todtnau im Schwarzwald

Na, neugierig?



[www.saeetle-buersten.de](http://www.saeetle-buersten.de)



Sättele

IHR PARTNER FÜR  
SPEZIALBÜRSTEN

Individuelle Lösungen



Abb. 15: Werbeflyer der Firma Sättele GmbH & Co. KG, Todtnau 2016.

## Weiterführende Literatur

- Bellwinkel-Schempp, Maren: Eine Kulturgeschichte der Bürsten- und Pinselherstellung. Von der Handwerkszunft zur global operierenden Industrie, Teil 1, in: Brossapress Jubiläumsausgabe 2006, S. 52–54.
- Bellwinkel-Schempp, Maren: Eine Kulturgeschichte der Bürsten- und Pinselherstellung. Von der Handwerkszunft zur global operierenden Industrie, Teil 2, in: Brossapress 2007, Heft 1, S. 40–48.
- Bock, Ernst: Bürsten und Pinsel. Die vielfältigen Erzeugnisse des Bürsten- und Pinselmachergerwerbes und ihre wichtigsten Bestandteile, Bechhofen 1983.
- Das große Firmen- und Bezugsquellen-Handbuch für die Firmen der Bürsten- und Pinsel-Industrie, hg. von Carl Grüb, Freiburg/Br. 1957.
- Das Nachrichtenblatt für die Bürsten- und Pinsel-Industrie (später: Brossapress), Freiburg/Bollschweil 1926–2009.
- Dietsche, Richard: Die industrielle Entwicklung des Wiesentales bis zum Jahre 1870. Wirtschaftsgeschichtliche Studien, Dissertationsschrift, Schopfheim 1937.
- Dietz, Rudolph: Commissionsbericht über die Schwarzwälder Industrieausstellung zu Villingen im Spätjahr 1858, nebst Beiträgen zur Geschichte der Industrie auf dem badischen Schwarz-

- walde, erstattet an das Großherzogliche Ministerium des Innern von R. Dietz, H. Lang und J. Frick, Karlsruhe 1858, insbesondere S. 20–24 (online-Ressource: <http://reader.digitale-sammlungen.de/resolve/display/bsb10306208.html>).
- Fischer, Wolfram: Die Rolle des Kleingewerbes im wirtschaftlichen Wachstumsprozess in Deutschland 1850 – 1914, in: *Wirtschaftliche und soziale Probleme der gewerblichen Entwicklung im 15./16. und 19. Jahrhundert*, hg. von Friedrich Lütge (Forschungen zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Bd. 10; Berichte der Arbeitstagung der Gesellschaft für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Bd. 2), Stuttgart 1968, S. 131–142.
- Grüb, Carl: *Die deutsche Bürstenindustrie*, Schopfheim 1924 (maschinenschriftlich – Heidelberger Dissertationsschrift, ungedruckt).
- Heck, Brigitte: Hart an der Grenze. Die Textilherstellung als Leitindustrie am Hochrhein, in: *Die Schweiz und der deutsche Südwesten. Wahrnehmung, Nähe und Distanz im 19. und 20. Jahrhundert*, hg. von Uri Robert Kaufmann (Oberrheinische Studien, Bd. 25), Ostfildern 2006, S. 41–62.
- Himmelheber, Martin: Geschichte der Bürstenmacherei in Todtnauberg und Umgebung, in: *Schau-ins-Land 107* (1988), S. 145–171 (online-Ressource: <http://dl.uib.uni-freiburg.de/diglit/schauinsland1988/0001>).
- Hoggenmüller, Klaus / Hug, Wolfgang: *Die Leute auf dem Wald. Alltagsgeschichte des Schwarzwalds zwischen bäuerlicher Tradition und industrieller Entwicklung*, Stuttgart 1987.
- Hugger, Paul: *Der Bürstenmacher (Altes Handwerk, Bd. 32)*, Basel 1972.
- Humpert, Theodor: *Todtnau. Wesen und Werden einer Schwarzwaldstadt*, Todtnau 1959.
- Internationales Handbuch für die Bürsten-, Pinsel und Reinigungsindustrie*, Bollschweil 2003.
- Kistler, Franz: *Die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse in Baden 1849–1870*, Freiburg <sup>2</sup>1954.
- Koch, Heinrich: *Die deutsche Hausindustrie*, Mönchengladbach 1905.
- König, Albin: Die Bürstenmacherei in Leipzig und im sächsischen Erzgebirge, in: *Untersuchungen über die Lage des Handwerks in Deutschland mit besonderer Rücksicht auf seine Konkurrenzfähigkeit gegenüber der Großindustrie*, Bd. 6 (Schriften des Vereins für Socialpolitik, Bd. 67), Leipzig 1897, S. 529–596.
- Krüger, Walter: *Handbuch über Material- und Warenkunde für das Bürsten-, Besen- und Pinselmacherhandwerk*. Leipzig o. J.
- Prekäre Selbständigkeit. Zur Standortbestimmung von Handwerk, Hausindustrie und Kleingewerbe im Industrialisierungsprozess*, hg. von Ulrich Wengenroth (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte, Bd. 31: Abteilung Universalgeschichte), Stuttgart 1989.
- Rom, N. C.: *Praktische Einführung in die Knaben-Handarbeit für Lehrer und Lernende*. 2. Teil, Leipzig <sup>2</sup>1902.
- Sauber, August: *Materialkunde für Bürsten- und Pinselmacher*, Altenburg 1925.
- Scharf, Hans-Wolfgang: *Die Eisenbahn am Hochrhein*, Bd. 3: *Die strategischen Bahnen in Südbaden*, Freiburg 1993.
- Seebach, Helmut: *Altes Handwerk und Gewerbe in der Pfalz*, Bd. 1: *Wandergewerbe – Fahrende Handwerker, Wanderarbeiter und Hausierhändler in der Pfalz*, Annweiler-Queichhambach 1990, S. 68–105.
- Von der Borste zur Bürste*, hg. von Van Gülpen & Swertz GmbH, Emmerich 1959.
- Von Zeitläufen, Bürsten und Dietsche: 1873–1973. Chronik 100 Jahre Roman-Dietsche-KG*, Eigenverlag, Todtnau 1973.

Walther, Hans Rudolf: Die schweizerische Bürsten- und Pinselindustrie und ihre Organisationsprobleme, Bern 1945.

Wiener Weltausstellung. Amtlicher Katalog der Ausstellung des Deutschen Reiches, Berlin 1873.

Zahoransky 1902–2002. 100 Jahre, das Jubiläumsbuch, bearb. von Benno Dörflinger und Heinz Zahoransky, hg. von der Firma ZahoranskyG mbH & Co. KG, Todtnau 2002.

## Benutzte Archivalien

### Generallandesarchiv Karlsruhe:

233/33080; 236/27003; 236/5812; 236/5829; 236/5897; 236/5898; 236/9545; 236/9546; 236/27003; 239/10164; 60/2229

### Staatsarchiv Freiburg:

A 26/2 Nr. 687; A 88/1 Nr. 106; A 88/1 Nr. 107; A 88/1 Nr. 108; A 96/1 Nr. 352; B 719/1 Nr. 4880; B 719/1 Nr. 6522; B 740/1 Nr. 1230; B 740/1 Nr. 1231; B 740/1 Nr. 1232; B 748/1 Nr. 1359; B 748/1 Nr. 1385; N 200/1 Nr. 125; N 200/1 Nr. 126; N 200/1 Nr. 127



# Wie trägt Landschaft zur menschlichen Lebensqualität bei?

Empirische Erkundungen auf der Schwäbischen Alb

*Claudia Bieling*

## Landschaft und Lebensqualität: Einführende Überlegungen

Dass Mensch und Natur in einem engen Verhältnis zueinander stehen und menschliches Wohlergehen entscheidend von natürlichen Lebensgrundlagen abhängt, ist eine ebenso einfache wie unbestreitbare Einsicht. Der Versuch einer näheren Bestimmung der Zusammenhänge wirft jedoch komplexe Fragen auf, deren Beantwortung alles andere als trivial ist. Bereits die Frage, was unter menschlicher Lebensqualität zu verstehen ist, beschäftigt Philosophen, Schriftsteller und Politiker seit Menschengedenken, wie beispielsweise Aristoteles mit seinen Überlegungen zur Glückseligkeit (*eudaimonia*) als Kennzeichen und Ziel eines guten, gelingenden Lebens. Der konkrete Begriff „Lebensqualität“ bzw. „quality of life“ wurde allerdings erst wesentlich später geprägt: 1924 verwendete ihn Arthur Pigou in seinem Buch „The Economics of Welfare“, um nicht-ökonomische von ökonomischer Wohlfahrt abzugrenzen.<sup>1</sup> Ab Ende der 1960er Jahre erlebte das Konzept Lebensqualität einen großen Aufschwung, begleitet vom Glauben an die Möglichkeiten der Politik zur aktiven Gestaltung der Gesellschaft und zur Verbesserung der menschlichen Lebensverhältnisse. Als Beleg hierfür mag die wichtige Rolle, die Lebensqualität in Willy Brandts Wahlkampfprogramm und Regierungserklärung spielte, dienen.<sup>2</sup>

Eine stärkere Berücksichtigung von Lebensqualität in politischen Programmen (und darüber hinaus) erforderte ihre konkretere Erfassung. Im Zuge dessen entwickelten sich zwei verschiedene Richtungen:<sup>3</sup> Insbesondere im skandinavischen Raum zog man objektive Indikatoren heran, wie z. B. Arbeitslosenquote, Armutsrate, Selbstmordrate oder absolvierte Schuljahre. Im Gegensatz dazu etablierte sich in Nordamerika das Verständnis, dass Lebensqualität in erster Linie eine subjektive Zuschreibung ist und sich als Glück oder Zufriedenheit mit der Lebenssituation beschreiben lässt. Im Zusammenhang mit dieser Glücksforschung sind Ansätze zu sehen, die als zentralen Kennwert für das Wohlergehen eines Landes nicht wirtschaftliche Daten wie das Bruttoinlandsprodukt, sondern vielmehr ein „Bruttoglücksprodukt“ heranziehen (vielbeachtetes Beispiel hierfür ist das Königreich Bhutan). Eine ebenfalls stark auf die subjektive Komponente abhebende Deutung spiegelt die mittlerweile als zentral anzusehende Definition der Weltgesundheitsorganisation WHO wider: „Lebensqualität ist die subjektive Wahrnehmung einer Person hinsichtlich ihrer Stellung im Leben in Relation zur Kultur und den Wertesystemen, in denen sie lebt,

---

<sup>1</sup> ARTHUR C. PIGOU, *The Economics of Welfare*, London 1924.

<sup>2</sup> SPD 1972, siehe ALBAN KNECHT, Zitate zum Thema Lebensqualität mit Zitaten zu verwandten Themen, online unter [http://www.albanknecht.de/materialien/Zitate\\_Lebensqualitaet.pdf](http://www.albanknecht.de/materialien/Zitate_Lebensqualitaet.pdf) (Stand: 25.09.2015, abgerufen am 02.02.2016).

<sup>3</sup> Vgl. KNECHT, Zitate (wie Anm. 2).

und in Bezug auf ihre Ziele, Erwartungen, Standards und Anliegen.“<sup>4</sup> Demnach definiert sich Lebensqualität durchaus über materielle, objektiv beschreibbare Faktoren. Dies stellt jedoch keinen absoluten Wert dar, sondern muss relativ gesehen werden zu den jeweiligen Wünschen und Anliegen einer Person, welche stark durch den kulturellen und sozialen Kontext geprägt werden.

Wie steht es nun jedoch mit Verbindungen von Lebensqualität zu Natur, Umwelt, Landschaft? In der klassischen Forschung und Diskussion zum Thema und dem genutzten Spektrum von Indikatoren sind keine direkten Bezüge zu unserer natürlichen Umgebung zu finden. Gerade im Zeitalter immer häufiger auftretender (oder häufiger erscheinender) Überflutungen, Dürren oder Stürme mit durchaus massiven Effekten für menschliches Wohlbefinden ist jedoch unübersehbar, dass diese Perspektive Wesentliches außer Acht lässt. Nicht zuletzt unter dem Eindruck gravierender Umweltveränderungen und „ökologischer Krisen“ gab der damalige UN-Generalsekretär Kofi Annan zur Jahrtausendwende eine Studie in Auftrag, die in jeder Hinsicht weite Kreise zog: Weltweit arbeiteten mehr als 1.300 Wissenschaftler mit und das daraus resultierende Millennium Ecosystem Assessment<sup>5</sup> erfuhr rege Beachtung durch Forschung, Gesellschaft und Politik. Ziel dieser Studie war es, die Zusammenhänge zwischen Natur und menschlichem Wohlergehen zu klären. Dabei sollten sowohl der aktuelle Zustand, vor allem aber auch die künftig zu erwartenden Entwicklungen bemessen werden. Dazu wird zunächst einmal der Begriff der menschlichen Lebensqualität näher gefasst, indem fünf im Hinblick auf die natürliche Umwelt relevante Komponenten beschrieben werden:<sup>6</sup>

- Sicherheit: Sicherheit von Person und Besitz, u. a. durch das Leben in einer soweit kontrollierbaren Umwelt, dass man keinen Naturkatastrophen ausgesetzt ist; sicherer Zugang zur Ressourcennutzung;
- materielle Versorgung: Verfügbarkeit von Produkten für Ernährung, Unterkunft, Kleidung etc.; Zugang zu bzw. Rechte an Ressourcen;
- Gesundheit: Leben in einer dem physischen und psychischen Zustand zuträglichen Umwelt;
- gute soziale Beziehungen: z. B. Respekt, sozialer Zusammenhalt;
- Wahl- und Handlungsfreiheit: in der Lage sein, das zu erreichen, was man tun oder sein will; entsteht aus den anderen vier Aspekten.

Um die anvisierte systematische Analyse zwischen Natur und menschlicher Lebensqualität zu ermöglichen, wurde das Konzept der Ökosystemleistungen (*ecosystem services*) entwickelt. Ökosystemleistungen werden definiert als der Nutzen, den Ökosysteme der Menschheit liefern.<sup>7</sup> Sie fungieren somit als Brücke zwischen natürlichen und sozialen Systemen und sind der vielfachere Parameter, über den die Zusammenhänge zwischen Lebensqualität und natürlichen Lebensgrundlagen, aber auch die Auswirkungen von Veränderungen, z. B. durch Klima- oder Landnutzungswandel, beschrieben und bewertet werden können. Üblicherweise werden vier Typen von Ökosystemleistungen, die sich auf die menschliche Lebensqualität auswirken, unterschieden:<sup>8</sup>

<sup>4</sup> Eigene Übersetzung nach: The WHOQOL Group, The World Health Organization Quality of Life assessment (WHOQOL): Position paper from the World Health Organization, in: *Social Science & Medicine* 41/10 (1995), S. 1403–1409, hier S. 1403.

<sup>5</sup> MA (Millennium Ecosystem Assessment), *Ecosystems and Human Well-Being: Synthesis*, Washington D. C. 2005.

<sup>6</sup> MA (Millennium Ecosystem Assessment): *Ecosystems and Human Well-Being: A Framework for Assessment*, Washington D. C. 2003.

<sup>7</sup> Ebd.

<sup>8</sup> Ebd.

- Basisleistungen: Leistungen, die keinen direkten Nutzen für den Menschen bieten, aber die Grundlage für die drei anderen Typen von Leistungen darstellen, z. B. Bodenbildung, Photosynthese;
- Versorgungsleistungen: Bereitstellung von Nahrungsmitteln, Rohstoffen wie Holz, genetischen Ressourcen oder Trinkwasser;
- Regulationsleistungen: Nutzen durch Ökosystemprozesse wie die Wasserreinigung, Kohlenstoffspeicherung mit ihren Effekten zur Klimaregulierung, Hochwasserschutz;
- Kulturelle Leistungen: alle immateriellen, also nicht physisch greifbaren Formen des Nutzens, z. B. Erholungsnutzen, religiöse und spirituelle Werte, die mit Natur verbunden werden.

Kulturelle Leistungen nehmen in vielfacher Hinsicht eine besondere Rolle ein. Zum einen stellen sie die Komponente innerhalb des konzeptionellen Rahmens des Millennium Ecosystem Assessment dar, die mit den größten Unklarheiten belegt ist und vielfach äußerst vage bleibt. Da kulturelle Bezüge wie z. B. ein schönes Landschaftsbild typischerweise einen stark subjektiv vom Betrachter geprägten Charakter haben und sich quantitativen Beschreibungen entziehen, werden sie häufig nicht in Analysen einbezogen. Schon im Millennium Ecosystem Assessment<sup>9</sup> wird festgestellt, dass kulturelle Leistungen in aller Regel nicht erfassbar waren und deswegen keine Aussagen getroffen werden können (eine Ausnahme stellt der Erholungsnutzen und da vor allem der Tourismus dar, für den es eine gute Datengrundlage bis hin zur Bemessung der Wirtschaftsleistung gibt). In vielen Bewertungsstudien werden kulturelle Leistungen von vornherein nicht berücksichtigt,<sup>10</sup> und geeignete Indikatoren und Methoden müssen erst noch etabliert werden.<sup>11</sup> Auch gängige Methoden der qualitativen empirischen Sozialforschung wie etwa Interviews stehen hier vor großen Herausforderungen, da z. B. Verbindungen von natürlicher Umgebung zur eigenen Identität oder zu religiösen Werten Befragten nicht unbedingt bewusst sind oder sie sie nur schwer in Worte fassen können.

Zum anderen spielen immaterielle Aspekte um Heimat, Erholung oder Inspiration insbesondere in entwickelten Ländern ganz offensichtlich eine Schlüsselrolle für Lebensqualität. Eine quantitativ angelegte Studie für mehrere Länder zeigt, dass im Zuge der wirtschaftlichen Entwicklung die Abhängigkeit von Versorgungs- und Regulationsleistungen eher abnimmt, die von kulturellen Leistungen jedoch an Bedeutung gewinnt.<sup>12</sup> Eine mögliche Erklärung hierfür liegt in ihrer typischerweise fehlenden Ersetzbarkeit. So kann im Falle ausbleibender Versorgungsleistungen aus einer bestimmten Region diese Leistung häufig aus einer anderen Region bezogen werden (z. B. Import von Mais, wenn die hiesige Ernte durch einen Schädling vernichtet wird) oder ein Substitut genutzt werden (z. B. Ersatz von Erdöl durch Brennholz). Bei Regulationsleistungen bieten vielfach technische Lösungen einen Ersatz für die wegfallenden ökosystemaren Prozesse (z. B. Wasserfilter, Klimaanlage, künstliche Bestäubung). Kulturelle Leistungen zeichnen sich generell jedoch durch eine schlechte Ersetzbarkeit aus, da sie typischerweise ganz spezifisch an bestimmte Orte und ihre Wirkungen gebunden sind. Wo, wie im mitteleuropäischen Kontext, Versorgungs- und Regulationsleistungen zumeist also keine kritischen Faktoren

<sup>9</sup> MA, Ecosystems: Synthesis (wie Anm. 5).

<sup>10</sup> HARALD SCHAICH / CLAUDIA BIELING / TOBIAS PLIENINGER, Linking ecosystem services with cultural landscape research, in: GAIA – Ecological Perspectives for Science and Society 9/ 4 (2010), S. 269–277.

<sup>11</sup> MÓNICA HERNÁNDEZ-MORCILLO / CLAUDIA BIELING / TOBIAS PLIENINGER, An empirical review of cultural ecosystem services indicators, in: Ecological Indicators 29 (2013), S. 434–444.

<sup>12</sup> ZHONGWEI GUO / LIN ZHANG / YIMING LI, Increased dependence of humans on ecosystem services and biodiversity, in: PLoS One 5/10 (2010), e13113 (online unter: <http://dx.doi.org/10.1371/journal.pone.0013113>).

sind, sondern von überall her und mit verschiedensten technischen und ökonomischen Mitteln beschafft werden können, stellen kulturelle Bezüge die direkteste Verbindung zu unserer natürlichen Umgebung her – das kann der Spaziergang sein, das vertraute Heimatbild, das sich bei der täglichen Fahrt ins Büro zeigt, der Ausflug mit den Kindern auf den Waldspielplatz, das Erlebnis eines Sonnenuntergangs.

Vor diesem Hintergrund ist es das Ziel des vorliegenden Beitrags, am Beispiel der Schwäbischen Alb die Zusammenhänge zwischen menschlicher Lebensqualität und natürlicher Umgebung näher zu bestimmen, wobei ein besonderer Schwerpunkt auf den vorrangig immateriellen, kulturellen Bezügen liegt. Ziel ist es, diese über Schlagworte wie „Identität“, „Inspiration“ oder „Erholung“ hinaus zu beschreiben und ihre Bedeutung abzuschätzen. Dazu werden drei empirische Annäherungsformen vorgestellt, die unterschiedliche Zeugnisse als Datengrundlage nutzen: (1) Sichtbare Manifestationen von vorrangig immateriell ausgerichteten Nutzungsformen in der Landschaft, (2) Geschichten, die Menschen über die Schwäbische Alb geschrieben haben, sowie (3) Assoziationen im Rahmen von quantitativ ausgerichteten Kurzinterviews, die auch einen vergleichenden Blick auf drei andere Regionen im deutschsprachigen Raum bieten. Auf dieser Grundlage wird ein Fazit zur Bedeutung von Landschaften für menschliche Lebensqualität gezogen.

## Annäherung 1: Manifestationen

Die erste Annäherung an die Frage „Welches sind die immateriellen Formen des Nutzens der Schwäbischen Alb?“ mag naiv erscheinen: Hier wurde versucht, die sichtbaren Zeichen solcher Nutzungen zu erheben. Phänomenologische Ansätze in der Archäologie aufgreifend, basiert diese Untersuchung auf der Überlegung, dass so, wie sich in einer Landschaft erkennen lässt, welche Nahrungsmittel in ihr erzeugt werden, sich auch Hinweise darauf finden lassen müssten, welche weiteren Werte in ihr eine Rolle spielen, da entsprechend ausgerichtete Aktivitäten der Menschen Spuren hinterlassen. Um Werte, die vorrangig den kulturellen Leistungen zuzurechnen sind, zu erkunden, wurde ein beispielhaft ausgewähltes Gebiet bei Unterlenningen sy tematisch abgelaufen und alles erfasst, was davon zeugt, dass hier Menschen vorrangig einen nicht physisch greifbaren Nutzen von der Landschaft haben.<sup>13</sup> Einige Beispiele solcher – überraschend häufig – vorgefundener Manifestationen:

- Viele Sitzbänke, teils mit Tischen, zeugen davon, dass sich hier Menschen erholen, sicherlich die Schönheit der Landschaft genießen oder sich vielleicht auch inspirieren lassen (Abb. 1).
- Diverse Einrichtungen dienen zur Erholung oder auch zum Spiel, beispielsweise eine Strickleiter, die an einem Baum hängt, eine Lagerfeuerstelle oder kleine Hütten, die in der Freizeit genutzt werden.
- Einige Wege sind nicht durch landwirtschaftliche Geräte oder Autos befahrbar und stellen keine Verbindungen zwischen Wohngebieten o. Ä. dar (Abb. 2). Sie werden also offensichtlich ausschließlich zum Wandern, Spaziergehen, Radfahren usw. genutzt und zeugen von Aktivitäten, die Menschen zu einem immateriellen Nutzen ausüben, genauso wie Markierungen oder Hinweisschilder, die im Zusammenhang mit Wandern oder Mountainbiken stehen. Dabei kann es um die Erholung beim Sporttreiben gehen, um die schöne Aussicht oder auch

<sup>13</sup> Siehe CLAUDIA BIELING / TOBIAS PLIENINGER, Recording manifestations of cultural ecosystem services in the landscape, in: *Landscape Research* 38/5 (2013), S. 649–667.



Abb. 1: Sitzbank bei Unterlenningen, Schwäbische Alb. Foto: Claudia Bieling.

um die Auseinandersetzung mit einem Kulturerbe, nämlich die Besichtigung einer alten Burg.

- Auch kleine Gärten zur Selbstversorgung und Hochsitze für die Jagd wurden dem Bereich der vorrangig immateriellen Formen des Nutzens zugeordnet, denn über die physisch greifbaren Produkte wie Gemüse oder Wildfleisch hinaus zeigt sich im Gärtnern und Jagen eine enge Verbindung zur Identität und finden ein bestimmter Lebensstil und bestimmte Werte einen Ausdruck. Gerade für die Jagd, die ja zumeist von Hobbyjägern ausgeübt wird, ist bekannt, dass diese Tätigkeit viel darüber aussagt, wie man sich selbst sieht und wie man auch von anderen gesehen werden möchte – ein Aspekt, der oft wichtiger ist als das Stück Wild, das gelegentlich mit nach Hause gebracht werden kann.



Abb. 2: Weg bei Unterlenningen, Schwäbische Alb. Foto: Claudia Bieling.

- Auch Zeugnisse historischer Werte konnten identifiziert werden, z. B. eine gut erhaltene und aufwendig mit Informationstafeln ausgestattete Burg, die über ihre spezifische Lage eng an naturräumliche Faktoren gebunden ist und mit der Zeit eine kulturhistorische Bedeutung entwickelte. Aber auch Zeugnisse individueller Erinnerungen waren zu finden, wie etwa im Fall der Gedächtnisplakette an einer Bank (Abb. 3) oder ein Herz, das in die Rinde eines Baumes geschnitten wurde.



Abb. 3: Gedächtnisplakette an einer Bank bei Unterlenningen, Schwäbische Alb. Foto: Claudia Bieling.

Als Fazit dieser Annäherungsform an kulturelle Leistungen lässt sich festhalten, dass auf den untersuchten 19 ha eine Vielzahl sichtbarer Elemente aufgespürt werden konnten, die auf immaterielle Formen des Nutzens verweisen. Mit diesem sehr einfachen und schnellen Erhebungsverfahren lassen sich also durchaus Erkenntnisse dazu gewinnen, was immaterielle Bezüge zwischen Landschaft und Lebensqualität vor Ort konkret ausmacht. In diesem Beispielgebiet gab es insbesondere viele Zeugnisse für Erholungswerte sowie für Verbindungen zu Identität, in geringerem Umfang auch für Werte im Hinblick auf Ästhetik und Kulturerbe. Darüber ließen sich räumliche Muster des Auftretens der Manifestationen ablesen, die sich nicht als gleichmäßig über die Fläche verteilt darstellten, sondern im Zusammenhang z. B. mit der Topografie oder bestimmten physischen Landschaftselementen stehen, wodurch sich Gebiete mit einer hohen Anzahl von Zeugnissen kultureller Leistungen („Hotspots“) ergeben, denen jedoch auch „Coldspots“ offensichtlich weniger bedeutsamer Gebiete gegenüberstehen. Schließlich ergeben sich Hinweise darauf, dass bestimmte Formen kultureller Leistungen dazu tendieren, zusammen aufzutreten, beispielsweise ästhetische Werte, Erholung und Inspiration. Dies kann als Hinweis darauf verstanden werden, dass immaterielle Bezüge zwischen Landschaft und Lebensqualität einen holistischen Charakter haben und nur schlecht in klar voneinander abgegrenzte Kategorien eingeteilt werden können.

## Annäherung 2: Kurzgeschichten

Einen zweiten Versuch, näher zu ergründen, wie Landschaft zu Lebensqualität beiträgt, stellt die Analyse von Kurzgeschichten dar, die Menschen über ihre Region geschrieben haben.<sup>14</sup> Diese Geschichten entstanden im Winter 2010/2011 im Rahmen eines Wettbewerbs, den die Geschäftsführung des Biosphärengebiets Schwäbische Alb ausgeschrieben hatte, um Wünsche und Anliegen der Bevölkerung in die Entwicklung eines Rahmenplans für das Gebiet aufnehmen zu können. Unter dem Motto „BIOSPHERE – BeSchreib uns Deine Alb“ wurde die örtliche Bevölkerung aufgefordert, Geschichten zu vier Fragen einzureichen:

- Was ist für Sie das Besondere der Schwäbischen Alb (heute, gestern, morgen)?
- Was sind besondere Orte?

<sup>14</sup> Siehe CLAUDIA BIELING, Cultural ecosystem services as revealed through short stories from residents of the Swabian Alb (Germany), in: *Ecosystem Services* 8 (2014), S. 207–215.

- Wie sind die Menschen der Schwäbischen Alb?
- Wie stellen Sie sich das Leben in der Biosphäre Schwäbische Alb im Jahr 2020 vor?

Auf diese sehr offenen Fragen hin konnten die Autorinnen und Autoren frei in Worte fassen, welche Vorstellungen, Werte, Wünsche und Visionen sie mit der Schwäbischen Alb verbinden. Diese Geschichten bieten also die Möglichkeit, Verbindungen zwischen Landschaft und Lebensqualität zu untersuchen, ohne dabei wie beispielsweise in einem Interview (als gängigster Form der empirischen Sozialforschung) durch spezifische Fragen in eine bestimmte Richtung zu lenken. Die eingesandten 42 Geschichten, die über einige Zeit hinweg im Internet veröffentlicht waren, wurden in einem zweistufigen Verfahren analysiert. In einem ersten, quantitativ-übersichtsartig ausgerichteten Schritt wurde für alle eingesandten Geschichten ausgezählt, welche verschiedenen Formen der Bezüge zwischen natürlicher Umgebung/Landschaft und Lebensqualität jeweils angesprochen werden, wobei die im Millennium Ecosystem Assessment<sup>15</sup> spezifizierten Kategorien als Grobeinteilung dienen. Im Mittelpunkt des zweiten Schritts stand eine qualitative textthermenetische Feanalyse<sup>16</sup> von 14 Geschichten im Hinblick auf kulturelle Beziehungen zwischen Landschaft und Lebensqualität. Folgende Kriterien waren für die Auswahl der Geschichten für diese tiefer gehende Analyse ausschlaggebend:

- Umfang mindestens fünf vollständige Sätze (z. B. Ausschluss von kürzeren Gedichten)
- mindestens eine immaterielle Form der Nutzung bzw. Wertzuschreibung (kulturelle Leistung) angesprochen (z. B. Erholung, ästhetische Werte, Kulturerbe)
- Bezüge zur biophysikalisch-materiellen Umgebung enthalten (z. B. Ausschluss von Geschichten, die sich ausschließlich um soziale Praktiken wie Dialekt oder Traditionen drehen)
- Bezug auf die Gegenwart oder Zukunft (z. B. Ausschluss von Geschichten, die Nacherzählungen historischer Ereignisse darstellen)
- Bezug auf Menschen (z. B. Ausschluss von Tier-Fabeln)

Im quantitativen Überblick aller eingesandten Geschichten zeigte sich eine überragende Bedeutung der immateriellen Bezüge, also der als kulturelle Leistungen zu fassenden Aspekte. In lediglich drei der 42 Geschichten finden sich keine Hinweise hierauf; ein großer Teil der übrigen Geschichten dreht sich hingegen ausschließlich darum. Besonders häufig befassen sich die Geschichten mit den Aspekten Identität, Erholung, ästhetische Werte und Kulturerbe; weniger Hinweise finden sich auf Inspiration und religiöse bzw. spirituelle Verbindungen (s. Abb. 4). Versorgungsleistungen werden zwar in mehr als der Hälfte der Geschichten (57 %) angesprochen, allerdings nur in sporadischer Form und nahezu ausschließlich im Rahmen typischer Gerichte der Schwäbischen Alb (Linsen, der „schwarze Brei“ – eine traditionelle Getreidespeise, auch Schnecken), bei denen gleichzeitig starke Bezüge zu Kulturerbe und Identität gegeben sind und auf der Versorgungsleistung somit nicht unbedingt der Hauptaugenmerk liegt. Zu Regulationsleistungen findet sich lediglich in einer Geschichte ein kurzer Verweis auf die Reinigungsfunktion, die Wälder für Wasser und Luft haben. Dieses Bild kann als Beleg dafür dienen, dass kulturelle Bezüge zwischen Landschaften und Lebensqualität tatsächlich eine Schlüsselrolle in unserem geografischen Raum bzw. in mitteleuropäischen Kulturlandschaften einnehmen. Es stellt sich allerdings die Frage, welcher Art diese Beziehungen genau sind.

<sup>15</sup> MA, Ecosystems: Framework (wie Anm. 6).

<sup>16</sup> Vgl. JAN KRUSE, Qualitative Interviewforschung: Ein integrativer Ansatz, Weinheim/Basel 2015.

## In Geschichten behandelte kulturelle Ökosystemleistungen (in % von der Gesamtzahl der Geschichten)

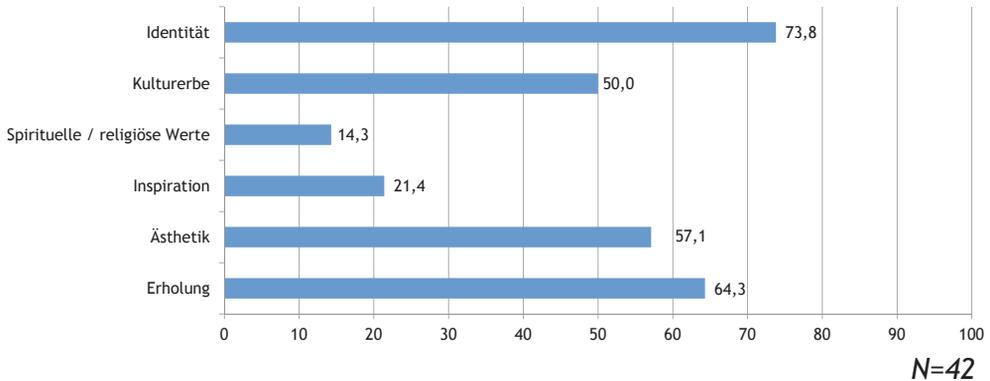


Abb. 4: Häufigkeit der Nennungen verschiedener Typen kultureller Leistungen in Kurzgeschichten zur Schwäbischen Alb (N=42). Grafik: Claudia Bieling.

Hier hilft ein Blick auf die qualitative Auswertung der 14 näher analysierten Kurzgeschichten weiter. Beispielsweise finden sich diverse Stellen, die sehr anschaulich und konkret begreifbar machen, wie Identität und Landschaft zusammenhängen. Exemplarisch sollen hier Ausschnitte aus der symbolisch betitelten Geschichte von Johannes Stockmayr vorgestellt werden: In „Der Weg nach oben“ beschreibt der Autor eine Wanderung den Albtrauf hinauf. Zu Beginn, noch unten im Vorland, heißt es: „Im Augenblick sind meine Gedanken noch wirr. Beim Gehen ordnen sie sich und finden ihre Bedeutung.“ Oben auf der Albhochfläche angekommen geht der Blick zurück: „Ich schaue hinab und sehe das Land unter mir aus einer anderen Perspektive. Wo ich her komme, was hinter mir liegt, ist winzig klein und vielfältig, das Meinige ist nur ein kleiner Teil des großen Ganzen.“ Schließlich muss der Rückweg angetreten werden, aber etwas bleibt: „Mein Weg endet, wo der Bach im Untergrund verschwindet. Aber in meinem Herzen ist Weite.“ Schon anhand dieser kurzen Textausschnitte wird deutlich, wie die wahrgenommene Landschaft und die innere Befindlichkeit wechselseitig aufeinander bezogen sind. Zwischen dem „Draußen“ und dem „Drinnen“ findet eine permanente Spiegelung statt. Während der Protagonist der Geschichte sich mit der Landschaft befasst (sie durchwandert, die Aussicht genießt, Beobachtungen macht usw.), finden innerlich Prozesse statt, die mit eigenen Werten und Positionierungen verknüpft sind, bis hin zu einer weltanschaulichen Dimension, die die eigene Rolle in einem größeren Zusammenhang des Lebens klärt.

So wie die Idee, dass Landschaften in enger Beziehung mit menschlicher Identität stehen, durch einen näheren Blick auf die Geschichten plastischer und konkreter mit Inhalten ausgefüllt werden kann, so liefern manche Autoren auch zu anderen Aspekten tiefgehende Einblicke, beispielsweise im Hinblick auf Kulturerbe und Heimat. Heimat wird dabei oft als etwas geschildert, das mit einer langen Geschichte zusammenhängt; hier kann es um ganz persönliche Erfahrungen gehen, aber auch um das, was man ganz klassisch unter Kulturerbe versteht – gerade die Burgen spielen auf der Alb eine große Rolle, ebenso Traditionen, typische Gerichte oder der Dialekt. Exemplarisch eine Schilderung von Werner Kemmler („Von Wasserfrauen, Deutschen Riesen

und anderen Schätzen“): „Ein Mensch, ein Gebäude, ein Dorf, die Landschaft. Alles sind sie Erinnerungen meiner Kindheit, Teil meiner Wurzeln. Sehnsuchtsort – mit Emotionen hinterlegt, mit Bildern, Szenen. Guten und weniger guten. Und wahrscheinlich sind sie alles Puzzleteile, die mich an und auf der Schwäbischen Alb zu einem guten Teil beheimatet sein lassen. Als Ort der Kindheit, Zufluchtsstätte von Sehnsüchten – sei es Projektionsfläche, sei es aus dem Innersten erwachsen.“

Nicht notwendigerweise setzt das Gefühl, in einer Gegend eine Heimat zu haben, jedoch eine lange Geschichte mit dieser oder eine enge Bindung an die örtlichen Kulturgüter voraus. Hier kann auch eine persönliche Entscheidung ausschlaggebend sein oder eine im Rahmen eines besonderen Erlebnisses entstehende innere Klarheit. Elke Ewert schildert dies für die nicht aus der Region stammende Hauptfigur ihrer Geschichte „Mein Traum vom Biosphärengebiet Schwäbische Alb 2020“: „Beim Picknick auf der Fauser Höhe mit dem weiten Blick über sanfte Hügel, Pferde- und Kuhweiden der Schwäbischen Alb stand für sie plötzlich fest: ja, hier will ich bleiben, Wurzeln schlagen und ankommen.“ Der Begriff „Wurzeln“ ist äußerst gängig in den analysierten Geschichten, und häufig beschreiben die Autoren sehr direkte Verbindungen dieser Wurzeln zu Gesundheit sowie physischer und psychischer Stabilität ihrer Figuren.

Auch für die ästhetischen Werte, was sie ausmacht und wie sie entstehen, liefert die Analyse der Geschichten einige Einsichten: Wie ein roter Faden zieht sich durch die Texte verschiedener Autoren das Motiv, dass Schönheit keine rein visuelle, auf das Sichtbare abhebende Erfahrung ist, sondern vielmehr alle Sinne umfasst. Dazu ein Ausschnitt aus „Heimat“ von Tanja Pappelau, die das Aufwachsen auf der Schwäbischen Alb beschreibt: „In der Scheune duftete es nach getrockneten Kräutern und Wiesenblumen [...]. Es war herrlich dort oben zu liegen und zu fühlen wie das Heu unter einem knisterte und stufte und nach einer ordentlichen Heuschlacht überall juckte. [...]. Mit all ihren Sinnen erlebten sie wie schön das Leben auf der Schwäbischen Alb war.“

Schönheit wird immer wieder als etwas geschildert, dem man sich kaum verschließen kann; allerdings gibt es auch eine zweite Linie der Darstellung, die darauf abhebt, dass auch die aktive Annäherung durch den Menschen notwendig ist, um sich manche Aspekte ästhetischer Werte zu erschließen, so wie es etwa Brigitte Hartmaier in ihrer Geschichte „Die spröde Schöne“ beschreibt: „Die Münsinger Alb ist eine spröde Schöne, die erobert und mit Geduld entdeckt werden möchte. Das geht am besten zu Fuß und auf Wanderungen durch alle Jahreszeiten, möglichst im Wechsel von Sonne, Wind, Regen und Schnee. Dann, wenn man die Wege auch abseits der ausgeschilderten Routen nicht scheut, macht man beglückende Entdeckungen, jeden Tag neu.“

So wie die Geschichten über konventionelle Vorstellungen von Schönheit hinausweisen, weisen sie auch den Blick darauf, in welcher Weise Inspiration aus Landschaften entsteht. Anders als im Millennium Ecosystem Assessment beschrieben, geht es dabei weniger um Prozesse, die Kunstschaffende in Literatur oder Malerei überführen. Vielmehr finden sich Beschreibungen von Inspiration vor allem im Sinne eines Anregens von Gedanken im ganz alltäglichen Leben, wie beispielsweise in „Ode an mein Dorf“ von Ingeborg Jaiser: „Wenn ich dann zurückkomme, satt vom Grün der Farne, betäubt vom Bärlauchgeruch, quillt es zuweilen aus mir heraus: nein, kein Lobgesang auf die Natur – Entferntes, Abstraktes eher, als hätte das eigenständig Gewachsene einen Prozess in mir angeregt, der die Gedanken wuchern und beflügeln lässt.“

Zusammenfassend zeigen sich die Kurzgeschichten als methodischer Schatz, der tiefe und „unverfälschte“ Einblicke in menschliche Verbindungen zu Landschaft zulässt. Wegen ihres offenen, nicht durch theoretisch-konzeptionelle Vorstellungen geleiteten Charakters bieten derartige

Textdokumente hervorragende Möglichkeiten, wissenschaftliches Verständnis über eine induktive Herangehensweise zu erweitern und zu vertiefen. Die Kurzgeschichten reflektieren starke, facettenreiche Verbindungen zwischen der Landschaft der Schwäbischen Alb und Lebensqualität, wobei sich zahlreiche Querbezüge zwischen Einzelaspekten zeigen. Immaterielle Wertzuschreibungen bilden ganz klar den Mittelpunkt dieses komplexen, holistischen Beziehungsgeflechts, und insbesondere Bezüge zu Identität, Erholung, Ästhetik und Kulturerbe werden hervorgehoben. Diese Werte sind jedoch nicht als statische physische Attribute von Landschaft zu sehen, sondern entstehen in der dynamischen Interaktion von Menschen mit ihrer Umwelt – davon zeugen die zahlreichen Schilderungen von Aktivitäten, Erfahrungen, Sinneswahrnehmungen, erlebter persönlicher Geschichte usw. im direkten Zusammenhang mit den beschriebenen Werten.

### Annäherung 3: Kurzinterviews

Wiederum einen ganz anderen Zugang zur Erkundung der Verbindungen zwischen Landschaft und Lebensqualität bietet die dritte empirische Untersuchung, die auf der Schwäbischen Alb durchgeführt wurde.<sup>17</sup> Hier wurden Passanten an „Alltagsorten“, wie z. B. im Ortszentrum oder auf einem Wanderweg, angesprochen und mittels Kurzinterviews dazu befragt, wie ihr persönliches Wohlbefinden mit der örtlichen Landschaft zusammenhängt. Die zentrale Interviewfrage lautete: „Wie trägt die Landschaft hier dazu bei, dass es Ihnen gut geht? Nennen Sie bitte kurz alles, was Ihnen in den Sinn kommt!“ Ergänzt wurde dies mit einigen soziodemografischen Angaben. Dieses Vorgehen lehnt sich an die in der Ethnografie gebräuchlichen Freelisting-Interviews an, die dazu genutzt werden, kulturell verwurzelte Vorstellungen etwa zu verschiedenen Bereichen des Alltagslebens zu erkunden.<sup>18</sup>

Es entstanden 262 Interviews mit verschiedenen Bevölkerungsgruppen, für die vermutet werden kann, dass ihr unterschiedlicher Hintergrund auch einen unterschiedlichen Blick auf Landschaft und Lebensqualität beinhaltet. Deswegen wurden ganz gezielt Landwirte, Touristen und Einheimische angesprochen. Außerdem wurde der Blick auch über die Schwäbische Alb hinaus gelenkt, um über einen vergleichenden Ansatz zu erkunden, wie unterschiedliche physisch-materielle Landschaftsqualitäten sich in menschlichen Wahrnehmungen und Bezügen niederschlagen. Mit demselben methodischen Vorgehen wie auf der Schwäbischen Alb wurden daher auch Interviews im Raum Freiburg/Schwarzwald, in der Oberlausitz sowie im Nationalpark Hohe Tauern (Österreich) durchgeführt. Die aus den Interviews resultierenden Listen von assoziativen Äußerungen wurden zu 112 Antwortkategorien verdichtet (v. a. über sprachliche Vereinfachung und Angleichung, z. B. Zusammenfassung von „ich finde es schön hier“, „Schönheit“ und „wunderschönes Landschaftsbild“ zu einer Kategorie „Schönheit“). Diese Antwortkategorien bildeten die Basis für diverse statistische Auswertungsverfahren (nichtparametrische Verfahren, v. a. Kreuztabellen und Chi<sup>2</sup>-Tests), wobei auch versucht wurde, die Ergebnisse in Bezug zu setzen zu Konzepten wie dem der Ökosystemleistungen.

Tabelle 1 zeigt eine Übersicht über die Antworten mit der größten Salienz. Salienz bezeichnet ein Maß, das die Häufigkeit der Nennung einbezieht, aber auch die Stellung innerhalb des Inter-

<sup>17</sup> CLAUDIA BIELING u. a., Linkages between landscapes and human well-being: An empirical exploration with short interviews, in: *Ecological Economics* 105 (2014), S. 19–30.

<sup>18</sup> Siehe SUSAN C. WELLER / ANTONE KIMBALL ROMNEY, *Sytematic data collection (Qualitative Research Methods, Bd. 10)*, Newbury Park/London/New Delhi 1988.

Tab. 1: Die 18 salientesten Antworten in Kurzinterviews auf der Schwäbischen Alb (Häufigkeit der Nennung, mittlerer Rang in der Liste der jeweils genannten Begriffe, Salienz und Rangzahl der Salienz) (N=262).

	% der Interviewten	Mittlerer Rang	Salienz (Sutrop Index)	Rangzahl Salienz
Schönheit	36.6	3.59	0.1020	1
Natur	31.3	4.17	0.0751	2
Berge	21.8	3.98	0.0546	3
Ruhe	23.3	4.74	0.0491	4
Wald	17.9	4.45	0.0403	5
Wandern	30.2	7.48	0.0403	6
Verbundenheit, Heimat	17.2	4.53	0.0380	7
Unberührtheit, Intaktheit	16.0	4.36	0.0368	8
Gewässer	10.3	2.85	0.0361	9
Entspannung, Erholung	19.1	5.40	0.0353	10
Grün	9.5	3.48	0.0274	11
Radfahren	12.6	5.15	0.0245	12
Abwechslungsreichtum, Vielfalt	7.3	3.05	0.0238	13
Gute Luft	13.0	5.62	0.0231	14
Möglichkeits-/Erfahrungsraum	10.7	4.79	0.0223	15
Gehen, laufen, spazieren	15.3	7.18	0.0213	16
Bäume	6.1	3.25	0.0188	17
Aussicht, Blick	10.96	6.32	0.0169	18

viewverlaufs, d. h. ob die Interviewten diesen Aspekt als einen der ersten nennen oder er ihnen erst zum Ende ihrer Antwort hin in den Sinn kommt. Je häufiger und je unmittelbarer ein Begriff also genannt wird, desto salienter ist er. Diese Liste der 18 salientesten Begriffe umfasst recht

verschiedenartige Antworten, die man auf die Interviewfrage erhält – manche beschreiben Landschaftselemente (Natur, Berge, Wald), andere heben auf Aktivitäten ab (Wandern, Radfahren), und es finden sich Aspekte, die man als kulturelle Leistungen fassen könnte: Schönheit, Verbundenheit/Heimat, Entspannung/Erholung. Schon in diesem Ausschnitt der Ergebnisse deutet sich allerdings an, dass der Großteil der Antworten kaum in das Konzept Ökosystemleistungen einzupassen ist, so etwa die genannten Aktivitäten und physisch-materiellen Landschaftselemente, aber auch Aspekte, die entweder übergreifend sind (z. B. Aussicht/Blick) oder gänzlich quer dazu verlaufen wie etwa „Möglichkeits-/Erfahrungsraum“. Diese fehlenden Möglichkeiten, die Ergebnisse mit dem Konzept der Ökosystemleistungen in Verbindung zu bringen, erstaunen, denn die zentrale Interviewfrage formuliert exakt die Kernidee dieses Konzepts – wie trägt die natürliche Umwelt zu menschlichem Wohlergehen bei? Hier zeichnen sich also große Unterschiede in alltagsweltlichen und wissenschaftlichen Perspektiven ab.

Ein anderes Konzept hat sich jedoch als sehr hilfreich erwiesen, um die Ergebnisse zu strukturieren und auszuwerten: das Cultural Values Model für Landschaften, das Janet Stephenson in Neuseeland entwickelt hat.<sup>19</sup> In einem interdisziplinären Ansatz beschreibt dieses Modell die Werte von Landschaften über drei Komponenten: Formen (*forms*), Praktiken (*practices*) und Beziehungen (*relationships*). Formen umfassen dabei alle physisch greifbaren und in aller Regel auch messbaren Faktoren, beispielsweise die in den Interviews angesprochenen Aspekte Wald, Berge, gute Luft. Unter Praktiken fallen alle menschlichen Aktivitäten (in den Interviews u. a. das Radfahren oder Wandern), aber auch natürliche Prozesse wie z. B. die Jahreszeiten. Schließlich bilden die Beziehungen eine sehr breite und vielgestaltige Kategorie, in der alle Wertzuschreibungen einzuordnen sind, egal ob sie nun einen direkten positiven Bezug oder Nutzen der Landschaft darstellen (z. B. Entspannung/Erholung, Schönheit) oder Landschaft wertend beschrieben wird (z. B. Ruhe, Unberührtheit/Intaktheit). Die Gruppe der Antwortkategorien, die den Beziehungen zuzuordnen sind, war sehr groß, weswegen der Versuch einer weiteren Unterteilung unternommen wurde (vgl. Abb. 5): Greifbare Landschaftsaspekte heben auf bestimmte Eigenschaften der Landschaft ab, z. B. Unberührtheit, Schönheit, Weite, Einzigartigkeit. Vorrangig auf materielle Aspekte ausgerichtet sind Antworten wie Selbstversorgung, gutes Wohnen oder Einkommen. Soziokulturelle Aspekte umfassen alles, was mit kulturellem Leben zusammenhängt, sowie gute soziale Kontakte. Vorrangig auf immaterielle Aspekte ausgerichtete Antworten lassen sich vielfach mit den kulturellen Leistungen des Millennium Ecosystem Assessment in Deckung bringen; in diese sehr große Kategorie fallen z. B. Spiritualität, Verbundenheit/Heimat, Geborgenheit/Trost, Gelassenheit, Einklang/Harmonie, Glück. Schließlich gibt es noch die im Zusammenhang mit Sinneswahrnehmungen stehenden Aspekte wie z. B. Farben, Geruch und Geräusche.

Die Untersuchung war in mehrfacher Hinsicht vergleichend ausgerichtet. Für die verschiedenen Befragtengruppen mit unterschiedlichem soziodemografischen Hintergrund zeigten sich nur geringe Unterschiede. So hatten die Faktoren Geschlecht, Alter und Ort des Interviews (freie Landschaft/bebaute Umgebung) kaum Relevanz – Männer haben in etwa so geantwortet wie Frauen, Junge wie Alte, und es gab auch nur sehr geringe Unterschiede zwischen Interviews, die auf einem Supermarktparkplatz geführt wurden, und solchen, die am Wanderweg entstanden. Etwas anders ist das Bild, wenn man Landwirte, Touristen und Einheimische (d. h. Wohnbevölkerung ohne Landwirte) vergleicht. So sprachen Landwirte besonders oft Heimatgefühle und eine Ortsverbundenheit an, aber auch materielle Aspekte wie Einkommen oder Selbstversorgung.

<sup>19</sup> JANET STEPHENSON, The Cultural Values Model: An integrated approach to values in landscapes, in: *Landscape and Urban Planning* 84/2 (2008), S. 127–139.

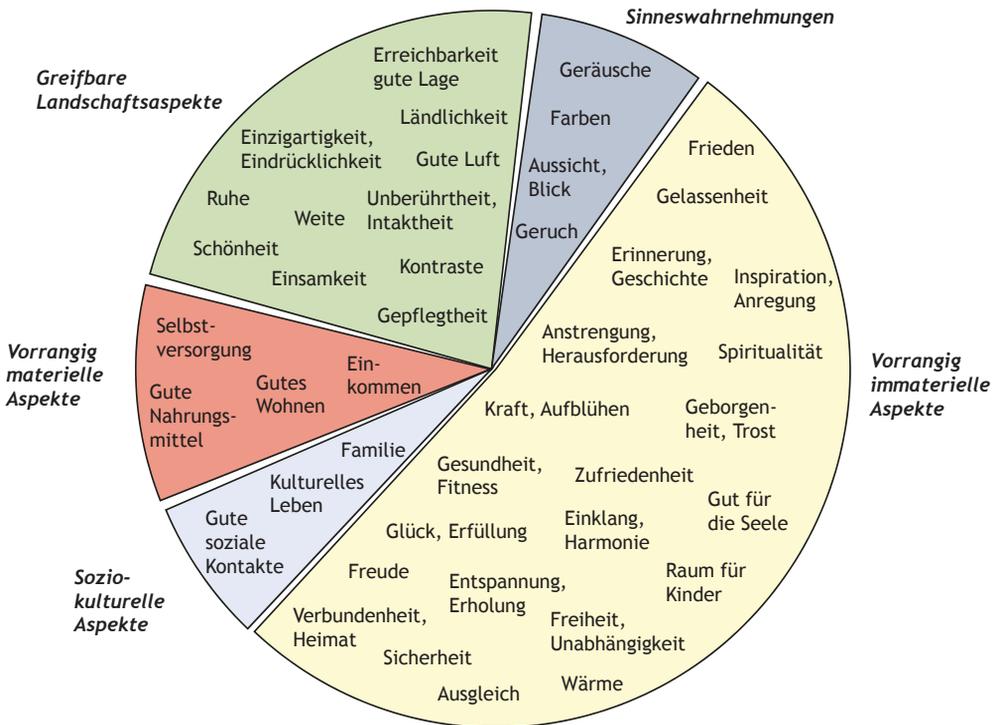


Abb. 5: Übersicht über die Unterteilung der Kategorie „Beziehungen“ sowie Einordnung der in den Kurzinterviews genannten Begriffe. Grafik: Claudia Bieling.

Touristen hingegen hoben Erholungswerte und Aspekte wie Unberührtheit/Intaktheit hervor. Neben Unterschieden gab es jedoch auch (unerwartete) Gemeinsamkeiten: Touristen und Landwirte betonten gleichermaßen stark die Verbindungen zwischen Landschaft und Lebensqualität, nannten also viele verschiedene Aspekte, während die Antworten von der sonstigen Wohnbevölkerung sehr viel weniger umfangreich ausfielen. Touristen und Landwirte nannten auch besonders häufig Aktivitäten in Bezug auf Landschaften (d. h. Praktiken im Cultural Values Model). Schließlich zeigte sich eine statistische Korrelation zwischen solchen Praktiken und dem, was im Cultural Values Model als Beziehungen beschrieben wird – wer also in der Landschaft aktiv ist, hat engere Verbindungen und profitiert stärker im Hinblick auf die Lebensqualität. Für die Stärke dieser Verbindungen scheint es keinen großen Unterschied zu machen, ob man als Wanderer unterwegs ist oder eine Almweide bewirtschaftet.

Sehr viel deutlichere Unterschiede als bei den soziodemografischen Variablen zeigten sich zwischen den vier Untersuchungsgebieten – in der Mehrzahl der Antwortkategorien waren hier statistisch signifikante Hinweise zu finden. Da es den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen würde, dies vollumfänglich darzustellen, werden im Folgenden jeweils nur die wichtigsten fünf Formen, Praktiken und Beziehungen in den Untersuchungsgebieten gegenübergestellt. In allen vier Gebieten ist der Wald unter den fünf am häufigsten genannten Formen, auch Berge sind hier meist vertreten (Abb. 6). Neben diesen omnipräsenten Aspekten zeigen sich jedoch auch Formen, die gebietsspezifisch sind: die Almen und die Tiere in den Hohen Tauern, die Weinberge und die gu-

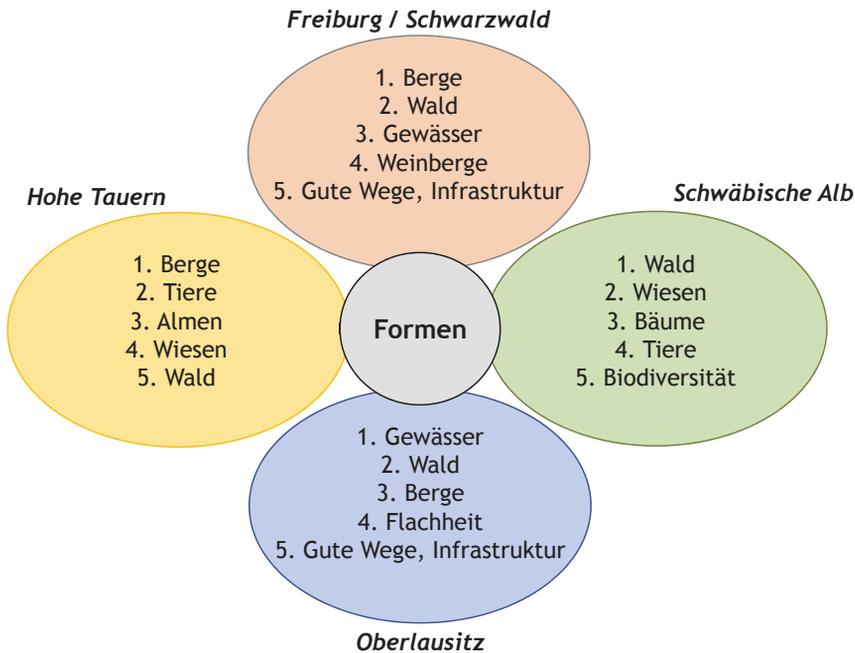


Abb. 6: Die fünf in Kurzinterviews am häufigsten genannten Formen (N=262). Grafik: Claudia Bieling.

ten Wege in Freiburg, die Gewässer und die Flachheit in der Oberlausitz, die Biodiversität auf der Schwäbischen Alb. Die fünf am häufigsten genannten Formen zusammengenommen liefern ein durchaus zutreffendes Porträt der prägenden Landschaftscharakteristika der jeweiligen Gebiete. Auch für die Praktiken (s. Abb. 7) gibt es Aspekte, die in allen vier Gebieten gleichermaßen unter den ersten fünf vertreten sind, nämlich das Wandern und Gehen/Laufen/Spazieren; ebenso wird ein natürlicher Prozess, nämlich der Wechsel der Jahreszeiten und das Wahrnehmen eines Rhythmus in der Natur, fast überall hervorgehoben. Aber auch hier zeigen sich wieder Besonderheiten, d. h. Praktiken und Nutzungsformen, die an ganz bestimmte Gebiete geknüpft sind, wie z. B. Angeln/Jagen und das Sammeln von Pilzen in der Oberlausitz sowie das Bewirtschaften und Arbeiten in der Landschaft in den Hohen Tauern. Für die Beziehungen rangieren in allen vier Gebieten Natur und Schönheit weit oben (Abb. 8). Lokale Besonderheiten sind auch hier vertreten, wie die Wertschätzung der guten Lage und Erreichbarkeit in Freiburg oder die Ortsverbundenheit und Bedeutung der Landschaft als Heimat in den Hohen Tauern. Auf der Schwäbischen Alb schätzt man besonders eine Unberührtheit/Intaktheit sowie den Abwechslungsreichtum der Landschaft.

Insgesamt liefern diese minimalistisch anmutenden Interviews damit ein recht plastisches Porträt der wertgeschätzten Landschaftselemente, der Nutzungsweisen und tiefer liegenden Beiträge der Landschaften zur Lebensqualität.

Wie trägt Landschaft zur menschlichen Lebensqualität bei?

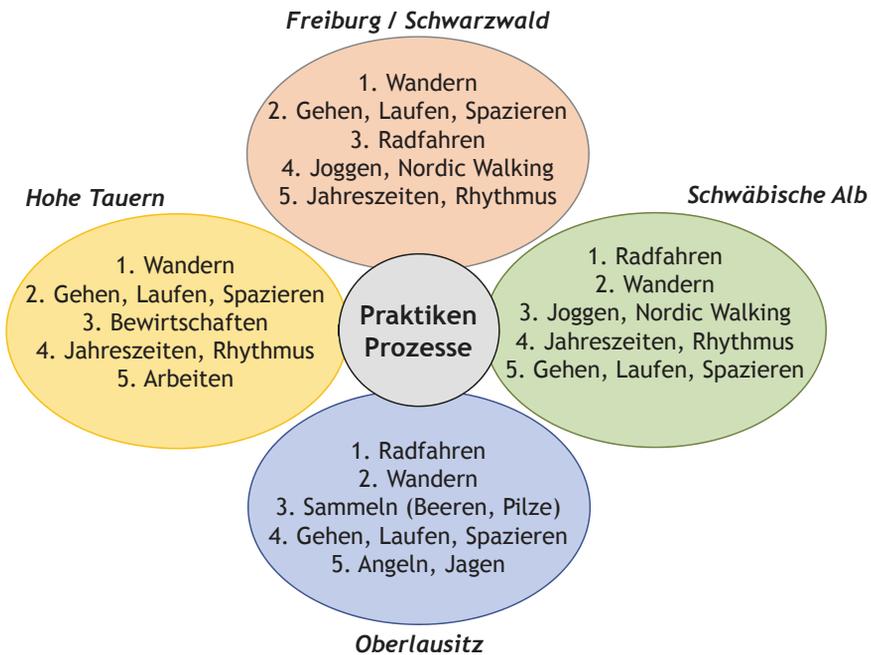


Abb. 7: Die fünf in Kurzinterviews am häufigsten genannten Praktiken (N=262). Grafik: Claudia Bieling.

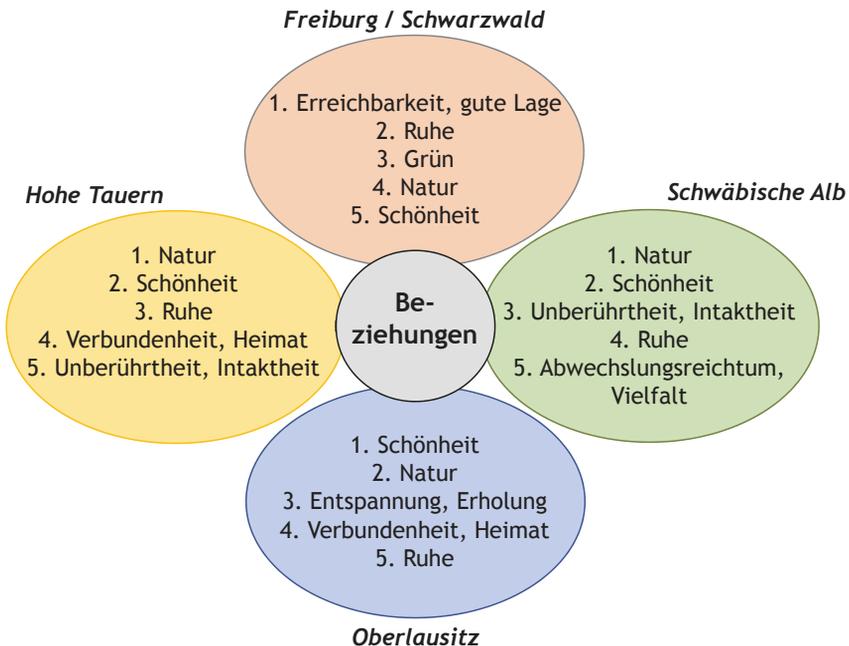


Abb. 8: Die fünf in Kurzinterviews am häufigsten genannten Beziehungen (N=262). Grafik: Claudia Bieling.

## Schlussfolgerungen

Alle drei vorgestellten Untersuchungen unterstreichen, dass es enge und facettenreiche Verbindungen zwischen Landschaften und Lebensqualität gibt. Diese Verbindungen stehen einerseits in einem engen Zusammenhang mit biophysikalisch beschreibbaren Faktoren, also mit den greifbaren Landschaftselementen. Darauf weisen in den Kurzinterviews die deutlichen Unterschiede in den Untersuchungsregionen hin und die häufige Bezugnahme auf Formen. Aber auch in den Kurzgeschichten kommt ganz klar zum Ausdruck, wie der Bach, der Ausblick vom Berg oder die Burg als Kristallisationspunkt dienen für Werte, die in Verbindung mit Lebensqualität stehen. Gleichzeitig, und üblicherweise viel weniger beachtet als die eben angesprochene „Landschaftsausstattung“, unterstreichen die Untersuchungen die Erfahrungen und Aktivitäten als ausschlaggebend dafür, dass Landschaften zu Lebensqualität beitragen können – wer sich aktiv mit der Landschaft auseinandersetzt, erfährt auch verschiedene Formen des Nutzens. Das wird beispielsweise deutlich in der statistisch beschreibbaren Korrelation zwischen Praktiken und Beziehungen in den Kurzinterviews. Auch in den Geschichten finden sich viele Belege, beispielsweise der zitierte Ausschnitt aus „Der Weg nach oben“, in dem das Gehen und die Wanderung hoch auf den Altrauf eine ganz zentrale Rolle spielen.

Im Hinblick auf Politik und Praxis der Landschaftspflege entsteht daraus die Schlussfolgerung: Um im Kontext von Landschaften Lebensqualität zu sichern und zu fördern, sollten wir zum einen den Schutz und die nachhaltige Entwicklung von physisch greifbaren Landschaftselementen vorantreiben. Das ist der Weg, der ja schon umfänglich beschritten wird, zum Beispiel im Rahmen der Ausweisung von Schutzgebieten, egal, ob diese nun den Weg eines reinen Schutzes wie Naturschutzgebiete verfolgen oder die Kombination von Schutz und Nutzung wie Biosphärenreservate. Zum anderen, und viel weniger im allgemeinen Bewusstsein, sollten die konkreten Erfahrungen und Erfahrungsmöglichkeiten in Bezug auf Landschaften gefördert werden. Das fängt damit an, dass Kinder die Möglichkeit haben, in Wald, Feld und Wiesen zu spielen, und geht über die Einrichtung von Wegen, Informationsangeboten sowie Möglichkeiten zum Gärtnern bis hin zu kreativen Projekten, in denen Künstler Menschen die Landschaft, ihre Geschichte, Gegenwart und möglichen Zukunftsperspektiven nahebringen und zu einer Auseinandersetzung damit einladen, sei es über Installationen, Audiotouren oder Performances. Solche vielfältigen Ansatzpunkte zusammenzubringen und ihnen synergetisch zur Wirkung zu verhelfen, birgt ein erhebliches und bislang noch zu wenig ausgeschöpftes Potenzial, um eine nachhaltige Pflege von Landschaften und ihrer Wirkungen für menschliche Lebensqualität zur Entfaltung zu bringen.

# „Unser Elsass“

Der Reisebericht eines Rheinländers aus dem Jahre 1910

*Herausgegeben von Norbert Ohler*

## Einführung des Herausgebers

Zum Nachlass meines Vaters, Paul Ohler (\* 1893, † 1967), gehören ein Konversations=Lexikon, ein Kommersbuch, ein Reisebericht und vieles mehr, was er von seinem Vater, Richard Ohler (\* 1854, † 1922) geerbt hatte. Mein Großvater war ein Mann mit weitem Horizont, Lehrer und Rektor einer Volksschule in Mönchengladbach; gern hat er gesungen, und er ist viel gereist.

In dem von ihm geschriebenen Bericht gibt Richard Ohler sich als Rheinländer zu erkennen (S. 30), stellt sich aber nicht namentlich vor. Ungenannt bleiben auch der Neffe und die Nichte, die ihn wohl nicht nur zeitweise begleitet haben (vgl. S. 34), sowie die Daten der Reise und die Zeit der Niederschrift.

Der Bericht liegt mir in einem Heft vor: 16,3 x 21 cm, mit 92 linierten Seiten; von denen sind die ersten 56 Seiten von Hand paginiert und mit schöner, gleichmäßiger Schreibschrift mit Tinte beschrieben. Der Text weist nur wenige Korrekturen, Streichungen und Fehler auf. Vermutlich handelt es sich um die Reinschrift, der Unterlagen zugrunde lagen; erwähnt werden ein Reisetagebuch und Bücher; dazu kamen wohl Notizen und Werbematerial.

Der Ausdruck ist flüssig, gelegentlich spannend; gewählt oder gar schwerfällig wirkt manche Landschaftsschilderung. Die Rechtschreibung entspricht der uns vertrauten; ss und ß werden mit langem und kurzem s geschrieben, Tourismus ohne o; Abweichungen gibt es bei der Getrennt- und Zusammenschreibung. Aufgelöst habe ich Abkürzungen (u. für und, Prof. für Professor, u. Ä.); offenkundig übersehene Fehler habe ich berichtigt (Reisenossen statt Reisegenossen) und Würdenträger so gezählt, wie es heute üblich ist (statt „Ludwig der XIV“ also Ludwig XIV.). Die wenigen Unterstreichungen habe ich nicht übernommen, sondern Zwischenüberschriften eingefügt, ohne eckige Klammern [...]. Die habe ich verwendet, um die Seitenzahlen der Handschrift und gebotene Ergänzungen in den Text einzuflechten.

Der Bericht könnte als Grundlage für Vorträge gedient haben (vgl. „Nun folgen Sie mir auch“, S. 43), vielleicht ist er sogar veröffentlicht worden; gewiss wollte der Autor werben: Auch das Elsass gehört zu unserem von Metz bis Memel reichenden Vaterland; das Land zwischen Vogesen und Rhein verdient es, besucht und erwandert zu werden! Nicht zu übersehen sind patriotische Töne; zur Kritik an Frankreich gehört der abwertende Gebrauch von „welsch“. Andererseits bleiben vielbesuchte Schlachtfelder des Krieges 1870 unerwähnt. Wie soll man die leitmotivisch verwendete Bezeichnung „Unser Elsass“ verstehen? Als Zeichen, dass das Reich dieses Landes nicht sicher sein konnte?

Vier Jahre nach der geschilderten Reise begann ein Krieg, der Millionen von Franzosen und Deutschen dahingerafft, verstümmelt oder gebrochen hat; auch elsässische Siedlungen und Landschaften wurden verwüstet. Richard Ohler hat noch erlebt, dass das Land, das er als Reisender schätzen gelernt hatte, mit dem Vertrag von Versailles (28.6.1919; in Kraft seit dem 10.1.1920) an

Frankreich abgetreten wurde. Ein Jahrhundert später herrscht seit Generationen Frieden zwischen den vermeintlichen Erbfeinden; aber die deutsche Sprache, die dem Gladbacher Lehrer lieb war, ist im Elsass immer weniger Menschen vertraut.<sup>1</sup>

Richard Ohler könnte zu den schriftstellernden Lehrern gehört haben. Doch wie oft gab es die? Die Frage sei aufgeworfen, ohne dass ich sie beantworten könnte. Das Thema ist wohl noch nicht monografisch aufgearbeitet worden. Anfragen bei Kolleginnen und Kollegen, unter ihnen Archivare mit langer Berufserfahrung, haben nicht weitergeführt. Mancher konnte ein, zwei Namen von Lehrern oder ehemaligen Schulmeistern nennen, die auch veröffentlicht hatten. Ihre Auskünfte seien zusammengetragen. Prof. Dr. Wolfgang Hug, Mitglied des Alemannischen Instituts, hat mich freundlicherweise auf eine Studie aufmerksam gemacht, wofür auch an dieser Stelle gedankt sei: Rainer Bölling: Sozialgeschichte der deutschen Lehrer. Ein Überblick von 1800 bis zur Gegenwart (KVR 1495), Göttingen 1983.

Einige auch Richard Ohler betreffende Gemeinsamkeiten der ‚Volksschullehrer‘ (Gymnasial- und Universitätslehrer wären gesondert zu betrachten) seien genannt: Im ausgehenden 19. Jahrhundert haben sich ihre materielle Lage und ihre gesellschaftliche Stellung spürbar verbessert. Sie verfügten über ein festes, wenn auch bescheidenes Einkommen, eine sichere Altersversorgung, oft auch eine preisgünstige Dienstwohnung. Ausbildung und Berufstätigkeit erlaubten vielen von ihnen, zusätzliche Einnahmen zu erzielen durch Dienste als Organist in der Kirchengemeinde, Musizieren bei Familienfesten und das Verfassen gedruckter Totenzettel (eine schriftstellerische Tätigkeit). Nicht wenige Lehrer konnten sich Bildungs- und Urlaubsreisen leisten sowie ihren Kindern ein Hochschulstudium finanzieren, womit sie deren (weiteren) sozialen Aufstieg erleichterten.

Lehrer an Volksschulen unterrichteten mehrere Fächer, darunter ‚Heimatkunde‘. Bei Ausflügen konnten sie das Interesse von Schülerinnen und Schülern für Pflanzen und Tiere, für archäologische und geschichtliche Zeugnisse der näheren Umgebung des Schulortes wecken – je nach Aufgeschlossenheit der Kinder und des Lehrers auch vertiefen. Die Durchsicht autobiografischer Schriften von Ärzten, Künstlern, Wissenschaftlern... würde zu Tage fördern, dass viele von ihnen sich dankbar der Förderung durch ihre Lehrer erinnern, ob diese nun schriftstellerisch tätig waren oder nicht.

Zum Abschluss dieses Geleitwortes möchte ich einem Lehrer Ehre erweisen, der zwei Generationen nach meinem Großvater gewirkt hat: Hermann Brommer (1926–2012), Lehrer und Schulrektor in Merdingen und Ihringen, Mitglied des Alemannischen Instituts, hat Anregungen, die sein Beruf und sein Umfeld ihm boten, in einzigartiger Weise als Herausforderung verstanden. Auf intensive Archivstudien gestützt, hat er im Laufe von Jahrzehnten eine Fülle wissenschaftlicher Arbeiten zur reichen Kunst- und Ordensgeschichte Südwestdeutschlands und des benachbarten Elsass verfasst.

N. O., Feb. 2016

---

<sup>1</sup> Das Elsass ist weit besser erforscht als andere Regionen Frankreichs. Zur reichen wissenschaftlichen Literatur vgl. NORBERT OHLER, Auswahlbibliographie zur Landeskunde des Elsaß, vornehmlich zur Geschichte, in: Das Elsaß. Bilder aus Wirtschaft, Kultur und Geschichte, hg. von JEAN-MARIE GALL und WOLF-DIETER SICK (Alemannisches Jahrbuch 1987/88), Bühl 1991, S. 427–462. Ferner NORBERT OHLER, ‚Alsatica‘ (Sammelreferate), in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 133 (1985), S. 363–380; 135 (1987), S. 432–436; 140 (1992), S. 437–442; 143 (1995), S. 495–507. In die Anmerkungen habe ich nur wenige Titel aufgenommen. Als Fundgrube zu Fragen rund um den Reisebericht waren willkommen der MÜNDEL (wie in Anm. 11), Das Reichsland Elsass-Lothringen. Landes- und Ortsbeschreibung (5 Bände. Straßburg 1898–1903), Das Elsass von 1870–1932, hg. von J. ROSSÉ u. a., Colmar Bd. I–III 1936, Bd. IV 1938, ferner das schon erwähnte Brockhaus Konversations-Lexikon (BKL; 14. Auflage, Bd. 1–17, Leipzig u. a., 1892–1897). Für die Lokalisierung von Orten, Pässen, Seen usw. hat sich einmal mehr bewährt die Michelin-Karte 87: Vosges Alsace, 1 : 200.000, mir vorliegend in der Ausgabe 1993. Manche Angabe habe ich aus dem Internet übernommen und/oder anhand von Wikipedia und anderen Einträgen im November 2014 überprüft.

## [S. 1] Unser Elsass

Drei übertoll besetzte Ferienzüge führten die wohl zum größten Teil dem Lehrerstande<sup>2</sup> angehörigen Wanderlustigen aus der rheinischen Metropole Cöln dem Süden zu. Einer beförderte seine Insassen zunächst nach München, während zwei die Richtung nach Basel nahmen.<sup>3</sup> Ich gehe gewiss nicht fehl bei der Annahme, dass sich die weitaus größte Zahl der Reisenden als Ziel die Alpen gesetzt hatten; denn als ich in Straßburg mit meinen Reisegefährten den Zug verließ und auf dem Bahnsteig Ausschau hielt, bemerkte ich, dass nur eine geringe Zahl von Personen ausgestiegen war, und von diesen schien mir noch die Mehrzahl Jünger Merkurs [Händler, Kaufleute] zu sein, welche die [S. 2] Benutzung des Ferienzuges als ein Geschäft ansahen, das man eben mitnehmen muss. Fast hätte mich ein Gefühl touristischer Minderwertigkeit beschlichen bei der Feststellung dieser Tatsache, da ich mich doch mit dem Besuche des Elsass und seiner Vogesen begnügen wollte.<sup>4</sup> Doch nachdem wir den weiterfahrenden Bekannten ‚Glückliche Reise‘ zugerufen und den leiblichen Menschen soviel als möglich von den Spuren der nächtlichen Fahrt gesäubert hatten, traten wir aus dem Bahnhofsgebäude in den hellen, sonnigen Morgen hinaus.

Verschwunden war da die Alpensehnsucht, die ich in der Erinnerung an die in der Hochgebirgswelt gekosteten Genüsse beim Nachschauen des [S. 3] gen Basel weiterdampfenden Zuges doch nicht ganz hatte verwinden können; denn bald wurden an die vor zwei Jahren auch von Straßburg aus unternommene Wasgaufahrt Erinnerungen geweckt, die mich mit Ungeduld den Zug erwarten ließen, der mich den Bergen zuführen sollte.<sup>5</sup>

## Straßburg

Da meine jungen Reisegenossen, die zwar den Schwarzwald besuchen wollten, aber doch meiner Obhut bis Straßburg anvertraut worden waren, die „wunderschöne Stadt“<sup>6</sup> noch nicht gesehen hatten, so sollte auch diesmal hier eine kurze Rast gehalten werden. Ich habe Straßburg zum ersten Male im Jahre 1884 gesehen. Ein Vergleich des Stadtbildes von 1884 mit dem von 1910 lässt sofort erkennen, mit welch reichen Mitteln die Regierung der Reichslande gearbeitet hat, [S. 4] um der Hauptstadt [des Reichslandes Elsass-Lothringen] auch den Stempel der Großstadt aufzudrücken. Die innere Stadt, das alte Straßburg, bietet noch jetzt das Bild einer echt deutschen

<sup>2</sup> Als Lehrer verfügte der Autor über ein bescheidenes, aber sicheres Gehalt. Schulferien luden zu Reisen ein. Viele Lehrer engagierten sich in Verbänden, nicht wenige betätigten sich auch publizistisch. Schulen und Vereine waren stolz auf die Veröffentlichungen ihrer Mitglieder.

<sup>3</sup> Von Köln bis Straßburg wohl linksrheinisch. Dem Herausgeber ist nicht bekannt, warum heute Schnellzüge von Köln nach Basel nicht auch über Straßburg fahren.

<sup>4</sup> Vgl. BKL Bd. 6 (1893) S. 42–45 (Elsaß) und S. 45–55 (Elsaß-Lothringen, mit Karte 1 : 960.000).

<sup>5</sup> Wasgau, Wasgenwald und Vogesen/Vosges (vom Autor ebenfalls verwendet) gehen zurück auf keltisch/lateinisch Vosegus, ein Berg- und Waldgott. Nach: Wikipedia, <http://de.wikipedia.org/wiki/Wasgau>, eingesehen am 12.11.2014.

<sup>6</sup> Erinnerung an ein wehmütiges Lied: „O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt, darinnen liegt begraben so mannlicher Soldat ...“. Die folgenden sechs Strophen klagen um einen schönen jungen Mann, der Vater und Mutter „bösllich“ verlassen hat und nun in Straßburg dient. Vergeblich bitten die Eltern den Hauptmann um ihren Sohn; „der muss sterben im weit und breiten Feld“, beweint und betrauert auch von seinem „schwarzbraunen Mädchen“. „Sie weinet, sie greinet, sie klaget also sehr: Ade, mein allerliebtest Schätzchen, wir sehn uns nimmermehr!“ Schauenburgs allgemeines Deutsches Kommersbuch. Unter musikalischer Redaktion von Fr. Silcher und Fr. Erk, 31. Auflage, Lahr 1888, S. 386, Nr. 358 „Fremdenlegion“.

mittelalterlichen Stadt mit engen, krummen Straßen und in denselben Häuser mit vorstehenden Erkern und Giebeln.

1884 sah der jetzt so herrlich angelegte und mit Prachthotels ersten Ranges umstandene Bahnhofplatz noch recht dürftig aus. Damals war der durch die Niederlegung der alten Festungswerke für die Ausdehnung der Stadt gewonnene Raum auch nach Norden hin nur noch [erst] spärlich bebaut. Der Kaiserpalast war noch im Bau begriffen Und jetzt! Ein neues Straßburg ist entstanden, welches wohl mit größerem Rechte als das alte den Beinamen einer „wunderschönen Stadt“ rechtfertigt. Die moderne Baukunst feiert hier [S. 5] in Palästen, öffentlichen und privaten Bauwerken wahre Triumphe. Der Kaiserpalast, die Universität, das Landesausschussgebäude, die Landesbibliothek, alle diese Prachtbauten, umgeben von einem Kranze prunkvoller Anlagen, bieten ein Bild, wie es in Deutschland wohl kaum schöner gefunden werden kann.<sup>7</sup> Die neue Post, die katholische Garnisonkirche und die ~~Syn~~agoge sind kostbare Perlen in der großen Zahl der Prachtbauten des neuen Straßburg.<sup>8</sup>

## Das Münster

Ist es doch, als ob die heutigen Künstler wetteifern wollten mit dem Bauwerk, das seit Jahrhunderten der Stolz der Straßburger, des ganzen Elsass ist, mit dem Wunderdome des Münsters. „Seinen einfachen, ungemein klaren Aufbau überzieht wie ein durchbrochenes Spitzengewebe, ein sich frei tragendes steinernes Stab- und [S. 6] Maßwerk, verbunden mit luftigen Tabernakeln, reich gegliederten Brüstungen, Fialen und Wimpergen. Dazu eine Fülle des Bildschmuckes, in ihm nicht weniger als 20 Reiterstatuen, die mit ihren hohen Baldachinen die Absätze der nach oben sich verjüngenden Strebebögen krönen. All dieser Reichtum aber gipfelt in dem prachtvollen Mittelstück des Ganzen, der großen Rose, um deren innere Strahlenglorie sich ein reich durchbrochener, frei schwebender Zackenkranz legt, das Rund mit dem umrahmenden Viereck vermittelnd. Das Ganze fast zwei Fassaden hintereinander: durch die weiten Maschen des vorgeetzten Gewebes blickt man hindurch auf die kompakte Masse des eigentlichen Frontbaues. Vor diesem aber entwickelt sich ein [S. 7] Blühen und Sprießen des dünnen, bronzegussartig feinen Stabwerkes, eine Entmaterialisierung des Materials bei vollendet künstlerischem Sinn für die Gliederung, welche vereint dem Erwünschten Werk bei größerem Liebreiz nicht minder klassischen Wert geben, als ihn die Kölner Fassade besitzt“.<sup>9</sup>

Als ein Wahrzeichen der Stadt streckt das Münster seinen einzigen Turm gleichsam als einen mahnenden Finger Gottes zum Himmel empor. In dem ursprünglichen Bauplane waren zwei Türme vorgesehen, welche eine Fassade von zwei Stockwerken einschlossen. Statt dessen wurde der mittlere Teil um ein Stockwerk höher und nur der nördliche Turm, aber bedeutend höher, ausgebaut. Dieser Turm ist ein Kunstwerk ersten Ranges für sich, von dem Dohme sagt, dass es

<sup>7</sup> Vgl. KLAUS NOHLEN, Baupolitik im Reichsland Elsaß-Lothringen 1871–1918. Die repräsentativen Staatsbauten um den ehemaligen Kaiserplatz in Straßburg (Kunst, Kultur und Politik im Deutschen Kaiserreich, Bd. 5), Berlin 1982, 195 Abb., Dokumente.

<sup>8</sup> Vgl. Straßburg, in: BKL Bd. 15 (1895), S. 410–415, mit Stadtplan (1 : 11.850; sic), der die Straßen, Neubauten, Erweiterungen u. a. ausweist.

<sup>9</sup> Am Fuße der Seite wird das Zitat knapp und ohne Seitenangabe nachgewiesen; hier ergänzt: ROBERT DOHME, Geschichte der deutschen Baukunst (Geschichte der deutschen Kunst, Bd. 1), Berlin 1885 (wohl Nachdrucke 1886 und 1887). Das Werk wurde vom Herausgeber nicht eingesehen.

in der Kunstgeschichte einzig dastehe. Ich muss es [S. 8] mir versagen, bei dieser Gelegenheit auf die Einzelheiten desselben einzugehen.

Das Innere des herrlichen Gotteshauses macht ebenfalls einen überwältigenden Eindruck, ganz besonders, wenn es von den Strahlen der Nachmittagssonne, welche durch die vielfältigen Fenster der Rosette hineinfluten, übergossen ist. Kein Fremder wird die Besichtigung dieses großartigen Bauwerkes unterlassen, selbst wenn ihm nur wenige Stunden zur Verfügung stehen. Ja, auch der Straßburger heftet immer wieder seinen Blick darauf, mag er, seinen Geschäften nachgehend, den Münsterplatz überschreiten, mag er von den Höhen der Vogesen oder des Schwarzwaldes sein Auge über die Rheinebene schweifen lassen.

## Die astronomische Uhr

Das Straßburger Münster besitzt ein berühmtes Kunstwerk: die astronomische Uhr. [S. 9] Welchen Weltruf sie besitzt, zeigt sich, wenn wir uns um 12 Uhr mittags zur Besichtigung derselben in den Dom begeben. Dann hält eine lange Wagenreihe vor dem Südportale. Hunderte von Fremden nehmen vor der Uhr Aufstellung. Alle harren in „fürchterlich drangvoller Enge“<sup>10</sup> des Glockenschlages 12, wo die Uhr die meisten Vorzüge ihres Mechanismus zeigt. Sie hat ein vollständiges Planetarium, welches den Stand der Sonne und vieler Planeten, die Gestalt des Mondes, die Tages- und Jahreszeiten angibt. Die ganzen und auch die Viertelstunden werden von besonderen Figuren an einer Glocke angeschlagen, von denen die Viertelstunden von den vier Menschenaltern: Kind, Jüngling, Mann und Greis dargestellt werden. Beim Glockenschlage 12 setzt sich die schönste Gruppe in Bewegung: In der Mitte steht der auferstandene Heiland mit der Siegesfahne [S. 10] in der Hand. Es erscheinen nun die 12 Apostel, ziehen an ihm vorüber und machen vor ihm eine Verbeugung. Nur einer wendet ihm den Rücken zu: Judas, der Verräter. Dreimal ist der Vorbeizug, und jedesmal, wenn Petrus dem Herrn und Meister seine Verehrung bezeugt, kräht ein auf der Uhr stehender Hahn. Kaum zwei Minuten dauert dieses Schauspiel, und doch hört man während der Reisezeit Hunderte von Menschen in den verschiedensten Sprachen ihrer Verwunderung Ausdruck geben.

## Eine urdeutsche Stadt in deutschem Land

Es bedarf keines längeren Aufenthaltes in Straßburg, um die Überzeugung zu gewinnen, dass man in einer urdeutschen Stadt ist. Deutsche Laute klingen an unser Ohr. Auf der Straße, in den Wirtschaften, in den Geschäften hört man das „elsässer Ditsch“, in den Kirchen werden die gemeinsamen [S. 11] Gebete deutsch gesprochen. Und ist man in etwa mit Hebels alemannischen Gedichten vertraut, so fällt es gar nicht schwer, die Mundart zu verstehen. Denselben Eindruck gewinnt man in den übrigen Städten und der größten Zahl der elsässischen Dörfer – (Mündel, S. 17)<sup>11</sup>.

<sup>10</sup> Nach FRIEDRICH SCHILLER, Wallensteins Tod, IV, 10.

<sup>11</sup> Gemeint ist ein „Klassiker“: Die Vogesen. Reisehandbuch für Elsass-Lothringen und angrenzende Gebiete. Auf Grundlage von Schrickers Vogesenführer. Neu bearbeitet von CURT MÜNDEL. Unter Mitwirkung von [...], 9. Auflage, Strassburg 1900, LVIII, 610 S., zahlreiche Karten und Pläne. Das Werk ist „Den Forstmännern Elsass-Lothringens gewidmet“! – Die 1. Ausgabe, 1873, verfasst von August Schrickler (\* 1838, † 1912), zählt

Die zweihundertjährige Fremdherrschaft<sup>12</sup> hat deutsche Sprache, deutsche Tracht und deutsche Sitte des elsässischen Volkes nicht verwelschen<sup>13</sup> können. Von den 946 Gemeinden des Elsass sind nur 39 mit ausschließlich französisch und 12 mit gemischt redender, dagegen 895 mit rein deutsch redender Bevölkerung.<sup>14</sup> Die 39 Gemeinden mit ausschließlich französisch redender Bevölkerung sind aber auch durchaus nicht als ein Ergebnis des französischen Einflusses seit dem 17. Jahrhundert anzusehen, sondern deshalb [S. 12] in unserem deutschen Elsass, weil die Grenzregulierung nach dem Kriege 1871 die politische Grenze nicht genügend mit der Sprachgrenze in Übereinstimmung gebracht hat. Diese Tatsache kann dem Vogesenbesucher in ganz auffallender Weise zum Bewusstsein gebracht werden. Man kommt in deutsche Grenzorte, wo man mit dem deutschen Landsmanne sich in französischer Sprache verständigen muss, während man in französischen Orten an der Grenze recht bequem auf gut deutsch essen und trinken kann. In dem immerhin noch 1 ½ Stunden von der Grenze entfernten deutschen Ort Schnierlach<sup>15</sup> wurde mir in dem bedeutendsten Wirtshause auf meine deutsche Bestellung das *Je ne comprends pas* geantwortet. In Bussan<sup>16</sup>, auf französischem Boden, forderte der Wirt die Kellnerin, welche uns das Mittagessen auftrag, in französischer [S. 13] Sprache auf, sie solle mit uns deutsch sprechen. Sie gab ihm aber zur Antwort, das habe sie nicht nötig, denn ich spreche französisch. Die Kellnerin war gewiss französischer als ihr Chef.

Sieht man von den bei der Grenzregulierung 1871 übernommenen Franzosen ab, so darf man wohl sagen: Elsass ist ein deutsches Land geblieben. Die Versuche, dasselbe französisch zu machen, haben in den ersten 200 Jahren der Zugehörigkeit zu Frankreich keinen Erfolg gehabt. Erst Napoleon ist es gelungen, in den Elsässern *sym pathien* für Frankreich zu wecken. Diese Tatsache ist wohl zu verstehen, wenn man bedenkt, dass Napoleon nicht nur ein Held auf dem Schlachtfeld, sondern auch ein Verwaltungsgenie ersten Ranges war. Er hatte Frankreich von den furchtbaren Schrecken der Revolution befreit, seine [S. 14] Soldaten von Sieg zu Sieg geführt. Auch während seiner kriegerischen Unternehmungen fand er Zeit, das Volk aus dem Elend zu

---

VI, 180 S. – Mündel (\* 1852 in Glogau/Schlesien, † 1906 in Straßburg) war Buchhändler und Volkskundler, Mitglied des Vogesenclubs und seit 1897 dessen Ehrenpräsident. Vgl. JEAN BRAUN, Curt Mündel, in: Nouveau Dictionnaire de Biographie Alsacienne, Faszikel 27, Straßburg 1996, S. 2774.

<sup>12</sup> Frankreich hatte im Westfälischen Frieden 1648 wertvolle Rechte im Elsass gewonnen, in den folgenden Jahrzehnten weiter ausgebaut und 1681 die Freie Stadt annektiert; im Frankfurter Frieden von 1871 hatte es mit Teilen Lothringens und dem größten Teil des Elsass auch Straßburg an das neugegründete Deutsche Reich abgetreten.

<sup>13</sup> ‚Welsch‘ (oft wertneutral verwendet im Sinne von: zu den Ländern romanischer Sprache gehörig) begegnet in Walchensee sowie in Familien- und Ortsnamen. Der Autor gebraucht ‚verwelschen‘ abwertend im Sinne von ‚verfälschen‘.

<sup>14</sup> Zur leidigen ‚Sprachenfrage‘ vgl. Das Elsass von 1870–1932, Bd. IV: Karten, Graphiken, Tabellen, Sach- und Namenregister, Colmar 1938, S. 16, Karte 4: Die Verbreitung der französischen Muttersprache in den Kantonen Elsass-Lothringens am 1.12.1910. Ebd., S. 198, Tabelle 94: Sprachenzählung 1878–1910: Als Muttersprache gaben 1910 im Unter-Elsass 95,8 % Deutsch (einschließlich Dialekt) und 3,8 % Französisch an; entsprechend im Ober-Elsass 93,0 bzw. 6,1 %. – Ergänzend: S. 199, Tab. 95 Sprachenzählung 1926 (Umgangssprache), Tab. 96 Sprachenzählung 1931 (Sprachenkenntnis).

<sup>15</sup> Lapoutroie; in einem Seitental der Weiss, unterhalb des Bonhomme, an der Departementalstraße 415 Colmar–Saint Dié. – Ort und Kanton „zählen zu den wenigen Gebieten des Elsass mit originär frankophonem Regionalsprache, dem Welche/Welsch oder *l'osgien*.“ Es handelt sich um einen galloromanischen, eng mit dem Wallonischen verwandten Dialekt. Nach: Wikipedia, <http://de.wikipedia.org/wiki/Lapoutroie>, eingesehen am 5.11.2014.

<sup>16</sup> Bussang, unweit der Quelle der Mosel und der Nationalstraße 66, Basel-Metz. Der Autor verwendet nicht die deutsche Namensform Büssing oder Büssingen.

heben, in welches es durch eine mehrhundertjährige Misswirtschaft gesunken war. Durch eine weise Gesetzgebung, durch Förderung von Handel und Gewerbe gelangte Frankreich zu einem Wohlstande, der es ihm ermöglichte, den Ruhm der Nation mit Behagen zu genießen.<sup>17</sup>

Recht zeitgemäß ist im vorigen Jahre in der 3. Vereinschrift der Görresgesellschaft<sup>18</sup> ein Aufsatz des Münchener Geheimen Hofrates und Universitäts-Professors Dr. Hermann Grauert<sup>19</sup> erschienen, in dem er das Urteil unseres großen katholischen Schriftstellers Görres anführt über die Volksstimmung im Elsass zu der Zeit, als Preußen bei dem 2. Pariser Frieden im Jahre 1815 den Versuch machte, Elsass wieder [S. 15] an Deutschland zu bringen.

Den Elsässern war vorgeworfen worden, sie hätten die ersten deutschen Truppen, die ins Land rückten, gar schlecht aufgenommen und schlecht gepflegt. Görres, welcher als politischer Flüchtling zu dieser Zeit in Straßburg sich aufhielt, äußert sich über diese Anschuldigungen wie folgt: „In der ersten Zeit des Überganges waren die Elsässer keineswegs so sehr gegen die Deutschen gestimmt. Nur später, als man ihnen [sic] deutlich merken ließ, dass sie im Frieden an kleinere deutsche Fürsten fallen sollten, wurden sie wild und widerspenstig, sandten Abgeordnete nach Paris und baten, man möge sie nicht abtreten. Wie sollten auch diese kräftigen Menschen Freude daran finden, Untertanen von deutschen Fürsten zu werden, aus deren Ländern alle Bewohner, die zu ihnen herüber kamen, nicht satt werden [S. 16] konnten [und] zu klagen und zu jammern über den unerträglichen Druck aller Art, den sie erdulden mussten und unerschöpflich immer nur erzählten von den ungeheuersten Abgaben, Fronen, Jagden und allen den endlosen Verschleuderungen und Verprunkungen<sup>20</sup> bei gänzlicher Nahrungslosigkeit des Volkes. Sollten sie sich darüber freuen, als die Sage ging, wie sie nun auch bald teilnehmen sollten an diesseitiger Erbärmlichkeit, die sie bisher mit Recht verlacht hatten, und an der Verarmung, die sie täglich vor ihren Augen größere Fortschritte machen sahen? Man kündigte ihnen Freiheit und Wiedervereinigung<sup>21</sup> mit Deutschland an, sowie freien Verkehr mit uns. Als sie nun aber mit einigen kleinen Erzeugnissen – Butter, Eiern und dergleichen – zu den deutschen Märkten kamen, wurden sie visitiert und mussten [S. 17] so viel Zoll bezahlen, dass sie sich entschlossen, lieber zurückzubleiben.“ Görres erklärt nun, wie es komme, dass die Elsässer lieber bei Frankreich blieben als an Deutschland zurückgingen: „Ohne Zweifel, weil sie gut gehalten waren, weil ihr Wohlstand gesichert war, ihr Stand geehrt und ihr Recht gewahrt.“<sup>22</sup> Darum ermahnte Görres die deutschen Fürsten, sie möchten dafür Sorge tragen, dass von den Soldaten und Beamten im Elsass alle Ausschreitungen unterlassen würden, damit die Herzen des Volkes für Deutschland wieder gewonnen würden. Dass die Elsässer sich doch immer als Deutsche betrachteten, erkannte man in

<sup>17</sup> Das auffällige Lob Napoleons (\* 1769, † 1821; General, Erster Konsul der Republik, 1804–1814 Kaiser der Franzosen) erklärt sich wohl damit, dass das Rheinland links des Stromes, die Heimat des Autors, von 1794 bis 1814 zu Frankreich gehört und während dieser Zeit einen Modernisierungsschub erfahren hatte. Mit Anpassungen an das jeweilige lokale Recht galt der Code civil im Rheinland bis zur Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches 1900. Infolge der vielen Kriege, die Napoleon geführt hat, hatten auch die Rheinländer ungezählte Tote und großes Leid zu beklagen, materielle Schäden, zerrüttete Finanzen und vieles mehr zu verkraften.

<sup>18</sup> Die Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaften, 1876 gegründet, ist benannt nach dem katholischen Gelehrten und Publizisten Joseph Görres (\* 1776, † 1848). – Der Autor dürfte Mitglied gewesen sein.

<sup>19</sup> Hermann H. Grauert (\* 1850, † 1924) war ein international angesehener Historiker.

<sup>20</sup> Wohl abgeleitet von ‚verprunken‘ im Sinne von ‚prunkend verthun‘, nach: JACOB GRIMM / WILHELM GRIMM, Deutsches Wörterbuch, Bd. 12,1, Leipzig 1956; in der dtv-Ausgabe, München 1984, Bd. 25, Sp. 977.

<sup>21</sup> Dieser Begriff begegnet in den Aufzeichnungen dreimal.

<sup>22</sup> Eine derart freimütige Anerkennung der Bindekraft Frankreichs war unter Deutschen seinerzeit nicht üblich. Vgl. das Folgende mit Anm. 25.

Frankreich doch wohl. Darum wurde besonders unter dem 2. Kaiserreich<sup>23</sup> die Franzöisierung planmäßig betrieben und zwar besonders durch die Schule, und der Erfolg war so groß, dass sogar diejenigen, welche bis dahin [S. 18] zähe an deutscher Sprache und Sitte festgehalten hatten, den Mut verloren und sich dem Welschtum überliefern wollten. Da brach der Große Krieg von 1870 aus, man darf wohl sagen, just noch zur rechten Zeit.<sup>24</sup>

Ob nach der Wiedervereinigung des Elsass mit Deutschland von der Verwaltung immer der richtige Weg eingeschlagen worden ist, um auch die Herzen des Volkes wieder für Deutschland zu gewinnen, diese Frage will ich heute nicht beantworten.<sup>25</sup> Nicht zu leugnen ist, dass in den 40 Jahren das Deutschtum zugenommen hat. Aber es gehört auch jetzt noch vielfach in besseren Familien zum guten Ton, Französisch zu sprechen und während des Winters je nach dem Befinden des Geldbeutels, einen kürzeren oder längeren Aufenthalt in Paris zu nehmen.<sup>26</sup> Welche Bewandnis es mit dem Französischsprechen hat, mögen folgende Erlebnisse zeigen: [S. 19] Ein Herr aus Mülhausen erklärte mir: „Ja doch, in der Familie sprechen wir französisch. Aber wenn ich einmal recht von Herzen mich gehen lassen will, dann kommts heraus in ‚Elsässer Ditsch‘. Und das verstehen wir alle am besten.“

Auf meinen Streifzügen durch die Berge traf ich mit einem Herrn aus Straßburg zusammen, der mit seinem Sohne, einem Schüler des Gymnasiums, nur französisch sprach. Es fiel mir aber sehr schwer, die Unterhaltung zu verstehen. Ich schrieb dies dem Umstande zu, dass mein Ohr noch nicht genug an das elsässische Französisch gewöhnt sei. Aber ich sollte bald eine andere Erklärung erhalten. Am Abende desselben Tages gesellten sich zwei andere Herren zu uns, auch Straßburger, beide Doktoren der Philosophie, der eine Oberlehrer am Gyn nasium, der andere Apotheker.<sup>27</sup> Wir saßen in dem etwa ¼ Stunde von der französischen Grenze [S. 20] in einer Höhe von über 1.000 m einsam am Weißen See gelegenen Hotel beim Abendessen. Die Unterhaltung wurde vorwiegend deutsch geführt. Unser erster Straßburger Gefährte sprach aber mit seinem Sohne französisch. Als beide sich vom Tisch entfernt hatten, konnte der Oberlehrer die Bemerkung nicht unterlassen: „Herr Gott, was sprechen die aber für ein Französisch! Das kann ich ja kaum verstehen. Der sollte doch lieber deutsch sprechen.“<sup>28</sup>

Hemmender für die Beseitigung der Sjn pathie für Frankreich im Elsass als die französische Sprache ist wohl der wirtschaftliche Rückgang nach dem Kriege gewesen. Mit dem Satze: *Ubi bene, ibi patria*, das heißt: Wo es mir gut geht, da ist mein Vaterland, hat schon ein alter Grieche<sup>29</sup> den Patriotismus zu einer Magenfrage gestempelt. Eine recht drastische Bestätigung dieses Satzes gab mir ein [S. 21] Landwirt im Elsass, als ich mich mit ihm über den in Aussicht stehenden reichen Erntesege unterhielt. „Ach ja“, bemerkte er, „aber früher (das heißt natürlich: unter dem französischen Regiment) haben wir mehr Goldstücke verdient als jetzt Mark.“ Hätte der

---

<sup>23</sup> Unter Napoleon III. (\* 1808, † 1873), Kaiser der Franzosen 1852–1870.

<sup>24</sup> Im französisch-deutschen Krieg (19.7.1870 bis 10.5.1871) hatten beide Seiten zusammen weit über 400.000 Gefallene und Verwundete zu beklagen.

<sup>25</sup> Die kritische Frage zu stellen, war alles andere als selbstverständlich.

<sup>26</sup> Diese Besuche erlaubten es Elsässern, mit Angehörigen, die nach 1871 für Frankreich optiert und ihre Heimat verlassen hatten, in Verbindung zu bleiben, am kulturellen Leben von Paris teilzunehmen und das eigene Französisch zu pflegen. Unterkunft fanden sie bei Verwandten sowie in Hotels und Pensionen.

<sup>27</sup> Hier und sonst fällt auf, wie schnell aufgeschlossene Reisende ins Gespräch kamen. Öffentliche Verkehrsmittel förderten das ungezwungene Miteinander.

<sup>28</sup> Viele Elsässer haben darunter gelitten, dass sie wegen ihrer Aussprache des Französischen bzw. Deutschen gehänselt, wenn nicht diskriminiert wurden.

<sup>29</sup> Die Maxime soll auf Aristophanes (5./4. Jh. v. Chr.) zurückgehen.

wirtschaftliche Aufschwung, welcher nach dem Milliardensegen in Deutschland eintrat, nicht so schnell durch den Wiener Krach ein Ende gefunden, es wäre der elsässischen Industrie wohl eher gelungen, sich in die neuen Verhältnisse hineinzufinden und die in Frankreich verlorenen Absatzgebiete durch neue in Deutschland zu ersetzen.<sup>30</sup> Aber kaum begannen die eben angeknüpften geschäftlichen Verbindungen sich zu festigen, da erfolgte der ungeheure Rückschlag. Manche Industrieorte leiden jetzt noch unter der geschäftlichen Umwälzung. So wurde Bischweiler, ein Städtchen zwischen Hagenau und [S. 22] Straßburg, in seiner zur französischen Zeit bedeutenden Tuchfabrikation vollständig lahm gelegt dadurch, dass es die Lieferung der Militairtuche für die französische Armee verlor. Zwar fand die schon vor dem französischen Kriege in hoher Blüte stehende elsässische Textilindustrie in Deutschland bald ihre verdiente Beachtung. Die elsässische Baumwollfabrikation hat ihren Hauptsitz in Ober-Elsass, und zwar in Mülhausen, Gebweiler, Thann und Wesserling. In dem letztgenannten Orte wurde die erste Baumwollweberei des Landes im Jahre 1803 eingerichtet.<sup>31</sup> Die Namen der elsässischen Großindustriellen Köchlin, Dollfus, Schlumberger, Hartmann haben europäischen Ruf.<sup>32</sup>

Für das Jahr 1905 stellte sich die Zahl der in der Baumwollspinnerei und -weberei [eingesetzten] Spindeln und Stühle [folgendermaßen dar]:

	Spindelzahl	[Rang]	Webstühle
Elsass	1.536.562	4.	39.919
Baden	528.804		16.744
Rheinpfalz	129.840		1.689
Württemberg u. Hohenzollern	793.120		20.133
Bayern	1.577.632	3.	31.092
Sachsen	1.968.580	2.	39.236
Schlesien	133.930		16.540
Rheinland und Westfalen	2.731.991	1.	50.137
Übriges Norddeutschland	331.750		15.709
In Deutschland: Zusammen	9.730.209		231.199

Darnach hat Elsass etwa 1/6 der gesamten Spindel- und Webstuhlzahl, während Rheinland und Westfalen zusammen mit etwa 1/4 daran beteiligt ist.<sup>33</sup>

<sup>30</sup> „Milliardensegen“ dürfte sich auf die Kriegssentschädigung in Höhe von 5 Milliarden Francs beziehen, die Frankreich seit 1871 zu leisten hatte. Mit „Wiener Krach“ waren der Börsensturz in Wien (Mai 1873) und die sich anschließende Finanzkrise mit weltweiten Auswirkungen gemeint. – Entscheidend war wohl, dass es der elsässischen Wirtschaft ausgesprochen schwergefallen ist, sich vom französischen auf den deutschen Markt umzustellen; vgl. BERNARD VOGLER / MICHEL HAU, *Histoire économique de l’Alsace. Croissance, crises, innovations. Vingt siècles de développement régional*, Straßburg 1997, S. 207, 213 f.

<sup>31</sup> Vgl. VOGLER / HAU, *Histoire économique de l’Alsace* (wie Anm. 30), S. 143; zur elsässischen Textilindustrie insgesamt S. 96–99 und 142–145.

<sup>32</sup> Die Namen stehen stellvertretend für elsässische Großindustrielle; vgl. VOGLER / HAU, *Histoire économique de l’Alsace* (wie Anm. 30), S. 170 ff. u. ö.

<sup>33</sup> Die Angaben werden nicht nachgewiesen; bemerkenswert ist der Rang Sachsens. Das Interesse des Autors dürfte sich mit der Bedeutung der Textilindustrie für seine Heimatstadt Mönchengladbach erklären. – Vgl.

Ganz besonders eigentümlich für die gewerblichen Anlagen des Elsass ist die Ausnutzung der Wasserkraft. Außer in Mülhausen liegen fast alle bedeutenden Fabriken in den Vogesentälern und haben ihre billige Betriebskraft in den Gebirgsbächen. Um den Betrieb von den [S. 24] Regenfällen unabhängig zu machen, sind in dem Hochgebirge bis jetzt schon in mindestens acht Tälern durch Talsperren Stauweiher angelegt, und auch die in der Nähe des Vogesenkammes liegenden Gebirgsseen sind den industriellen Zwecken dienstbar gemacht.<sup>34</sup>

Neben der hochentwickelten Textilindustrie, welche fast 10 % sämtlicher Erwerbstätigen beschäftigt, stehen auch der Bergbau und die Montanindustrie in hoher Blüte.

## Weinbau, und auch Bierbrauerei

Bezüglich der Bodenerzeugnisse ist Elsass neben gut entwickelter Landwirtschaft in erster Linie Weinland.<sup>35</sup> Im Jahre 1902 lieferte Elsass etwa 1/4 des gesamten deutschen Weines und steht damit an der Spitze der deutschen Wein liefernden Länder; ich will hinzufügen: der Menge, nicht der Güte nach.<sup>36</sup> Das Klima ist dem Weinbau sehr günstig, weil die meisten Gebirgslagen vor rauhen Winden geschützt [S. 25] sind. Einen Begriff von der Ausdehnung der Weinberge – und man muss auch sagen: der Weinfelder<sup>37</sup> – bekam ich, als ich im vorigen Herbst von der Hohkönigsburg in die Ebene hinabstieg nach St. Pilt. Sobald man aus dem Walde austritt, sieht man, so weit das Auge reicht, nur Weinstöcke an den Bergabhängen die weite Ebene hinaus.

Die bedeutendsten Weinorte sind Thann, Gebweiler, Türkheim, Sigolsheim, Kay ersberg, Rappoltswiler, St. Pilt, Heiligenstein und Ottrott. Die meisten dieser Orte haben auch ihre besonderen Marken, so Thann seinen ‚Rangen‘, Gebweiler den ‚Kitterle‘, Türkheim das ‚Türkenblut‘, Rappoltswiler den ‚Zahnacker‘, Heiligenstein den ‚Clevener‘.<sup>38</sup> In der altdeutschen Weinstube in Oberehnheim bei Ottrott, wo ich nach dem Besuch des Odilienberges den berühmten Ottrotter Roten zu studieren nicht versäumte, fand ich an den Wänden, [S. 26] die hübsch mit Szenen aus dem elsässischen Volksleben ausgemalt waren, das Lob der elsässer Specialitäten in altdeutschen Versen besungen. Hier einige derselben:

*Au grüß dich, du süßer Himmelstaw [-tau]*

*Da du gekeltert wirst auf Ottrotts Au [?]*

*Du jagst mir alle meine Sorgen wegk*

*Und machst mir alle meine Glieder keck.*

---

Das Elsass von 1870–1932, Bd. II, Geschichte der politischen Parteien und der Wirtschaft, Colmar 1936, S. 251–381 Die wirtschaftliche Entwicklung.

<sup>34</sup> Ein Beispiel bietet der Lauchsee, oberhalb von Gebweiler. Der Weiße und der Schwarze See, Lac Blanc bzw. Noir, beide natürlichen Ursprungs, sind seit 1934 zu einem Pumpspeicherwerk zusammengefasst.

<sup>35</sup> Vgl. Das Elsass von 1870–1932, Bd. IV: Karten, Graphiken, Tabellen, Dokumente, Sach- und Namenregister, Colmar 1938, S. 132–135 Tabellen zum Weinbau 1862–1932. – CHRISTIAN WOLFF, Le vignoble, in: Histoire de l'Alsace rurale. Sous la direction de JEAN-MICHEL BOEHLER, DOMINIQUE LERCH, JEAN VOGT (Société Savante d'Alsace et des régions de l'Est, Grandes Publications, 24), Straßburg/Paris 1983, S. 447–458 (mit zahlreichen Abbildungen).

<sup>36</sup> Die Aussage bleibt hier unbegründet; vgl. S. 27 zur Lagerfähigkeit. – Elsässische Winzer schätzten den deutschen Absatzmarkt, weil sie dort weniger Konkurrenz hatten als in Frankreich.

<sup>37</sup> Der Autor könnte an Steillagen an Ahr, Mosel und Rhein gedacht haben.

<sup>38</sup> Gerade diese Orte und Weine erwähnt auch MÜNDEL (wie Anm. 11), S. 19. – Zur Zeit der Abfassung des Berichtes wurden Handelsmarken wie ‚Maggi‘ und ‚Persil‘ bekannt.

*Riesling von Ehnheim – lautter, klar und vein!  
Deine Farb gibt gar lichten Schein – als crystall und rubin.*

*Roter von St. Pilt – oh wie mild!  
Es lechzt die Zunge nach Traminern  
Von St. Leonhards Benediktinern<sup>39</sup>.*

*Clevener von Heiligenstein  
Wie schmeckst du meinen Lippen fein  
Das Herz wärmst du mit [?] Muskateller  
Aus Bonville, Weißenburgers Keller.*

[S. 27] Im Elsass wird größtenteils Weißwein gezogen. Eine Eigenart ist die, dass man ihn lange Zeit offen vom Fass trinken kann. Zum Versand und längerem Lagern sind nur wenige Sorten geeignet. Der Wein ist besonders für die Landleute das tägliche Getränk. Er wird zu Hause und auf dem Felde, statt Kaffee zum Brot getrunken.

Wenn Elsass auch in erster Linie Weinland ist, so sind seine Bewohner als Deutsche naturgemäß doch keine Bierverächter. Diese urdeutsche Eigenschaft haben sie auch in der zweihundertjährigen Franzosenzeit nicht abgelegt. Außer den internationalen Münchener, Pilsener und Dortmunder Bieren findet man sowohl in den Städten als auf dem Lande vorzügliche elsässer Biere, die hauptsächlich in Straßburg und Umgegend, besonders in Schiltigheim gebraut werden.

## Vom Leben in Städten und Gemeinden

[S. 28] Von großem Einfluss auf das Volksleben im Elsass ist die Tatsache, dass die Bevölkerung vorwiegend in kleinen Gemeinden wohnt. Von den 946 Gemeinden sind nur vier Städte von über 10.000 Einwohnern: Straßburg, Mülhausen, Kolmar und Hagenau. Über 500 Gemeinden haben weniger als 500 Einwohner. Straßburg hat schon das Gepräge einer Großstadt infolge der großen Zahl von höheren Beamten, Militärs und des großen Fremdenverkehrs. Mülhausen ist eine große Fabrikstadt mit einem recht nüchternen Straßenleben, welches sich nur mittags und abends beim Schluss der Geschäftsstunden belebt. In den Kreisstädten Kolmar und Hagenau bringen ebenfalls Beamten und Militär etwas Abwechslung in das einförmige Bild des Straßenlebens. Die übrigen größeren Orte haben vollständig das Gepräge von Landstädtchen.

Man darf [S. 29] deshalb wohl sagen, dass die Bevölkerung im allgemeinen einen einfachen, gesunden deutschen Sinn sich bewahrt hat, wenn auch zugestanden werden muss, dass sie manche welsche – sagen wir – Eigentümlichkeiten angenommen hat. Dies macht sich besonders bemerkbar in dem Streben, welches sich auch jetzt noch in kleinen Dörfern zeigt, bezüglich der Moden in Kleidern, Frisuren u.s.w. nach Paris zu schielen. Dann aber auch in weniger harmloser Weise in der freien, lockeren Lebensweise, die schon stark an französische Ungeniertheit, ja Unverschämtheit grenzt. Gemeinsames Baden von halbwüchsigen Knaben und Mädchen ganz in der Nähe der Dörfer an viel begangenen Straßen wird nicht für anstößig gehalten. In den heißen Tagen der Erntezeit konnte man in den Feldern männliche und weibliche Personen fast unbekleidet im Freien arbeiten sehen. Bei der Mestig, der elsässischen Kirmes, [S. 30] gehen eben aus

<sup>39</sup> Gemeint sein dürfte die Benediktinerabtei in Börsch, südwestlich von Straßburg.

der Schule entlassene Mädchen allein zum Tanz und lassen sich in später Nacht vom Schatz nach Hause bringen.

In der elsässer Mestig erleben wir die schönste rheinische Bauernkirmes.<sup>40</sup> Schaubuden, Schießbuden, Karrussells, fahrende Konditoren sind vertreten. Ja, auch Kölsch Hännischen<sup>41</sup> stellt sich ein und eröffnet schon Freitags abends vor der Mestig seine Vorstellungen, wobei das ganze Dorf vor der Bude sich ein Stelldichein gibt. In den Häusern wird gebacken in edlem Wett-eifer. Die ‚Wecke‘ werden zur gefälligen Kritik unter befreundeten Familien ausgetauscht. Etwas vermisst der Rheinländer allerdings bei der Mestig: Die Aufzüge – die Schöffereien<sup>42</sup>.

Einen wenig erhebenden Eindruck macht im Elsass besonders auf dem Lande [S. 31] das religiöse Leben. Da ist es keine Seltenheit, dass man Sonntags Morgens den Bauer mit der Mistkarre durch das Dorf zum Felde fahren sieht. Nach Mittag beginnt der Sonntag. Dann stolziert er [der Bauer] entweder in Hemdsärmeln oder in seinem kurzen Wams durch das Dorf, gefolgt von seiner Frau, die auch wohl noch in der schmucken bunten elsässer Tracht sich sehen lässt.

## Schifferstechen

Auf den durch Elsass sich hinziehenden beiden Kanälen, dem Rhein-Marne- und dem Rhein-Rhonekanal bieten die im Sommer an den Sonntagnachmittagen stattfindenden Schifferstechen ein interessantes Schauspiel. Hunderte von Menschen, jung und alt, Männlein und Weiblein strömen herbei, um dem eigenartigen Turnier beizuwohnen.<sup>43</sup>

Der Kampfplatz ist die ruhige Wasserfläche des Kanals. Als Streitross dienen [S. 32] zwei breite, flache Schifferboote. Vier, von den entblößten muskulösen Armen kräftiger Schiffer geführte Ruder wühlen in dem nassen Element und spritzen von Zeit zu Zeit einen weißen Gischt um sich, wie die mutige Rosinante<sup>44</sup> den Sand des Turnierplatzes aufwirbelte. Hoch aufrecht im Boot steht der Kämpfe. Mit stolzem Blick mustert er die auf den grünen Tribünen der Kanalufer des Schauspiels harrende Menge. Bald hat er die Dame seines Herzens, sein Meidle, erspäht. „Sei Resel“ schickt ihm einen ermunternden Ruf. Ihr „Friedli“ wird siegen, des ist sie gewiss. Sie kennt seine Kraft und Gewandtheit. Das offene Hemd zeigt die mächtig gewölbte Brust. Die nervige Rechte hält den Kampfspeer, eine lange Stange, welche am oberen Ende mit einem Wulst [S. 33] umwickelt ist.

Das Zeichen zum Beginn des Kampfes ertönt, und langsam setzen sich die feindlichen Boote in Bewegung. Die Kämpfer stehen mit vorgebeugtem Körper und gespreizten Beinen, den Speer zum Stoß bereit, im Vorderteil des Bootes. Schneller wird der Taktschlag der Ruder, immer geringer der Zwischenraum. Lautlos erwartet die Menge den Zusammenstoß. Jetzt holen die Gegner aus. Friedli versetzt seinem Widerpart einen furchtbaren Stoß in die Seite. Er selbst kommt ins Wanken, doch nicht zum Fall. Der Speer des Gegners fliegt durch die Luft, und ihm nach, wenn

<sup>40</sup> Vgl. ROLAND SCHWAB, La grande mutation des campagnes alsaciennes, in: Histoire de l'Alsace rurale (wie Anm. 35), S. 363–396, hier S. 372 f.

<sup>41</sup> Puppenspieler der Stadt Köln, bekannt seit Anfang des 19. Jahrhunderts.

<sup>42</sup> Vergeblich hat der Herausgeber nach einer Erklärung gesucht, auch in GRIMM, Deutsches Wörterbuch (wie Anm. 20).

<sup>43</sup> Spielerisch lebte in dem Wettstreit weiter, was Schiffer, die auf dem Rhein ihre beladenen Boote steuern mussten, an Kraft, Geschicklichkeit und Standfestigkeit gebraucht hatten. – Im Elsass wird das Schifferstechen wohl nicht mehr geübt; in Zürich soll es seit 1979 alle drei Jahre stattfinden.

<sup>44</sup> Das Streitross des Don Quijote im Roman von Cervantes, 1605.

auch in kleinerem Bogen, sein Eigentümer. Mitleidig bedeckt das aufspritzende Nass für kurze Zeit die Schmach seiner Niederlage, bis er wieder auftaucht und schwimmend das rettende Ufer erreicht. Ein mächtiger Aufschrei der vielhundertköpfigen Menge [S. 34] begleitet den Ausgang des Kampfes, und dann wird auch auf diesem Sportplatz Gewinn und Verlustkonto zwischen den wettenden Parteien ausgeglichen.

## Die Vogesen und einige ihrer Burgen

Doch nun hinaus in den herrlichen Wasgenwald! Wir verstehen uns vortrefflich aufs Wettermachen. In der Nacht hat ein sanfter Regen Luft und Straße staubfrei gemacht. Da wandert sich so wunderschön mit dem Ranzen auf dem Rücken in Gesellschaft eines in den zwanziger Jahren stehenden Neffen und einer eben in das Backfischalter getretenen Nichte.<sup>45</sup>

Von Zabern aus ist unser nächstes Ziel ein Glanzpunkt des mittleren Vogesenzuges: Hoh Barr. Auf lauschigen Waldespfa den erreichen wir in  $\frac{3}{4}$  Stunden die Höhe. Da liegen die mächtigen Trümmer des ehemaligen Riesenschlosses, dessen Festungswerke in die [S. 35] Felsen hineingebaut waren. Der kolossale Wachturm ist noch wohl erhalten. Über die tiefe Schlucht, welche ihn von dem Hauptbau trennt, führt die Teufelsbrücke. Die Burgkapelle, ein romanischer Bau aus dem 12. Jahrhundert, ist seit etwa 10 Jahren restauriert. Wenn auch die streitbaren Bischöfe von Straßburg und die Mitglieder des Trinkordens vom Horne nicht mehr auf dieser luftigen Höhe hausen, der Geist der durstigen Brüder scheint doch noch hier umzugehen.<sup>46</sup> Ein Wirtshaus gibts hier oben, in welchem für des Leibes Notdurft alles zu haben ist. Wir gehen vor bis zum äußersten Punkte der Felsenterrasse und genießen den Anblick des unserem Auge sich darbietenden Panoramas. Ja, Ludwig XIV. hatte wohl recht, als er im Jahre 1681 auf seinem Zuge nach Straßburg an diesen Vogesenabhängen in das erbeutete Elsass [S. 36] hinabsteigend, ausrief: *Quel beau jardin!*

Von Hoh Barr aus überblicken wir einen großen Teil des Elsass mit zahllosen Dörfern und Städten auf weitem Plane hingestreut. Über Straßburg hinaus bildet nach Osten die Kette des Schwarzwaldes den Rahmen dieses wundervollen Gemä ldes. Nach Süden verliert sich der Blick in das breite Rheintal, welches im Südwesten von den Südvogesen begrenzt ist. Im Norden ziehen sich die Vogesen hin bis zum Hardtgebirge. Im Vordergrund kennzeichnet eine Pappelreihe die berühmte Zaberner Steige, der Hauptvogesenpass nach Lothringen und Frankreich hinein.<sup>47</sup> Hier, auf der Terrasse von Hoh Barr, könnte man stundenlang sitzen, den Blick hinausschweifen lassen über das weite Land und träumen von vergangenen Zeiten.

[S. 37] *O Wasgenland, o Wasgenland,  
Du Garten Gottes am Rheinesstrand!  
Auf deinen waldumkränzten Höh'n  
Der Vorzeit stolze Burgen steh'n.*

<sup>45</sup> Beide werden sonst nicht mehr erwähnt. – Mit Backfisch wurde bis in die 1950er (?) Jahre eine Heranwachsende bezeichnet.

<sup>46</sup> In der Burg wurde 1586 die ‚Horn-Bruderschaft‘ gestiftet, die 1635 letztmalig Brüder aufgenommen habe; wer Mitglied werden wollte, musste ein Horn voll Wein in einem Zuge leeren. Nach MÜNDEL (wie Anm. 11), S. 147. Den Trinkorden von Hoh Barr erwähnt auch BASSERMANN-JORDAN, *Trinkgesellschaften*, in: *Weinbau-Lexikon für Winzer, Weinhändler, Küfer und Gastwirte*, hg. von KARL MÜLLER, Berlin 1930, S. 841.

<sup>47</sup> Zwischen Zabern und Pfalzburg (Saverne bzw. Phalsbourg), in 413 m Höhe; seit der Antike genutzt.

*Die Hohe Barr, „des Elsass Aug“  
Schaut deutsches Land jetzt auch, gottlob, jetzt auch.  
O mög wieder deutscher Geist ersteh'n,  
Wo deutsche Laute im Gebete fleh'n!*

Diese Verse diktierte mir die Begeisterung über den Anblick des herrlichen Panoramas in mein Reisetagebuch.

Doch wir wollen weiter, und mit einem letzten Blick auf unser schönes Elsass schlagen unsere Herzen höher bei dem Gedanken an die glückliche Wiedervereinigung dieses schönen Stückes Erde mit unserem deutschen Vaterlande.

Auf schmalen Fußpfade geht es jetzt durch mächtige Buchenwälder auf der Höhe des Gebirges fort westwärts an den Ruinen [S. 38] von Klein- und Groß-Geroldseck vorbei in das Zornthal hinunter. In diesem engen Tale liegen der Rhein-Marne-Kanal, die Eisenbahn, die Landstraße und ein Flüsschen, die Zorn, in beständigem Kampfe um das Gelände. Bei Lützelstein (La Petite Pierre) sucht eine mächtige Bergkuppe den Streitenden Einhalt zu gebieten. Als der vernünftiger Teil gibt die Zorn nach, und ihr folgt notgedrungen die Fahrstraße. Sie ziehen sich um den Berg herum. Aber Eisenbahn und Kanal haben sich durch den Vogesenkamm gebohrt. Der Kanal geht über den Eisenbahntunnel hinweg, denselben an einer Stelle kreuzend. Im Sommer hat man Gelegenheit, dieses Schaustück ersten Ranges der Technik in Augenschein zu nehmen.

## Dagsburg

Wir wandern das anmutige Bärental hinauf gen Dagsburg. Der Weg führt, allmählich steigend, zum Forsthaus Kempel, einem idyllisch gelegenen Gehöft, wohin sich zwei [S. 39] Straßburger Damen mit ihren Kindern aus dem Getümmel der Großstadt in die stille Waldeinsamkeit auf einige Wochen zurückgezogen hatten. Hier wird das zweite Frühstück eingenommen, zu dem die Försterin einen Topf Milch, Brot und Eier spendet. Den vom Vogesenklub<sup>48</sup> angebrachten Wegezeichen folgend, erreichen wir dann den Kühlbergfelsen.

Ein Ruf des Entzückens entfährt uns zugleich. Wir erblicken durch eine Lichtung des hellgrünen Buchengezweiges auf einem Felskegel die Dagsburg.<sup>49</sup> Einsam steigt der Berg empor in einem weiten Talkessel, der nach drei Seiten von einem Kranze bewaldeter Vogesenkuppen eingeschlossen ist. Den Fuß des Berges umschließt ein Waldsaum. Die Mitte bildet ein Band von sattgrünen Wiesen, so dass der Fels wie auf einem grünsamten Kissen zu liegen scheint. Hoch auf dem anscheinend unersteigbaren Felsen thront ein [S. 40] Kirchlein von einem schlanken Turme überragt.

*Ein Kirchlein steht im Blauen  
auf steiler Bergeshöh,*

<sup>48</sup> Der Klub wurde 1872 in Zabern gegründet. – Der Badische sowie der Württembergische Schwarzwaldverein gehen auf das Jahr 1864 bzw. 1884 zurück; beide wurden 1934 zum Schwarzwaldverein zusammengefasst. – Der Autor dürfte Mitglied im 1888 gegründeten Eifelverein gewesen sein, vielleicht auch im Vogesenklub.

<sup>49</sup> Vgl. Topographia Alsatie ... Matthaei Merian, 2. Auflage, Frankfurt 1663; Nachdruck Kassel und Basel 1964, drei Abbildungen zwischen S. 12 und 13.

*und mir wird beim Beschauen  
des Kirchleins wohl und weh.*<sup>50</sup>

Lange sitzen wir hier in stummer Bewunderung dieses von dem goldigen Glanze der Sonne über-  
gossenen unvergleichlichen Bildes versunken.

Die sengenden Strahlen der Augustsonne mahnen uns endlich zum Aufbruch. *Durch Wald  
und Feld, durch Wies und Au*<sup>51</sup> schreiten wir fürbass, und nach etwa 1 ½ Stunden stehen wir auf  
dem Felsen der Dagsburg<sup>52</sup>. In dem neben der Kirche stehenden Wirtshause sehen wir auf einem  
Bilde eine Ansicht von der früheren Felsenburg. Darnach begreift man wohl, dass das Felsen-  
nest für unüberwindlich gelten musste. Ist es doch, als ob auf der grünen Kuppe ein ungeheurer Stein-  
würfel von Riesenhand hingelegt worden wäre. Einen Aufstieg [S. 41] gab es nicht. Die Beför-  
derung [von dem, was man zum Leben und Überleben brauchte] geschah durch einen Aufzug.  
Hier oben hat die Wiege des Papstes Leo IX. gestanden,<sup>53</sup> der dem Geschlechte der Grafen von  
Dagsburg entstammte. Die Burg ist auch den Mordbrennern Ludwigs XIV. zum Opfer gefallen,<sup>54</sup>  
und an ihrer Stelle steht jetzt die stattliche Kirche zu Ehren des hier geborenen Papstes. Der  
Kirchturm dient auch als Aussichtsturm. Ein Gewoge von grünen Waldbergen rahmt das herrliche  
Landschaftsbild nach Süden, Osten und Norden ein. Nach Westen öffnet sich der Talkessel und  
erschließt die Aussicht auf die lothringische Hochebene bis Saaburg. Nachdem wir beim Wirt  
eine kleine Herzstärkung genommen, setzen wir unsere Wanderung fort.

## Wangenburg

Wir haben eine zweistündige Waldpartie vor uns bis zu einer anderen Perle der Mittelvogesen:  
Wangenburg. Nachdem wir etwa 1 ½ Stunden auf der Höhe [S. 42] geblieben, senkt sich der Weg,  
und vor uns liegt noch tief unten, ebenfalls in einem Talkessel, der Ort, den wir, in einem weiten  
Bogen abwärts steigend, erst nach einer halben Stunde erreichen. Mehrere große Hotels, zu- und  
abfahrende Hotelwagen, Omnibusse<sup>55</sup> und herrschaftliche Wagen mit elegant gekleideten Damen  
und Herren belehren uns, dass Wangenburg Sommerfrische ist. Und dazu ist es wie geschaffen  
für solche, die in stiller Berg- und Waldeinsamkeit einmal ausruhen wollen vom geschäftigen,  
nervenzerrüttenden Treiben der Welt. Gute Verpflegung in den Hotels, nach allen Seiten prächt-  
ige Berge, eine große Zahl lohnender Ausflugsorte haben Wangenburg zu einem beliebten Sam-  
melplatz der besseren elsässischen und besonders Straßburger Familien gemacht. Von hier aus

<sup>50</sup> Ein Lied in vier Strophen, Text von Wilhelm Kilzer, 1824; Melodie wie ‚Es waren zwei Königskinder‘. Nach:  
Volksliederarchiv, <http://www.volksliederarchiv.de/text2696.html>, eingesehen am 8.11.2014.

<sup>51</sup> Anspielung auf das Lied „Herr Heinrich sitzt am Vogelherd recht froh und wohlgenut, aus tausend Perlen  
blinkt und blitzt der Morgenröte Glut. In Wies’ und Feld, in Wald und Au, horch, welch ein süßer Schall; der  
Lerche Sang, der Wachtel Schlag, die süße Nachtigall.“ Johann Nepomuk Vogl, 1835; im Lieder Archiv, [http://www.lieder-archiv.de/herrhe\\_inrichs\\_itzta\\_myoge\\_lherd-notenblatt300512.html](http://www.lieder-archiv.de/herrhe_inrichs_itzta_myoge_lherd-notenblatt300512.html), eingesehen am 7.11.2014.

<sup>52</sup> Schon in Lothringen gelegen, wenige Kilometer von der Grenze zum Elsass entfernt. Bei dem im nächsten  
Satz erwähnten „Bild“ dürfte es sich um einen Stich von Merian handeln; vgl. Anm. 49.

<sup>53</sup> Bruno von Egisheim-Dagsburg (\* 1002, † 1054) war Papst seit 1049.

<sup>54</sup> Truppen Ludwigs XIV. (\*1638, † 1715), seit 1643 König, haben im Pfälzischen Erbfolgekrieg (1688–1697)  
planmäßig die Pfalz und weite benachbarte Gebiete verheert. – Verglichen mit Äußerungen des Autors zu  
Napoleon fällt das Urteil zu Ludwig auf.

<sup>55</sup> Es könnte sich schon um Fahrzeuge mit Benzinmotor gehandelt haben.

erreicht man in [S. 43] zwei Stunden die sagemumwobene Burg Nideck, dem [Der Satz wurde nicht zu Ende geführt].

Nach einem mehr als zehnstündigen Marsche<sup>56</sup> ziehen wir es vor, den Weg bis zur nächsten Bahnstation durch das Mossigtal in bequemer Wagenfahrt zurückzulegen und dabei die Eindrücke des Tages in behaglichem Geplauder noch einmal zu genießen. Das ist eine Tagestur in den Mittelvogesen, wie sie zu Dutzenden unternommen werden können. Sie alle bieten die Reize einer lieblichen Gebirgs- und Waldszenerie. Der Vogesenklub hat in ausgiebiger Weise durch verschiedenfarbige Wegezeichen für die Orientierung gesorgt. Die Verpflegung in den Gasthäusern ist gut und nicht teuer, und auch in den zahlreichen Forsthäusern gibt es Erfrischungen jeder Art.<sup>57</sup>

## Von Colmar aus zu den Seen in den Hochvogesen

Nun folgen Sie mir auch auf einer [S. 44] Wanderung in das Hochgebirge der Vogesen. Von Colmar aus fahren wir mit der Kay ersberger Talbahn durch das berühmte Katzental mit seinen bekannten Weinorten.<sup>58</sup> Wir haben uns nicht zu beklagen, dass das Dampfross uns in rasender Eile an den sich hier darbietenden Naturschönheiten vorüberführt. Ein Radler fährt gemütlich neben uns her und hält sich von Zeit zu Zeit an einem der Türgriffe unseres Waggons.<sup>59</sup> Wenn es sich lohnte, könnte man bequem von den hart am Wege stehenden Reben Trauben pflücken. Aber die heurigen sind ja die Lese nicht wert.<sup>60</sup>

In Schnierlach [Lapoutroie], dem Endpunkte der Bahn, treffen wir unseren Straßburger mit seinem hoffnungsvollen Sprössling, die sich uns anschließen auf der Wanderung zu den berühmten Hochgebirgsseen. Nach 1 ¼stündigem Marsche [S. 45] auf schöner Straße im Tale der Bechine bis Diedolshausen<sup>61</sup> beginnt eine ziemlich steile Kletterei einen kahlen Bergabhang hinauf. Die Hundstage [23. Juli bis 23. August] machen ihrem Namen alle Ehre, und da mag man sich das Bild vorstellen, wie unser 250pfündiger Straßburger in dem Sonnenbrand den Berg hinauf krackselt. Er sprach kein Wort französisch mehr. Auf die spöttelnden Anzapfungen seines leichtfüßigen Söhnleins hagelte es derbe deutsche Donnerkeile. Alle aber atmen wir auf, als wir nach ½ Stunde den schützenden Wald erreichen. Von hier aus werfen wir einen Blick rückwärts. Es

<sup>56</sup> Der Autor mutete sich und seinen jugendlichen Begleitern viel zu. Er äußert sich nicht zum Reisegepäck. Trug man in dem einmal erwähnten „Ranzen“ nur einen Teil und hatte den anderen Teil an einem Bahnhof deponiert?

<sup>57</sup> Der Autor wollte mit seinen Aufzeichnungen also werben. Die Ausdrucksweise im folgenden Satz kann, muss aber nicht dafür sprechen, dass der Bericht mündlich vorgetragen werden sollte.

<sup>58</sup> Es gibt den Ort Katzental und in ihm den ‚Dorfbach‘. Mit den ‚Weinorten‘ waren Ammerschweier, Kay ersberg, Kienzheim und Sigolsheim gemeint; vgl. MÜNDEL (wie Anm. 11), S. 316 f. – Die erwähnte Eisenbahn gibt es nicht mehr, anders als die von Colmar über Münster bis Metzeral.

<sup>59</sup> Schienenfahrzeuge waren geschätzt wegen ihrer Zuverlässigkeit bei Tag und Nacht, im Winter und im Sommer, wegen ihrer (relativen) Bequemlichkeit bei moderaten Beförderungsgebühren, und wegen ihrer Geschwindigkeit (verglichen mit alternativen Verkehrsmitteln). Nach MÜNDEL (wie Anm. 11), S. 316, brauchte die Kay ersberger Talbahn für 20 km 1 ½ Stunden.

<sup>60</sup> 1910 betrug der durchschnittliche Weinertrag pro ha im Unter-Elsass 7,5 hl, im Ober-Elsass 3,4 hl; nach: Das Elsass von 1870–1932, Bd. IV, S. 132 f., Tab. 63. – Ebd. detaillierte weitere Angaben für die Jahre 1864–1934. Als Höchstertag wird für die 70 Jahre im Unter-Elsass 71,9 hl ausgewiesen, im Ober-Elsass 80,2 hl, beide im Jahr 1934.

<sup>61</sup> Le Bonhomme; die Siedlung unterhalb des gleichnamigen Passes.

ist ein vollständig neues Bild. Nach Osten das liebeiche Tal der Bechine, welches sich zwischen den bewaldeten Bergen verliert. Vor uns nach Norden und Westen die kahlen, steil aufsteigenden Wände des Brézouard<sup>62</sup> und des Bonhomme<sup>63</sup>. Auf einem Felskegel [S. 46] erheben sich inmitten dieses Bildes die Ruinen der Gutenburg.

Nun haben wir uns genügend verschnauft, und weiter geht's aufwärts durch den Wald bis zur Höhe. Nach 3 ½ tündiger Wanderung in der Gluthitze ist uns eine kurze Rast in der auf kahler Hochfläche liegenden Ferme Thiriet ganz willkommen.<sup>64</sup> Nach einer weiteren halben Stunde kommen wir zu unserem Ziele, dem Weißseehotel.

In einer Höhe von 1.150 m über dem Meere liegt es einsam in einem breiten Sattel. Frau Förster Waltisperger führt hier das Regiment. Gute Verpflegung, aufmerksame Bedienung lassen uns bald die überstandenen Strapazen vergessen. Etwa ¼ Stunde vom Hotel liegt der Weißsee<sup>65</sup>. In birnförmigem Felsenkessel ruht er da. Die kahlen, fast senkrechten Wände [S. 47] fallen in einer Höhe von etwa 50 Meter in die stille Flut hinab. Hier sitzen wir auf einer einfachen Holzbank, nachdem die etwa 20 Personen zählende Reisegesellschaft sich zur Ruhe begeben hat, noch lange im Vollgenuss einer erquickenden Sommernacht. Über uns wölbt sich ein Sternenhimmel, wie wir ihn in unserer von Dünsten geschwängerten Luft der Tiefebene niemals sehen können.

*Still ruht der See, die Vöglein schlafen,  
Ein Flüstern nur, du hörst es kaum.  
Der Abend naht und senkt sich nieder  
Auf die Natur – ein süßer Traum!<sup>66</sup>*

Der folgende Morgen sieht uns schon bei Zeiten reisefertig. Wir klettern die steinige Höhe hinan und stehen alsbald auf dem Kamme der Vogesen. An dem schmalen Pfade vorbei, den der Vogesenklub hier oben angelegt hat, stehen in regelmäßigen Abständen etwa ½ Meter hohe weiße [S. 48] Steine, die auf der uns zugekehrten Seite ein großes lateinisches D, auf der entgegengesetzten Seite ein F zeigen.<sup>67</sup> Also da hinüber ist Frankreich. Wir überschreiten mit der Würde eines Welteroberers die Grenze. Hoch oben in der azurblauen Morgenluft kreist ein Sperber. Ist es vielleicht ein französischer Grenzwächter?

Zwei Stunden lang marschieren wir in der luftigen Höhe von 1.200 Metern, von einem erquickenden Morgenwind angefächelt dahin. Rechts die moorige, allmählich sich hinabsenkende französische Hochebene, links die steil abstürzenden Felswände des Vogesenkammes. So wie der Weißsee, so liegen hier unmittelbar am Fuße der Felsen noch drei Gebirgsseen, jeder jedoch mit einer anderen Umrahmung. Ist der Weißsee von grauen [S. 49] nackten Felsen eingeschlossen, so umgibt den Schwarzsee<sup>68</sup> ein Kranz von schwarzen Tannen, der ihm auch den Namen gegeben hat. Nur durch ein Felsenriff ist er vom Weißsee getrennt. Weiter nach Süden sehen wir noch

<sup>62</sup> Granitenes Bergmassiv; bis 1.229 m hoch.

<sup>63</sup> Col du Bonhomme/Diedolshauser Pass; 949 m hoch.

<sup>64</sup> Noch heute dienen die Hochfläche der Almwirtschaft und einige ‚Fermes Auberges‘ als rustikale Berggasthöfe.

<sup>65</sup> Lac Blanc, der größte See auf der Ostseite der Vogesen, in 1.052 m Höhe.

<sup>66</sup> Text und Melodie von Heinrich Pfeil, 1879; nach: Volksliederarchiv, <http://www.volksliederarchiv.de/text2684.html>, eingesehen am 8.11.2014.

<sup>67</sup> Diese Grenzsteine waren fortlaufend nummeriert, was die Orientierung erleichterte.

<sup>68</sup> Lac Noir; 950 m. Im Folgenden Dareensee, auch Sulzerer, Grüner See oder Lac Vert genannt, 1.044 m. Ferner der Forellensee oder -weiher, Lac du Forlet, 1.061 m. Dieser höchstgelegene See der Vogesen wurde 1849–

den von grünen Wiesen eingefassten Dareensee und den lieblichen Forellensee. Alle diese Seen sind durch Dämme mit einer Schleuse gestaut und dienen als Sammelbecken für die Fabriken des Tales. Hier verstehen wir auch mit unserem beschränkten civilistischen Untertanenverstand<sup>69</sup> die Grenzregulierung nach dem französischen Kriege. Eine natürliche Felsenmauer türmt sich 300–500 Meter zwischen den beiden Erbfeinden<sup>70</sup> auf. Eintönig ist der Blick über das weite Moor Frankreichs. Wir wenden uns um und umfassen mit einem Blick das zu unseren Füßen [S. 50] sich ausbreitende Elsass und dünken uns ein Moses auf dem Berge Nebo, dem Gott vor seinem Tode noch das gelobte Land zeigte [Dtn 34,4].

Es ist wohl zu verstehen, wenn uns auf diesem Marsche die patriotische Begeisterung packte und wir nach Frankreich hinüber singen: „Deutschland, Deutschland über alles“<sup>71</sup> und „Strömt herbei, ihr Völkerscharen“<sup>72</sup> und von diesem Liede die bekannte Zusatzstrophe „De Franzose lott se kumme, He no unse dütsche Ring, mit de Flute mit de Trumme, Ach dat sal en Freud uns sin. Sure Wing don mer se gevve, dat se all kapott dran gon. Und die dat noch uverlevve, Einzele för de Schnüss mer schlön“ [Die Franzosen, lass sie kommen, Danach (?) unser deutscher Rhein, mit Flöten und mit Trommeln, Ach das soll eine Freud’ uns sein. Sauren Wein tun wir ihn’n geben, dass sie alle kaputt dran geh’n. Und die das noch überleben, mögen als Einzelne mit dem Mund schlucken]<sup>73</sup>.

Gegen 9 Uhr kommen wir im Hotel zur Schlucht an. Hier wimmelt es von Touristen,<sup>74</sup> und zwar zum größten [S. 51] Teil von waschechten Franzmännern. Das große, prachtvoll ausgestattete Hotel steht auf französischem Boden und keine fünf Minuten von der Grenze. Die beiden Straßburger Gebrüder Dr. Erismann, mit denen wir am Abend vorher im Hotel zum Weißsee zusammen gesessen haben, kommen auch bald nach uns an, und wir verabreden die für uns beinahe verhängnisvoll gewordene Fahrt die Schluchtstraße hinunter, bei der uns unser Rosselenker mit dem klassischen Namen Bredisini Dante beinahe in die schaurige Tiefe der Schlucht hinabgefahren hätte.<sup>75</sup> Die Schluchtstraße ist neben der Zaberner Steige die bedeutendste Verkehrs- und Heerstraße zwischen Elsass und Frankreich. Die Herstellung hat von 1842–1869 gedauert. Um

---

1853 von Industriellen eigens angelegt. Die Seen dienen heute wohl vor allem dazu, Gemeinden im Tal mit Trinkwasser zu versorgen und elektrische Energie zu gewinnen; vgl. Anm. 34.

<sup>69</sup> Beide Begriffe wendeten sich auffällig gegen den Obrigkeitsstaat, in dem das Militär eine große Rolle spielte.

<sup>70</sup> Der Begriff begegnet nur hier; er wird verwendet, als handele es sich um ein Naturereignis. Der Autor blendet aus, dass die beiden Nachbarn in lebhaftem Austausch von Menschen, Gedanken (Vorurteile eingeschlossen) und Waren standen.

<sup>71</sup> Kammersbuch (wie Anm. 6), S. 19 f., Nr. 17 „Das Lied der Deutschen“. Als Nationalhymne wurde dieses 1841 von A. H. von Fallersleben gedichtete Lied von 1922 bis 1945 gesungen, seit 1952 und bis heute seine dritte Strophe, „Einigkeit und Recht und Freiheit“. Im Kaiserreich, also auch 1910, konnten bei offiziellen Anlässen verschiedene Lieder erklingen, u. a. die „Kaiserhymne“ „Heil dir im Siegerkranz“.

<sup>72</sup> Kammersbuch (wie Anm. 6), S. 639 f., Nr. 648 „Rheinlied“, von C. O. Sternau. Nur am Rhein will der Sänger leben, nur dort dürfe man freien und lieben, nur dort trinken „einen echten deutschen Trank“, nur dort will er sterben und begraben sein, zusammen mit „des letzten Glases Scherben“.

<sup>73</sup> Drei gebotene Ergänzungen: Die Übertragung ist stellenweise sicher falsch. „Kölsch“ klingt elegant und wirkt menschenfreundlich, selbst wenn es auf hochdeutsch und geschrieben derb anmutet. Dass die ‚inoffizielle‘ Strophe überhaupt und an dieser Stelle gesungen wurde (andere hätten „Die Wacht am Rhein“ intoniert), zeugt von Spannungen im Gefüge der europäischen Mächte. Vier Jahre später führten Frankreich und Deutschland Krieg gegeneinander, auch in den Vogesen.

<sup>74</sup> Am Schluchtpass, Col de la Schlucht; 1.139 m. Dorthin führten seinerzeit Schienenfahrzeuge von Münster/Elsass bzw. Gérardmer/Lothringen aus.

<sup>75</sup> Die Beinahkatastrophe wird nicht erläutert; vielleicht hatten die Bremsen des Gefährtes versagt. Ungesagt bleibt auch, warum die Gruppe nicht mit der Bergbahn gefahren ist.

der Nachwelt einen Begriff von der Mächtigkeit der Felsmassen zu geben, welche [S. 52] haben abgesprengt werden müssen, hat man ½ Stunde von dem Schluchthotel abwärts einen Tunnel gebrochen.<sup>76</sup> Etwa 100 Schritt vor diesem Tunnel haben wir unseren unfreiwilligen Aufenthalt und können von der nahen Felsplatte aus die etwa 700 Meter tiefe Schlucht mit Muße betrachten. Sie zieht sich vom Kamm des Gebirges etwa 1 ½ Stunden nach Osten hin, verliert aber dadurch viel von ihrer Schauerlichkeit, dass sie vom Talgrunde bis zur Höhe mit herrlichen Waldungen bestanden ist. In Münster im Tal wird unser Dante vom Gastwirt mit Vorwürfen über die späte Ankunft empfangen.<sup>77</sup> Über eine Stunde hat er mit dem Diner auf uns warten müssen. Nachdem er aber von unserem Abenteuer Kenntnis erhalten, hat er ein Einsicheln und [S. 53] beruhigt unsere noch aufgeregten Nerven durch ein vorzügliches Mahl. Die Straßburger Herren wollen am andern Morgen in aller Frühe von Münster aus das [!] Sulzer Belchen [Grand Ballon; 1.424 m] besteigen. Diese höchste Kuppe der Vogesen ist etwa 600 Meter von der Spitze ohne Waldbestand, und deshalb beneide ich die Herren nicht um das bei der Besteigung unvermeidliche Sonnenbad. Weil wir vor einigen Tagen das zwar 200 Meter niedrigere, aber in seinem Hochgebirgscharakter doch gleichwertige Elsässer Belchen [Ballon d'Alsace; 1.247 m] mit unserem Besuche beehrt haben, ziehen wir es in Anbetracht der 33 Grad Celsius im Schatten vor, mit der Eisenbahn das Münstertal abwärts nach Kolmar zurückzufahren. In den Gartenanlagen des Café zum Marsfelde schwelgen wir abends beim vorzüglichen Glase Münchener Bieres [S. 54] und den Klängen einer guten Musikkapelle in den Erinnerungen an die herrlichen Genüsse der beiden vergangenen Tage, verlebt in einem der großartigsten Teile des Wasgenwaldes.

Das sind zwei Ausflüge in die Vogesen. Zwei von den vielen, die ich bei meinem mehrmaligen Aufenthalte im Elsass unternommen habe. Je näher man diesen Gebirgszug kennen lernt, der von den südwärts den Alpen zufahrenden Touristen so geringschätzig aus den Koupéfenstern [Eisenbahnfenstern] angesehen wird, desto mehr wird man ihn schätzen. Aber trotzdem doch in manchen Zeitschriften in Wort und Bild die Schönheiten der Vogesen gepriesen worden sind, wie [S. 55] selten noch werden sie von den Norddeutschen, die Rheinländer eingeschlossen, besucht. Man folgt eben zuviel dem großen Strome der Modereisenden. Unverständlich aber ist es mir, dass nicht mehr Deutsche das Verlangen haben, unser Elsass kennen zu lernen, das unsere Väter in heißem Kampfe uns wieder erobert haben. Steige mit mir hinauf in die Höhe des fast unmittelbar aus der Ebene über 800 Meter sich erhebenden Odilienberges und sieh, wie von Hoh Barr das herrliche Wasgenland zu deinen Füßen liegt mit seinen Städten und Dörfern, mit seinen goldglänzenden Ährenfeldern und grünschimmernden Wiesen, mit seinen rebenumkränzten Hügeln und waldumrauschten, burggekrönten Bergen. Dort in der Ferne [S. 56 (siehe Abb. 1)] zieht der Silberfaden des Rheinstromes dahin. Diesen Juwel hast du wiedergewonnen, mein deutsches Volk. Lerne ihn kennen, und du wirst ihn schätzen und lieben! Und niemals wirst du dir wieder nehmen lassen unser Elsass!

<sup>76</sup> Durch diesen Tunnel führt die Route Départementale 417 heute noch.

<sup>77</sup> Der Autor hatte sein Kommen also mit Brief oder Postkarte, eher wohl mit einem Telegramm angekündigt.

56  
zieht der Silberfaden des Rheinstromes dahin. Diesen Juwel hast du wieder gewonnen, mein deutsches Volk. Lerne ihn kennen, u. du wirst ihn schätzen u. lieben!  
Und niemals wirst du dir wieder nehmen lassen unser Elsass!

Abb. 1: Faksimile der letzten Seite des Reiseberichts.